

Isidora Randjelović, Prof. `in Dr. `in Iman Attia, Olga Gerstenberger, José Fernández Ortega,  
Svetlana Kostić

**Studie zu Rassismuserfahrungen von Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland**

## Impressum

Studie zu Rassismuserfahrungen von Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland  
Alice-Salomon-Hochschule Berlin  
Berlin, 2020

Laufzeit der Studie: September 2019–Oktober 2020

Projektleitung:	Prof.´in Dr.in Iman Attia Isidora Randjelović
Wissenschaftliche Mitarbeit:	José Fernández Ortega Olga Gerstenberger
Studentische Hilfskraft:	Svetlana Kostić

In Zusammenarbeit mit:

Anita Awosusi	Bürger:innenrechtsarbeit und Erinnerungskultur
Merfin Demir	Selbstvertretung und Antimuslimischer Rassismus
Kenan Emini	Bleiberecht
Ilona Lagrene	Bürger:innenrechtsarbeit und Erinnerungskultur
Tayo Awosusi-Onutor	Transgenerationale Erinnerung
Sabina Salimovska	Bildung
Roxie Thiele-Doğan	Bildung und romani Feminismus
Joschla Melanie Weiß	Romani Feminismus und Intersektionalität

Lektorat: Koray Yılmaz-Günay

In Auftrag gegeben von der *Unabhängigen Kommission Antiziganismus (UKA)*

gefördert vom Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat

Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses  
des Deutschen Bundestages

# Inhaltsverzeichnis

IMPRESSUM .....	2
VORWORT .....	6
1. FRAGESTELLUNG, PRÄMISSEN UND ZIELSETZUNG DER STUDIE .....	11
1.1 FRAGESTELLUNG UND ZIELSETZUNG .....	11
1.2 PRÄMISSEN DER STUDIE .....	12
1.2.1 <i>Arbeitsdefinition Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze</i> .....	12
1.2.2 <i>Spezifische ethische Herausforderungen an Studien zu Rom:nja und Sinti:zze im Kontext von Geschichte und Gegenwart</i> .....	18
2. VORGEHEN.....	22
2.1 FORSCHUNGSETHISCHES VORGEHEN – PRINZIPIEN .....	22
2.2 FORSCHUNGSETHISCHES VORGEHEN – KONKRETE FORSCHUNGSPRAXIS .....	30
2.3 STUDIENTEAM-ZUSAMMENSETZUNG .....	34
2.4 GESPRÄCHSPARTNER:INNEN: ZUGANG UND AUSWAHL .....	35
2.5 VERFAHREN DER DATENERHEBUNG .....	37
2.6 VERFAHREN DER DATENAUSWERTUNG .....	42
2.7 DER ERGEBNISBERICHT .....	43
3.1 RASSISMUSERFAHRUNGEN IM ALLTAG .....	45
3.1.1 <i>Blicke und Getuschel</i> .....	46
3.1.2 <i>Unter-Beobachtung-Stehen</i> .....	48
3.1.3 <i>Herabwürdigung und Beschimpfung</i> .....	50
3.1.4 <i>Absprechen von Deutschein und symbolische Ausweisung</i> .....	55
3.1.5 <i>Exotisierung</i> .....	56
3.1.6 <i>Konfrontation mit rassistischem Wissen im Alltag</i> .....	57
3.1.7 <i>Diskriminierung in der Freizeit</i> .....	62
3.1.8 <i>Rassistische Wahlwerbung und Rechtspopulismus</i> .....	64
3.1.9 <i>Körperliche Gewalt und Anschläge</i> .....	67
3.2 RASSISMUSERFAHRUNGEN IM ARBEITSLEBEN .....	71
3.2.1 <i>Diskriminierungserfahrungen durch gesetzliche Einschränkungen im Ausbildungs- und Arbeitskontext</i> .....	72
3.2.2 <i>Diskriminierungserfahrung durch Arbeitgeber:innen aufgrund der Identifizierung als Rom:nja oder Sinti:zze</i> .....	75
3.2.3 <i>Ausbeutung von Arbeitskraft</i> .....	78
3.2.4 <i>Abwertung von Wissen und Fachkompetenz</i> .....	80
3.2.5 <i>Ungleichbehandlung am Arbeitsplatz und in der Ausbildung</i> .....	83
3.2.6 <i>Arbeitsdiskriminierung nach der Abschiebung</i> .....	92
3.3 RASSISMUSERFAHRUNGEN IM BEREICH WOHNEN .....	93
3.3.1 <i>Staatliche Diskriminierung</i> .....	93
3.3.2 <i>Diskriminierung durch Nachbar:innen</i> .....	97
3.3.3 <i>Diskriminierung durch Vermieter:innen bzw. Makler:innen</i> .....	98
3.3.4 <i>Stereotypisierte Wohngebiete</i> .....	107
3.3.5 <i>Prekäre Wohnbedingungen nach Abschiebung aus Deutschland</i> .....	107
3.4 RASSISMUSERFAHRUNGEN IM BEREICH BILDUNG .....	111
3.4.1 <i>Kita</i> .....	112
3.4.2 <i>Schule</i> .....	113
3.4.2.1 <i>Zuweisung in die Sonderschule</i> .....	113
3.4.2.2 <i>Rassistische Diskriminierung durch Mitschüler:innen</i> .....	115
3.4.2.3 <i>Mobbing und körperliche Gewalt durch Mitschüler:innen</i> .....	119
3.4.2.4 <i>Rassistische Diskriminierung, Herabwürdigung durch Lehrer:innen</i> .....	122
3.4.2.5 <i>Mobbing und körperliche Gewalt durch Lehrer:innen</i> .....	127
3.4.2.6 <i>Diskriminierende Schulkultur</i> .....	129
3.4.2.7 <i>Ungleichbehandlung durch Lehrkräfte</i> .....	131
3.4.2.8 <i>Ignoranz gegenüber Diskriminierung in der Schule</i> .....	134

3.4.2.9 Fehlende Erwähnung in der Schule, in den Lehrbüchern .....	136
3.4.2.10 Konfrontation mit rassistischem Wissen in der Schule.....	139
3.4.2.11 Kontinuitäten.....	143
3.4.2.12 Intersektionale Diskriminierung .....	145
3.4.2.13 Eingeschränkter Zugang zur Bildung nach der Abschiebung aus Deutschland.....	146
<b>3.4.3 Rassismuserfahrungen in der akademischen Bildung (-sarbeit) .....</b>	<b>147</b>
<b>3.5 RASSISMUSERFAHRUNGEN IN BEHÖRDEN .....</b>	<b>151</b>
<b>3.5.1 Behörden allgemein.....</b>	<b>151</b>
<b>3.5.2 Jobcenter.....</b>	<b>153</b>
<b>3.5.3 Ausländerbehörde und BAMF.....</b>	<b>158</b>
<b>3.5.4 Justiz und Polizei .....</b>	<b>162</b>
3.5.4.1 Erfassung.....	162
3.5.4.2 Razzien und <i>Racial Profiling</i> .....	163
3.5.4.3 Polizeigewalt .....	165
3.5.4.4 Gegen-/Anzeigen bei Rassismus .....	167
3.5.4.5 Täter:innenentlastung bei Opfern aus der Minderheit.....	171
<b>3.6 RASSISMUSERFAHRUNGEN IM BEREICH SOZIALE ARBEIT .....</b>	<b>172</b>
<b>3.6.1 Zugang zu (psycho-)sozialen Dienstleistungen und gesetzlichen Leistungen .....</b>	<b>174</b>
<b>3.6.2 Umgang mit Hilfesuchenden und Empfänger:innen von Sozialleistungen .....</b>	<b>183</b>
<b>3.6.3 Intervenierende Hilfen .....</b>	<b>189</b>
3.6.3.1 Kindesentzug.....	191
3.6.3.2 Vernachlässigung der Schutzpflicht .....	196
<b>3.7 RASSISMUSERFAHRUNGEN IM BEREICH MEDIEN.....</b>	<b>198</b>
<b>3.7.1 Rassistische Berichterstattung und stereotype Repräsentation in den Medien .....</b>	<b>198</b>
<b>3.7.2 Hassrede im Internet und in Sozialen Medien .....</b>	<b>205</b>
<b>3.8 RASSISMUSERFAHRUNGEN IM BEREICH GESUNDHEIT.....</b>	<b>208</b>
<b>3.8.1 Gesundheitliche Spätfolgen durch die Verfolgung während des Nationalsozialismus.....</b>	<b>209</b>
<b>3.8.2 Verweigerung von ärztlicher Behandlung und Unfreundlichkeit .....</b>	<b>212</b>
<b>3.8.3 Ärzt:innen, die an der Abschiebung mitwirken, und fehlende gesundheitliche Versorgung nach der Abschiebung .....</b>	<b>214</b>
<b>4. FALLBEISPIELE .....</b>	<b>218</b>
<b>4.1 FALLBEISPIEL ALEXANDRA COCEA.....</b>	<b>218</b>
4.1.1. <i>Chronologie</i> .....	218
4.1.2. <i>Zusammenfassende Analyse und Empfehlungen:</i> .....	221
<b>4.2 FALLBEISPIEL ERIKA MEYER .....</b>	<b>222</b>
4.2.1 <i>Biographie</i> .....	222
4.2.2. <i>Zusammenfassende Analyse und Empfehlungen:</i> .....	227
<b>4.3. FALLBEISPIEL GANI RAMA .....</b>	<b>230</b>
4.3.1 <i>Chronologie</i> .....	230
4.3.2. <i>Zusammenfassende Analyse und daraus abgeleitete Empfehlungen</i> .....	238
<b>4.4 FALLBEISPIEL ELENA DUMITRACHE .....</b>	<b>240</b>
4.4.1 <i>Chronologie</i> .....	240
4.4.2 <i>Zusammenfassende Analyse und daraus abgeleitete Empfehlungen:</i> .....	248
<b>4.5 FALLBEISPIEL – SUZANA LUKIĆ .....</b>	<b>250</b>
4.5.1 <i>Biographie</i> .....	250
4.5.2 <i>Zusammenfassende Analyse und Empfehlungen:</i> .....	256
<b>5. FAZIT .....</b>	<b>258</b>
<b>5.1 BEREICHE VON RASSISMUSERFAHRUNGEN .....</b>	<b>261</b>
5.1.1 <i>Rassismuserfahrungen im Alltag</i> .....	261
5.1.2 <i>Rassismuserfahrungen in der Arbeitswelt</i> .....	266
5.1.3 <i>Rassismuserfahrung im Bereich Wohnen</i> .....	269
5.1.4 <i>Rassismuserfahrungen im Bereich Bildung</i> .....	273
5.1.5 <i>Rassismuserfahrungen in Behörden</i> .....	279
5.1.6 <i>Rassismuserfahrungen im Bereich Soziale Arbeit</i> .....	284

5.1.7 <i>Rassismuserfahrungen im Bereich Medien</i> .....	287
5.1.8 <i>Rassismuserfahrungen im Bereich Gesundheit</i> .....	288
5.2 <b>GRUNDLEGENDE MECHANISMEN</b> .....	291
5.2.1 <i>Allgegenwart von Rassismus (-erfahrungen)</i> .....	291
5.2.2 <i>Transgenerationale Vermittlung von Rassismus(-erfahrungen)</i> .....	291
5.2.3 <i>(Nicht-)Verhandlungen von Rassismus(-erfahrungen) in der Familie</i> .....	292
5.2.4 <i>Transnationalität von Rassismus(-erfahrungen)</i> .....	293
5.2.5 <i>Intersektionalität von Rassismus(-erfahrungen)</i> .....	293
5.2.6 <i>Hierarchisierung von Rassismen</i> .....	295
5.2.7 <i>Rassismus(-erfahrungen) als Sozialisationsinstanz</i> .....	296
5.2.8 <i>Sichtbarkeit und Rassismus(-erfahrungen)</i> .....	297
5.2.9 <i>Rassismus(-erfahrungen) als gesellschaftliches Machtverhältnis</i> .....	299
<b>6. EMPFEHLUNGEN</b> .....	<b>301</b>
<b>7. LITERATURVERZEICHNIS</b> .....	<b>312</b>

## Vorwort

Während wir diese Studie durchführten, verbreitete sich eine Pandemie, die auch dem «Westen» zeigte, wie sehr wir letztlich alle miteinander verbunden und als menschliche Wesen vulnerabel sind, und die gleichzeitig die globalen gesellschaftlichen Verhältnisse und die Ungleichheitsdimensionen in Deutschland, so wie es Krisen eigen ist, offenlegte. Für diejenigen, die in den letzten Jahren wenig spürten von den großen Epidemien, Kriegen, ökologischen und ökonomischen Folgen unseres Reichtums, die weit entfernt sind von der *Zone of Non-Being* (Fanon 1986), begann mit der Pandemie eine individuell und kollektiv neue Zeit der Orientierung und Anpassung an die veränderten Verhältnisse. Während wir über Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze schrieben, offenbarten sich in der Pandemie-Krise auch die gesellschaftlichen Asymmetrien in Deutschland entlang rassistischer Ordnungen. In Berlin-Neukölln, unweit unseres Büros, wurden, während wir uns in der Auswertungsphase des Berichts befanden, zwei komplette Häuserblöcke, in denen romani Familien leben, unter Quarantäne gestellt. Grundlage dafür waren einzelne Fälle von Covid-19, die dem bezirklichen Gesundheitsamt gemeldet wurden. Die Betroffenen durften ohne konkreten Verdacht, geschweige denn einen Test, ihre Wohnungen nicht verlassen. Sie waren täglich von der Presse umzingelt und durften nicht einmal einkaufen gehen. Ein Teil der an sie ausgelieferten Lebensmittel hatte das Haltbarkeitsdatum überschritten, wie Bewohner:innen berichteten. Von einzelnen Nachbar:innen wurden sie als Krankheitsherde identifiziert, denunziert und beleidigt.

Während die Pandemie uns auf sehr unterschiedliche Weisen Grenzen setzte, entgrenzte der kapitalistische Nationalstaat weiter: Während Menschen das Reisen und, zum Teil, das Arbeiten verboten wurde, duldeten andere Wirtschaftsbereiche keinen Stillstand, sodass Arbeiter:innen sogar mit Charterflügen eingeflogen wurden, um hier auf Feldern und in Fabriken zu arbeiten, damit wir billigen Spargel und billiges Fleisch essen können. Skandalisiert wurden die Zustände in den Fleischbetrieben von *Tönnies*, deren Arbeiter:innen aus Bulgarien und Rumänien – unter ihnen viele Rom:nja – aufgrund der beengten Unterbringung und der Arbeitsbedingungen einem erhöhten Erkrankungsrisiko ausgesetzt waren. Tatsächlich erkrankten einige – und in der Folge wurden alle Arbeiter:innen unter Quarantäne gestellt. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident «analysierte»: Rumän:innen und Bulgar:innen würden Corona nach Deutschland einschleppen. Zur Aufrechterhaltung der industriellen Fleischproduktion und der Landwirtschaft wurden ungeachtet der Pandemie über 80.000 Menschen eingeflogen, um in Deutschland für einen Niedriglohn ihre Gesundheit zu riskieren.

Auch Abschiebungen von Rom:nja in sogenannte sichere Herkunftsstaaten fanden und finden trotz der Reisewarnungen wegen der Pandemie weiterhin statt. Dabei sind die transnationalen Folgen der Pandemie insbesondere für arme Rom:nja katastrophal. Einerseits sind die Menschen in isolierten Armensiedlungen aufgrund des eingeschränkten Zugangs zu medizinischer Versorgung besonders vulnerabel. Andererseits werden Rom:nja in verschiedenen Staaten kollektiv als Gefahr für die öffentliche Gesundheit stigmatisiert, in Siedlungen abgeriegelt und durch Polizei und Drohnen überwacht und in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt (OSF 2020). In Bulgarien wurden sogar Flugzeuge eingesetzt, die über Siedlungen armer Rom:nja flogen und die dort lebenden Menschen mit Desinfektionsmitteln besprühten (ntv 15.10.2020).

In der Zeit der Durchführung dieser Studie verübten neonazistische Terroristen rassistische Anschläge in Halle und in Hanau. Zumindest einer der Täter wird sich vor Gericht verantworten müssen. Die strukturellen Bedingungen für diese Taten – wie auch die 178 seit 1990 begangenen rassistischen Morde in Deutschland (Blickle, Jansen, Kleffner et al. 2018) – harren ihrer gesellschaftlichen Aufarbeitung. Unter den Opfern in Hanau befanden sich drei romani Angehörige.

Der Erhebungszeitraum unserer Studie endete vor den genannten zeitgeschichtlichen Ereignissen, deswegen äußern sich die Gesprächspartner:innen nicht dazu. Trotzdem weisen die Ergebnisse dieser Studie auf tradierte und neue gesellschaftliche Verhältnisse hin, die den Boden auch für den entfesselten rassistischen Terror von Halle und Hanau, aber auch die alltägliche rassistische Ausbeutung, Herabwürdigung und Ausgrenzung bereiten.

Wir danken allen, die am Zustandekommen dieser Studie beigetragen haben. Unser größter Dank gilt den Gesprächspartner:innen. Ohne sie wäre die Studie nicht möglich geworden. Wir danken ihnen für die Bereitschaft und das Vertrauen, mit uns Erfahrungen zu teilen, die zum Teil tief in die familiäre Geschichte hineinführen und nicht selten schmerzhaft Erinnerungen hervorrufen. Trotz der knappen Zeitvorgaben waren kurzfristige Gesprächsvereinbarungen möglich, was wir als dringliches Anliegen unserer Gesprächspartner:innen deuten, geteilte Erfahrungen von Rassismus gesellschaftlich besprechbar zu machen. Dreiundneunzig Rom:nja und Sinti:zze haben dieser Studie mit ihrem persönlichen, beruflichen, politischen Wissen, ihren Erfahrungen und Analysen Leben eingehaucht.

Wir danken Dr.`in Meggi Khan-Zvorničanin für die professionelle und freundliche Fortbildung des Teams und die Strukturierungsvorschläge der Studiengliederung. Wir danken Dr.`in

Jasna Russo für die bereichernden inhaltlichen Diskussionen und Literaturhinweise. Wir bedanken uns beim Team der Studie zum Empowerment von Sinti:zze und Rom:nja, Prof.´in Dr.´in Asiye Kaya und M.Ed. Hajdi Barz, für die gemeinsamen Gespräche über unsere jeweiligen Arbeitsfelder. Wir bedanken uns bei Dr.´in Jane Weiß und Prof.´in Dr.´in Elizabeta Jonuz für die professionelle Beantwortung all unserer Fragen und den unkomplizierten Kontakt zur *Unabhängigen Kommission Antiziganismus*. Wir bedanken uns insbesondere bei den Teilnehmer:innen der Werkstätten, die mit ihrer Fachkompetenz Teile unserer Arbeit kritisch bewertet und zur konkreten Ausarbeitung der Empfehlungen maßgeblich beigetragen haben:

- Hajdi Barz und Tayo Awosusi-Onutor für den Bereich Bildung
- Sonja Kosche, Vojta Gina und Perjan Wirges für den Bereich Medien
- Saraya Gomis und Merfin Demir für den Bereich des Institutionellen Rassismus
- Radomir Nikolić und Koray Yılmaz-Günay für den Bereich Arbeit
- Nedzmije Kurteši für den Bereich Soziale Arbeit
- Sabina Salimovska, Anita Awosusi und Roxie Thiele-Doğan für den Bereich Gesundheit
- Kenan Emini, Nino Novaković und Mohamed Jouni für den Bereich Bleiberecht
- Violetta Balog und Georgi Ivanov für den Bereich Wohnen
- Roxanna Lorraine-Witt und Joschla Melanie Weiß für den Bereich des Alltagsrassismus
- Fatima Hartmann und Berna Öznarçıçeği für die kritische Reflexion im Rahmen der zweiten Werkstatt.

Wir danken Biplab Basu und Nadija Samour für die inhaltliche und rechtliche Fallberatung!

Wir bedanken uns für die Übersetzung der rumänischsprachigen Gespräche bei Estera Iordan, der romanesssprachigen Gespräche bei Gabi Zekić und der serbischsprachigen Gespräche bei Svetlana Borovnjak. Wir danken Naemi Eifler für die Transkription der Gespräche. Wir danken den verschiedenen Bereichen der Verwaltung und technischen Betreuung in der Alice-Salomon-Hochschule, die sich mit großem Engagement unserer Fragen und Anliegen angenommen haben. Wir danken Koray Yılmaz-Günay für das geduldige Lektorat unter erschwerten Bedingungen.

Unsere Teamkonstellation war sehr vielschichtig: Regelmäßig arbeiteten zwischen fünf und sieben Personen zusammen. Phasenweise wuchs unser Team aber auf zwölf Personen an. Wir freuen uns über die sehr gute Zusammenarbeit und wir sind besonders dem erweiterten Team



dankbar. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass wir unter hohem zeitlichen Druck gearbeitet haben. Die Zusammenarbeit war trotzdem immer durch einen sowohl inhaltlich professionellen als auch menschlich zugewandten, wertschätzenden und solidarischen Umgang gekennzeichnet. Dafür sind wir als Team einander sehr dankbar.

Ein ganz besonderer Dank gilt den in jahrelanger Bürger:innenrechtsarbeit involvierten bzw. in Selbstorganisationen für die Rechte von Rom:nja und Sinti:zze engagierten, in akademischer Praxis verorteten, mit verschiedenen Communitys vernetzten und fachlich wie menschlich herausragenden Mitgliedern des erweiterten Teams, namentlich:

- Anita Awosusi für die geführten Gespräche mit Sinti:zze, die kritischen Reflexionen während der Werkstätten und den Beitrag zu transgenerationalen Folgen der nationalsozialistischen Verfolgung am Beispiel der Lebensgeschichte von Erika Meyer;
- Ilona Lagrene für die geführten Gespräche mit Sinti:zze, für die gemeinsame Reflexion des Studienvorhabens sowie die erinnerungspolitischen Beiträge während der Werkstätten;
- Sabina Salimovska für die geführten Gespräche mit Rom:nja, die wöchentliche Mitarbeit bei der Codierung und Interpretation der Gespräche, die Sortierung des Bereiches Bildung sowie für das Recherchieren und Verfassen der ineinandergreifenden Diskriminierungserfahrungen von Alexandra Cocea;
- Roxie Thiele-Doğan für die geführten Gespräche mit Rom:nja, die wöchentliche Mitarbeit bei der Codierung und Interpretation der Gespräche sowie für ihre intersektionalen Perspektiven und inhaltlichen Anregungen bei den Werkstätten;
- Merfin Demir für die geführten Gespräche mit Rom:nja, für die gemeinsame Reflexion des Studienvorhabens sowie die inhaltlichen Beiträge zu Selbstorganisation während der Werkstätten;
- Tayo Awosusi-Onutor für ihre inhaltlichen Beiträge zum transgenerationalen Trauma während einer Werkstatt sowie für das Erstellen und Verfassen des Beitrags zu transgenerationalen Folgen des Nationalsozialismus am Beispiel der Lebensgeschichte von Erika Meyer;
- Joschla Melanie Weiß für die geführten Gespräche mit Sinti:zze sowie für die inhaltliche Mitarbeit während der Werkstätten;
- Kenan Emini für die geführten Gespräche mit abgeschobenen Rom:nja, die inhaltliche Begleitung zum Thema Bleiberecht sowie insbesondere die Dokumentation und Reflexion des Schicksals von Gani Rama.

Schließlich danken wir allen Rom:nja und Sinti:zze, solidarischen Schwarzen und People of Color sowie Angehörigen migrantischer Communitys, ohne deren vielschichtige, rassismuskritische, feministische Wissensproduktionen, politische Arbeit und Vernetzung diese Studie in dieser Form nicht möglich geworden wäre.

# 1. Fragestellung, Prämissen und Zielsetzung der Studie

## 1.1 Fragestellung und Zielsetzung

Es gibt bisher nur wenige Studien, die aus der Perspektive von Rom:nja und Sinti:zze auf Dimensionen, Konstellationen und Routinen hinweisen, deren Kenntnis für wirkungsvolle rassismuskritische Politik und Praxis notwendig sind (Strauß 2011; Jonuz 2009; Jonuz/Weiß 2020; Roma Büro Freiburg 2019; sowie für Serbien, Kurtić 2013). Die vorliegende Studie zu Rassismuserfahrungen von Rom:nja und Sinti:zze stellt vor diesem Hintergrund die Formen und Effekte von Rassismus sowie die Lebenswirklichkeiten von Rom:nja und Sinti:zze, die von verschiedenen miteinander verschränkten Unterdrückungsdimensionen geprägt sind, in den Mittelpunkt. Auf der Grundlage von Gruppen- und Einzelgesprächen wurde die Bandbreite verschiedener Rassismuserfahrungen erhoben und systematisiert. Das Ziel der Studie war es, Daten zu folgenden Aspekten zu erhalten:

- 1) Wie erleben Rom:nja und Sinti:zze im Verlauf ihres Lebens Rassismus bzw. wie vermitteln sich ihnen die Rassismuserfahrungen ihrer (Groß-)Eltern bzw. Rassismuserfahrungen der (Groß-)Eltern-Generation?
- 2) Welche persönlichen und familiären Folgen von Diskriminierung, Verfolgung u.a. werden erlebt, auch transgenerational?
- 3) Welche verschiedenen Formen rassistischer Diskriminierung erleben Rom:nja und Sinti:zze – von subtilen Erfahrungen bis hin zu körperlicher Gewalt – und in welchen Kontexten erleben sie Rassismus?
- 4) Welche Faktoren (Differenzkategorien) sind aus Sicht der Betroffenen ausschlaggebend bzw. werden benannt für die rassistische Diskriminierung (Sichtbarkeit bzw. «Erkennbarkeit als...», Sprache, sozialer, aufenthaltsrechtlicher Status usw.)?
- 5) Welche sekundären Rassismuserfahrungen – etwa durch Ausblenden, Verharmlosen und/oder Verfälschen (tradiertes) Rassismus-, Verfolgungs- und Genoziderfahrungen – machen Rom:nja und Sinti:zze?

Daran schließen weiterführende Fragen an, etwa die, wie die Gesprächspartner:innen und ihr Umfeld mit Rassismus umgehen, welche (materiellen, infrastrukturellen, sozialen, kulturellen, persönlichen) Ressourcen (wie etwa Wissen) und Strategien sie im (direkten) Umgang mit Rassismuserfahrungen und in der Verarbeitung bzw. Bewältigung entwickeln und anwenden.

Die Beantwortung dieser Fragen muss zukünftigen Studien vorbehalten bleiben. Eine differenzierte Herausarbeitung der Umgangsweisen mit und der Bewältigungsstrategien von Rassismus wäre ein wichtiger Schritt, um Ansätze zur Stärkung von rassismusbetroffenen Rom:nja und Sinti:zze durch strukturelle und gezielte Förderung zu implementieren. Die parallel zu unserer Erhebung erstellte Studie zum Empowerment von Sinti:zze und Rom:nja (Barz/Kaya/Horvath/Reinhardt/Abed-Ali 2020) aus Perspektive der Selbstorganisationen leistet hierzu einen wichtigen Beitrag, kann aber lediglich einen Anfang darstellen.

Die vorliegende Studie gibt – für die Bundesrepublik in dieser Form erstmalig – einen Überblick über die Ausprägungen von Rassismus, mit denen Rom:nja und Sinti:zze in ihrem Lebensalltag konfrontiert sind, und zwar vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen, Empfindungen, Wahrnehmungen und Analysen, die sie bereit waren, zu schildern.

## **1.2 Prämissen der Studie**

### **1.2.1 Arbeitsdefinition Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze**

Im Folgenden erläutern wir die der Studie zugrunde liegenden Konzepte *Rassismus*, *Dominanzkultur* und *Intersektionalität*.

Rassismustheorien gehen davon aus, dass Rassismus Rassen konstruiert, sodass tatsächliche oder vermeintliche körperliche, kulturelle und/oder religiöse Aspekte als wesentliche und natürliche Gruppenmerkmale erscheinen, die unveränderlich und für alle Gruppenmitglieder zentral bedeutsam sind. Dies führt zu starren Gruppenkonstruktionen, die als dichotome Gegensätze konstruiert sind, die oft hierarchisiert werden. Die Konstruktion von Rassen hat zum Ziel und/oder den Effekt, dass die eigene Gruppenidentität durch Abgrenzung von *Anderen* geschaffen wird und dass Aggressionen, Ausschlüsse und Privilegien legitimiert werden und gerechtfertigt erscheinen (Attia 2014:9). Da die biologistische Rasse-Konstruktion aufgrund ihrer naturwissenschaftlichen Unhaltbarkeit und ihrer historischen Gewalt vom demokratischen Spektrum der Gesellschaft abgelehnt wird, die widersprüchliche Verstrickung in rassistische Diskurse und Machtverhältnisse aber trotz demokratischer Selbstkonzepte und angestrebter sozialer Gleichstellung fortbesteht, ersetzen nationalistische, ethnisierende, kulturalisierende und/oder religiosisierende Argumentationen die biologistische Sprache (Rommelspacher 2009). Gleichzeitig sind die Folgen jahrhundertelanger Rassifizierungsprozesse real und wirken nach. Daraus entstehen Differenzen beim Zugang zu Ressourcen und bei der unhinterfragten Zuweisung von gesellschaftlicher (Nicht-)Zugehörigkeit. Die Differenzen setzen sich

auch fort in Erfahrungen und Narrationen. Aus der Differenzierung entsteht so auch materielle und kulturelle Differenz. Rasse oder Ethnizität sind demnach keine biologischen, sondern historische, soziale und kulturelle Tatsachen – und damit «diskursive Konstrukte» (Hall 2018). Als Klassifikationssystem organisiert Rassismus historische und soziale Differenz.

Rassismus in diskursiven Termini zu denken, bedeutet, Rasse, Ethnizität und Nation als Konzeptionen kultureller Differenz zu verstehen, wobei «Diskurs als dasjenige [zu] begreifen [ist], was menschlichen Praktiken und Institutionen Bedeutung verleiht, was uns dazu fähig macht, die Welt zu verstehen, und folglich als das, was menschliche Praktiken zu bedeutungsvollen Praktiken macht, die genau deshalb geschichtlicher Natur sind, weil sie auf jene Weise signifizieren, auf die sie auch menschliche Differenzen markieren. [...] Rassismus, so hasserfüllt er als historischer Tatbestand gewesen sein mag, [ist] dennoch auch ein Bedeutungssystem, also eine Art und Weise, die Welt zu strukturieren und bedeutungsvoll zu klassifizieren» (Hall 2018:55).

Rassismusforscher:innen heben hervor, dass Rassismus historisch spezifisch ist, das heißt, dass er je nach Epoche, Kultur, Gesellschaftsform etc. unterschiedlich auftreten und sich äußern kann (Hall 1989; vgl. auch Rommelspacher 2009 sowie Attia 2014). Es können deswegen auch in der Analyse der historischen Verfolgung spezifische rassistische Diskurse gegen Sinti:zze und Rom:nja herausgearbeitet werden. Wir greifen fünf Kennzeichen des Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze auf, die besonders relevant für die Produktion gesellschaftlicher Ausschlüsse von Rom:nja bzw. Sinti:zze sind (nach Randjelović 2019).

*Erstens* erfolgt die Rassifizierung von Rom:nja und Sinti:zze über eine ausgeprägte Verbindung zu Sexismus (Lagrene 1995:332; Jonuz 1996; Kalkuhl 2003:66–81). Dabei wird die Romni bzw. Sintizza als Gegenbild zur bürgerlich-tugendhaften Frau dargestellt, vermutlich auch als Mahnung an die Gadji<sup>1</sup>, sich als Frau nicht zu viele Freiheiten herauszunehmen. Eine zentrale Rolle in den Diskursen spielen die unterstellte Promiskuität, schlechte Mutterschaft sowie der Vorwurf des Kindesraubs (vgl. Grellmann 1783:264 ff; Schäfer 2005; Solms 2005).

*Zweitens* werden Rom:nja und Sinti:zze, im Gegensatz zu Jüd:innen, nicht als Welteroberer:innen und Herrscher:innen stigmatisiert, sondern als primitiv, kriminell und lästig konstruiert (vgl. Ufen 1996:79ff; Wippermann 2005:40ff; Engbring-Romang 2003:34–49). Trotzdem

---

<sup>1</sup> Gadje wird in vielen Varietäten des Romanes für Nicht-Rom:nja verwendet. Gadji ist die feminine Form im Singular.

werden sie im Nationalsozialismus mit der gleichen Intention der rassistisch motivierten Vernichtung verfolgt und ermordet. Die Verfolgung durch «Erziehung» und die Ermordung durch «Vernichtung» gingen Hand in Hand – die eine Verfolgungslinie relativiert die andere nicht, sie dynamisieren sich gegenseitig. Im NS-Regime war „Erziehung“ keine Option mehr, weil in der NS-Rassendoktrin eine Erziehbarkeit von Rom:nja und Sinti:zze als unmöglich erklärt wurde, rückten Zwangssterilisation und Völkermord ins Zentrum der NS-Rassenpolitik. Rom:nja und Sinti:zze sind historisch auch Teil der Diskurse über kolonialisierte Subjekte, die es bestenfalls zu «erziehen» gilt, wenn auch im eigenen Land. Dabei wird der Bildungsgedanke in Bezug auf Rom:nja immer als «Erziehung» entworfen – und nie im Sinn einer humanistischen Bildung, die einen selbstdefinierten Zugang zur Welt ermöglichen soll (Schuch 2017). In dem Bestreben, sie – trotz aller unterstellter Defizite – zu „brauchbaren Bürger:innen“ zu machen sind Rom:nja und Sinti:zze somit, wenn nicht der direkten Vernichtung, dann doch massiven Assimilationsbestrebungen ausgeliefert, gefangen in der Dichotomie von «freiheitsliebenden Außenseiter:innen» einerseits und «primitiven Anderen» andererseits. Dieser Erziehungsgedanke hat sich bis in die Gegenwart erhalten und wird in etlichen Förderprogrammen und Projekten unreflektiert weitertransportiert (Schuch 2012).

*Drittens* sind traditionell Ordnungs- und Polizeiapparate, ebenso wie die Wissenschaft und die Soziale Arbeit, tief im Expert:inentum zu Sinti:zze und Rom:nja engagiert. In dieser Dreier-Kollaboration wird ein «Geheimkultur»-Mythos genährt, der auf verschiedenen Ebenen die Expertise dieser Institutionen voraussetzt, aber auch den Verrat aus den Communitys erwartet. Die Ethnisierung sozialer Probleme verlangt gleichzeitig auf struktureller Ebene nach Kontrolle und Disziplinierung durch Polizeiapparate, nach (Um-)Erziehung durch Soziale Arbeit und nach wissenschaftlicher Legitimierung dieses Vorgehens durch klassische «Tsiganolog:innen» und ihre gegenwärtigen Nachfolger:innen bzw. durch andere «Roma-Expert:innen». Rom:nja sind bis heute zu «entdecken», gleichsam phantasmagorische Wesen im Spannungsfeld von Begehren und Kontrolle. Bis in die Gegenwart beanspruchen Gadje die Deutungshoheit über Rom:nja, über Identität, Kultur, Sprache, Wirtschaftsweisen, Professionalität, Eigen- bzw. Fremdbezeichnungen (vgl. Randjelović 2018; Jonuz/Weiß 2020). Insbesondere die Tsiganologie tritt dabei kontinuierlich als erbitterte Gegnerin von selbstorganisierten Bewegungen von Rom:nja und Sinti:zze auf, die um symbolische Definitionsmacht und Anerkennung, aber auch für strukturelle Verbesserungen kämpf(t)en (ebd.). Wie im klassischen kolonialen Paradigma ist die Entdeckung und Erforschung bzw. Klassifizierung von Rom:nja und Sinti:zze bereits in der frühen Aufklärung ein spielerisches und ebenso lukrati-

ves wie karriereförderndes Beschäftigungsfeld von Wissenschaftler:innen und Theoretiker:innen. Auch wenn offensichtliche Analogien zum Antisemitismus gezogen werden können, erfolgte bei Rom:nja und Sinti:zze die Verfolgung zusätzlich über den Strang der Erforschung. Dessen ungeachtet kulminiert diese „verfolgende Erforschung“ während des Nationalsozialismus im Versuch der totalen Vernichtung.

*Viertens* ist mit der ordnungspolitischen Verfolgung von Rom:nja und Sinti:zze der Diskurs um das Nomadentum und in der Zuschreibung von „Heimatlosigkeit“ und „Nichtsesshaftigkeit“ eng verknüpft. Einerseits wurden die traditionellen Gewerbe von reisenden Handwerker:innen und Kaufleuten zur typischen Rom:nja- und Sinti:zze-Lebensweise über alle Zeiten und Räume hinweg konstruiert. Andererseits müssen Rom:nja in historischer Kontinuität bis heute Vertreibung und Flucht erleiden. Heutzutage werden sogar Kinder und Jugendliche, die in Deutschland geboren sind, in ihnen fremde Länder abgeschoben, aus denen sie regelmäßig zurück nach Hause, also nach Deutschland, fliehen. Hier produzieren die Ausländerbehörden eine Mobilität, die anderswo als Wesen der Rom:nja und Sinti:zze kulturalisiert wird, zum Teil auch romantisch verklärend, aber aus der bitteren Realität von sozialstruktureller Ausgrenzung an der Intersektion von Armut und rassistischer Unterdrückung und Verfolgung gewachsen ist. Hinzu kommt, dass gerade diejenigen Rom:nja, die in Armensiedlungen leben und wiederholt (symbolisch) als Bild für alle Rom:nja und Sinti:zze herhalten müssen, aufgrund fehlender Ressourcen, die am wenigsten mobile gesellschaftliche Schicht eines jeden Landes sind.

*Fünftens* sind in den Diskursen, die Rom:nja und Sinti:zze betreffen, diese selbst kaum involviert. Das ist zwar ein klassisches Merkmal aller Rassismen, jedoch wird die quantitative Unsichtbarkeit von Rom:nja und Sinti:zze auch zu einem qualitativen und spezifischen Merkmal des gegen sie gerichteten Rassismus. Selbstbeschreibungen sind in schriftlichen Zeugnissen bis in die Gegenwart höchst marginalisiert. *Andere* beobachten, interpretieren, vermessen und erforschen Rom:nja und Sinti:zze. Sie schreiben die Geschichte – und dominieren mit ihren Expertisen auch die Gegenwart. Die Sprache Romanes wird entwertet. Selbstbezeichnungen, Formen des Wissens, politische und andere Bewegungen, mündliche oder auch schriftliche Überlieferungen von Rom:nja bzw. Sinti:zze selbst sind weniger bekannt bzw. anerkannt als die schriftlichen Aussagen von Rom:nja- und Sinti:zze-«Expert:innen». Der geringe Zugang zu gesellschaftlich anerkannter und etablierter Wissensproduktion einerseits und die gesellschaftliche Geringschätzung mündlich überlieferter bzw. kulturell in Literatur, Musik und

Alltagswissen verankerter Wissensbestände im Gegensatz zu wissenschaftlicher Wissensproduktion andererseits, führen zu einem Mangel an hörbaren und heterogenen Selbstaussagen und zu einer Dominanz der homogenisierenden Fremderzählungen (Randjelović 2014).

Die Bilder von Nomad:innen, Kriminalität, Promiskuität, schlechter Mutterschaft, musikalischer Grundbegabung usw., aber auch Schädlingsmetaphern, wurden über Jahrhunderte aufgebaut und je nach historischem und lokalem Kontext angereichert. Diese Bilder finden sich in den aktuellen Debatten zu Geflüchteten ebenso wieder wie im Schulunterricht, in Lehr- und Lernmaterial, in Beleidigungen von Mitschüler:innen, in Polizeiapparaten und in Medien. Bis heute produzieren diese Bilder ein *Wir* und ein *Ihr*, das im Kontrast nicht nur die Identität der Dominanzgesellschaft als fleißig, arbeit- und sittsam, sesshaft, gebildet, diszipliniert usw. begründet. Diese Bilder dienen darüber hinaus einer ideologischen Legitimierung gesellschaftlicher Ausschließungspraxen (vgl. Hall 2000:8).

Die analytische Perspektive von Stuart Hall auf rassistische Ideologien und insbesondere ihre Verbindung zu Ausschließungspraxen als Verweigerung von Zugang zu kulturellen und symbolischen Ressourcen sind eine sinnvolle Herangehensweise, auch um die Verfolgung von Sinti:zze und Rom:nja theoretisch nachzuvollziehen. Wir ordnen daher das historisch gewachsene System der spezifischen Gewalt, die sich gegen sie richtet, unter dem Begriff des Rassismus ein.

Wie verschiedene Rassismusforscher:innen formuliert haben, gibt es nicht nur einen Rassismus, sondern es muss von *Rassismen* ausgegangen werden (Hall 2000:11). Auch wenn sie sich in ihren ideologischen und strukturellen Manifestationen und Folgen durchaus voneinander unterscheiden, können sie als differente Systeme von Rassismus definiert werden. Birgit Rommelspacher fasst Rassismus als *gesellschaftliches Verhältnis* zusammen:

«Zusammenfassend können wir Rassismus also definieren als ein System von Diskursen und Praxen, die historisch entwickelte und aktuelle Machtverhältnisse legitimieren und reproduzieren. [...] Beim Rassismus handelt es sich also nicht einfach um individuelle Vorurteile, sondern um die Legitimation von gesellschaftlichen Hierarchien, die auf der Diskriminierung von so konstruierten Gruppen basieren. In diesem Sinn ist Rassismus immer ein gesellschaftliches Verhältnis» (Rommelspacher 2009:29).

Demzufolge ist auch der Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja nicht nur ein Vorurteil – beziehungsweise die Summe unterschiedlicher Vorurteile –, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis. Als solches produziert es fortwährend Gewalt gegen Rom:nja und Sinti:zze. Diese



Gewalt wird legitimiert (und auch ausgeübt) mithilfe von Diskursen, die sich in symbolischen Politiken und struktureller Diskriminierung äußern, etwa indem Rom:nja das Recht auf Asyl pauschal und kollektiv abgesprochen wird und ihre Fluchtursachen entpolitisiert werden (vgl. Bislimi 2014).

Der Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja kann aus verschiedenen Perspektiven analysiert und beschrieben werden. Die folgende Rassismus-Definitionen richtet den Fokus auf den Deutungsrahmen der Subjekte, die Rassismus erleben. Aufbauend auf den oben genannten theoretischen Überlegungen von Rommelpacher und Hall, ist daher Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze (nach Randjelović 2019) «eine historisch gewachsene und transnational organisierte Gewalt, die auf die Psyche und die Körper von romani Subjekten transgenerational einwirkt und Lebenserschwerisse, Verletzungen und Krankheiten, verkürzte Lebenserwartung bis hin zum Tod verursacht. Diese Gewalt schließt Rom:nja individuell und/oder kollektiv und in Verschränkung mit weiteren gesellschaftlichen Platzierungen wie Klasse, Gender, Sex, religiöser Zugehörigkeit von materiellen, finanziellen sowie symbolischen Ressourcen und von gesellschaftlicher Anerkennung und struktureller Teilhabe aus.»

Wenn wir in dieser Studie über *Dominanzkultur* sprechen, beziehen wir uns auf das Konzept von Rommelpacher, wonach Dominanz durch die Aufrechterhaltung der Normalität reproduziert wird (Rommelpacher 1998:32). Sie unterscheidet Dominanz von repressiver Herrschaft, da sich Dominanz zwar auch auf eine stabile «Asymmetrie in der Verfügung über Ressourcen» stützt, ihre Herrschaft aber nicht durch Gebote und Verbote durchsetzt, sondern «sich auf weitgehende Zustimmung stützt, indem sie sich über die sozialen Strukturen und die internalisierten Normen vermittelt, weshalb sie in eher unauffälliger Weise politische, soziale und ökonomische Hierarchien reproduziert» (Rommelpacher 1998:26). Ferner geht sie von einer Vieldimensionalität der Macht (Rommelpacher 1998:28) aus, in der sich die Machtasymmetrien (beispielsweise Geschlechterasymmetrien durch ökonomische Macht) gegenseitig relativieren können.

Die Vieldimensionalität der Macht ist auch Bestandteil des *Intersektionalitätsbegriffs*, den wir im Rahmen dieser Studie verwenden. Er basiert auf der Arbeitsdefinition von Patricia Hill Collins und Sirma Bilge:

«Intersektionalität untersucht, wie in verschiedenen Gesellschaften überschneidende Machtverhältnisse die sozialen Beziehungen sowie individuelle Alltagserfahrungen beeinflussen. Als Analyseinstrument betrachtet Intersektionalität Kategorien wie

Race, Klasse, Geschlecht, Sexualität, Nation, Ability, Ethnizität und Alter – neben anderen – als miteinander verbunden und sich gegenseitig beeinflussend. Intersektionalität ist eine Möglichkeit, die Komplexität der Welt, der Menschen und der menschlichen Erfahrungen zu verstehen und zu erklären» (Hill Collins/Bilge 2020:2, eigene Übersetzung).

Je nach gesellschaftlichem und historischem Kontext bauen Machtverhältnisse also aufeinander auf, beeinflussen sich gegenseitig – und somit auch die individuellen und kollektiven Erfahrungen, die nachfolgend geschildert werden.

### **1.2.2 Spezifische ethische Herausforderungen an Studien zu Rom:nja und Sinti:zze im Kontext von Geschichte und Gegenwart**

Die kollektive Verfolgungserfahrung von Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland ist geprägt von einer Nähe zwischen (Er-)Forschung und Vernichtung. Die Deportationen, Zwangssterilisationen, medizinischen Versuche an Menschen und letztlich die Ermordung von Sinti:zze und Rom:nja fanden im Nationalsozialismus im Rahmen der «rassenkundlichen Forschung» ihre Grundlage und Legitimität – in der Abfrage familiärer und persönlicher Informationen, der körperlichen Vermessung und schließlich der Einteilung in hierarchisch nach «Un-Wertigkeit» geordnete Menschengruppen, und zwar auch innerhalb des stigmatisierten Kollektivs, je nach angeblicher «Blutsanteile» (vgl. Zimmermann 2007). In Deutschland entfaltete sich eine «mörderische Wissenschaft» (Jonuz/Schuch 2015), die in Zusammenarbeit mit Gesetzgebung, Polizei und Politik für den Genozid an Rom:nja und Sinti:zze in Europa die Grundlagen lieferte. Angesichts dieser Verfolgungsgeschichte ist eine dezidierte Wissenschaftskritik insbesondere unter forschungsethischen Gesichtspunkten geradezu verpflichtend für empirische Projekte in Bezug auf Sinti:zze und Rom:nja. Dagegen werden in den wenigen empirischen Arbeiten weder in den theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Genozid bzw. dem Rassismus noch in den Publikationen zum «Antiziganismus» forschungsethische Fragen kaum vertiefend diskutiert. Eine Ausnahme bilden die Veröffentlichungen von Jonuz/Weiß (ebd.).

Diese Lücke ist nicht erstaunlich, denn erstens sind empirische Studien zu Sinti:zze und Rom:nja nach den Erfahrungen in der Zeit des Nationalsozialismus von der Minderheit kategorisch abgelehnt worden. Es ist anzunehmen, dass sich nicht zufällig die ersten romani Wissenschaftler:innen in Deutschland, die zum Thema forschen, auch der Forschungsethik widmen.

Zweitens beginnt das ungleiche Verhältnis zwischen der forschenden Dominanzgesellschaft und den erforschten Rom:nja und Sinti:zze weit vor dem Nationalsozialismus und strukturiert bis in die Gegenwart hinein sowohl die unausgewogen-einseitige als auch die rassistische Wissensproduktion (vgl. Randjelović 2019).

In Deutschland haben insbesondere die feministische Forschung und die Frauenforschung grundlegende kritische Auseinandersetzungen mit Geschlechterverhältnissen in die Wissenschaft getragen. Seit den 1970er Jahren sind Diskurse zu forschungsethisch relevanten Fragen aus unterschiedlichen, zum Teil sehr kontroversen Perspektiven geführt worden, noch bevor der Begriff «Forschungsethik» zur Überschrift wurde. Damit wurden sowohl die Erkenntnistheorie als auch die sozialwissenschaftlichen Methoden vorangetrieben – die Reflexion auf die Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten, das Verhältnis zum Forschungsfeld bzw. zu den gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, unter denen Forschung stattfindet, aber auch zu (androzentrischen, westlichen) Prämissen wie Objektivität, Neutralität, Universalität des Wissens (vgl. Althoff/Grulich/Bereswill et al. 2017).

Noch in den 1980er und 1990er Jahren fehlen in den aufkommenden differenzfeministischen Debatten aber – wie zuvor in der Mainstream-Frauenforschung im postnationalsozialistischen Deutschland – Beiträge zu Romnja bzw. Sintizze im Schnittpunkt von Geschlechter- und rassistischer Unterdrückung ebenso wie entsprechende empirische Studien und damit einhergehende forschungsethische Diskussionen – so wenig wie andere Relationen zwischen Rassismus und Forschung, die bis weit in den Kolonialismus zurückreichen und auf Kontinuitäten und Spezifika bis in die Gegenwart verweisen.

In Deutschland fehlt im Vergleich zu rassismuserfahrenen Kollektiven in anderen Ländern bzw. auf anderen Kontinenten eine kraftvolle emanzipatorische akademische Bewegung von Rom:nja und Sinti:zze. In den USA entstanden sogenannte *Ethnic Studies* bereits in den 1960er und 1970er Jahren als Teil der dortigen Bürger:innenrechts-Bewegungen rassifizierter Gruppen, die durch zivilen Ungehorsam, Streiks und Besetzungen afroamerikanische, puertoricanische, chican@, asiatische und indigene Studienprogramme an verschiedenen Universitäten erkämpften:

«This represented a break, for the first time in Westernized universities, with the subject-object dichotomy of Cartesian epistemology. Instead of a white male subject studying non-white subjects as «objects of knowledge», assuming a neutral, privileged viewpoint not situated in any space or body-i.e., the «ego politics of knowledge», which allows the subject to claim a false objectivity and epistemic neutrality-we have

a new situation in Westernized universities in the United States in which subjects from racialized minorities study themselves as subjects who think and produce knowledges from bodies and spaces (the ‹geopolitics› and ‹body-politics› of knowledge) approaches which had been routinely subalternized and inferiorized by Westernized racist/sexist epistemology and power» (Boidin/Cohen/Grosfoguel 2012).

Gegenwärtig bestehen auf EU-Ebene, in verschiedenen europäischen Ländern und in den USA in verschiedenen Disziplinen erste Ansätze einer rassismuskritischen Rom:nja-bezogenen Wissensproduktion, die zum Teil angeregt ist durch die Diskurse in den *Ethnic Studies* im US-amerikanischen Raum sowie von post- und dekolonialer sowie Schwarzer feministischer Forschung, die zunehmend auch in kritischer Wissenschaft in akademischen Institutionen genutzt werden (vgl. Brooks 2012; Brooks 2015; Carmona 2013; European Roma Rights Centre 2015; Kóczé/Zentai/Jovanović/Vincze 2019).

In Deutschland hingegen wechselten sich seit der Aufklärung neben der kolonialen Rassifizierung die frühe Tsiganologie (Grellmann 1783) mit der ‹Rasseforschung› (Fings 2007) bis hin zur jüngeren Tsiganologie und letztlich zur ‹Posttsiganologie im wissenschaftlich elaborierten Gewand› (Jonuz/Weiß 2020) ab. Wenngleich mit zum Teil unterschiedlichen Intentionen, mit verschiedenen Methoden und unterschiedlich weitreichenden Konsequenzen für Rom:nja und Sinti:zze, teilen die Autor:innen miteinander den unbenannten Ort der vermeintlich neutralen unmarkierten Expert:innen und die ihm innenwohnende Deutungsmacht, mit der sie (hierarchisierende) Differenzen herstellen. Damit geht nicht nur die zum Teil unausgesprochene Fixierung der zuvor von denselben Autor:innen konstruierten Differenzen einher, sondern auch die Auslöschung diverser Welt- und Lebensdeutungen von Rom:nja bzw. Sinti:zze zugunsten von dominanten Epistemologien.

Mit dem Genozid an den europäischen Rom:nja und Sinti:zze sind mit den Menschen auch individuelle und kollektive Wissensbestände – beispielsweise familiär weitergegebenes Handwerk, Sprache(n), Kulturproduktion(en), Formen des Zusammenlebens – ausgelöscht worden. Santos nennt in Anlehnung an den Begriff Genozid die Zerstörung solchen Wissens ‹Epistemizid› und bezieht sich dabei auf das koloniale Verhältnis zwischen Globalem Süden und Globalem Norden (Santos 2018). In Europa lässt sich dieses Konzept auf die Erfahrungen von Rom:nja und Sinti:zze beziehen, die nicht imperialistischer Expansion, sondern durch die Konstitution einer völkischen Gemeinschaft sowohl gewaltvollen politischen Assimilationsmaßnahmen als auch der vernichtenden Verfolgung ausgesetzt waren. Wissensbestände von

Sinti:zze und Rom:nja werden spätestens seit den gewaltvollen Verfolgungsmaßnahmen sowie den Assimilationsprojekten des 18. Jahrhunderts zerstört (Grellmann 1783; Engbring-Romang 2003).

Die wissenschaftlichen Diskurse über Rom:nja und Sinti:zze sind bis heute gekennzeichnet durch das Fehlen von Rom:nja- und Sinti:zze als Subjekte der Erzählung bzw. der Analyse. Sogar die Antiziganismusforschung kommt zum größten Teil ohne Rom:nja und Sinti:zze aus, auch wenn sie in Umkehr der Tsiganologie die Norm als Problem fokussiert. Das Blickregime jedoch bleibt bestehen, wenn die Norm zwar zum Forschungsobjekt wird, das unmarkierte Subjekt aber weiterhin die Perspektive bestimmt. Auch in diesem Fall bleibt der Raum für die Erzählungen, Perspektiven, Analysen, Wissensbestände und Deutungen ihrer eigenen Lebensrealitäten bzw. der gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie stattfinden, für Rom:nja bzw. Sinti:zze größtenteils versperrt.

Die historisch gewachsene Wissensproduktion zu Rom:nja und Sinti:zze, aber auch Themen, die in Beziehung zu ihnen stehen, entwickeln sich also in einem historisch gewachsenen Spannungsverhältnis zwischen Ignoranz, Entwertung, Delegitimierung und Auslöschung kollektiver Wissensbestände, einem nur sehr geringen Zugang zu (legitimierten) wissensproduzierenden Strukturen seitens Rom:nja und Sinti:zze und einer langjährigen Tradition der Fremdbeschreibung, Homogenisierung und Rassifizierung seitens der Gadje.

Unsere forschungsethischen Überlegungen finden somit unter diesen hier nur kurz skizzierten historisch und gesellschaftlich gesetzten Bedingungen statt. Forschungsethische Normen sind aus den Erfahrungen (mit) einer rassistischen Wissenschaft gewachsen, der es sogar möglich war, in Krankenhäusern und Konzentrationslagern verbrecherische medizinische Experimente an Menschen durchzuführen.

Allerdings ist am wissenschaftlichen Handeln vor dem und insbesondere im Nationalsozialismus ersichtlich, dass die Frage nach der Forschungsethik nicht nur in der Medizin relevant ist. Denn insbesondere die Zusammenarbeit von Akteur:innen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen – wie der Sozialwissenschaften, der Soziologie, der Pädagogik, der Psychiatrie und der Kriminologie – führte zu Deportation, Zwangssterilisationen und Ermordung der als unwert kategorisierten Menschen (Schuch 2017). Diese Erfahrung ist in das kollektive Gedächtnis der überlebenden europäischen – und so auch der deutschen – Rom:nja und Sinti:zze eingeschrieben. Sie wirkt nach wie vor als Einflussfaktor auf das Verhältnis zur Wissenschaft und umgekehrt (Weiß 2018; Krokowski 2001).

## 2. Vorgehen

### 2.1 Forschungsethisches Vorgehen – Prinzipien

Ethische Fragestellungen, mit denen wir uns im Vorfeld und in der Durchführung dieser Studie beschäftigten, durchqueren unsere wissenschaftliche Arbeit auf mehreren Ebenen. Wir mussten unser methodisches Vorgehen sowohl in Bezug auf die im voranstehenden Kapitel geschilderten spezifischen, kollektiven und historisch gewachsenen Erfahrungen von Rom:nja und Sinti:zze als auch hinsichtlich der bestehenden gesellschaftlichen und forschungsspezifischen Machtasymmetrien reflektieren.

Neben der strukturellen Ebene mussten wir insbesondere wegen des empirischen Charakters der Forschung die individuelle Ebene in der Begegnung zweier oder mehrerer Gesprächspartner:innen, das interpersonelle Verhältnis, berücksichtigen, in dem eine Geschichte im dialogischen Prozess (Frank 2005) erschaffen, erzählt und weitererzählt wird. In den Worten von Arthur Frank: «Here we reach the key question for qualitative research: *What can one person say about another?* Research is, in the simplest terms, one person's representation of another» (ebd.).

Fragen der Forschungsethik beziehen sich nicht (nur) auf das ethische Handeln einzelner Forscher:innen, sondern auch auf eine Reflexion des ethischen Rahmens, der Prinzipien und Grundsätze des Forschungshandelns sowie auf die Bestimmung der Position und Verantwortung der Forschenden im Verhältnis zum «Forschungsfeld» bzw. zu den Forschungsteilnehmenden (Unger/Narimani/M'Bayo 2019:16). Die forschungsethischen Reflexionen fanden deswegen in allen Phasen des Forschungsprozesses Anwendung: im Rahmen der Konzeption, bei der Zusammenstellung des Forschungsteams, in der Erhebung, Analyse/Auswertung, beim Verfassen des Berichtes sowie in der Planung der Schritte im Nachgang der Abgabe der Studie an die Kommission (ebd.).

Im Vorliegenden explizieren wir unseren forschungsethischen Rahmen anhand unserer leitenden Prinzipien. Dabei begreifen wir Ethik als einen kommunikativen Prozess, sodass die Prinzipien zwar eine wichtige Orientierung bieten, uns aber im Forschungshandeln selbst sowie in der Beziehung zwischen den teilnehmenden Subjekten und den in den Prozess involvierten Institutionen nicht von einer prozessorientierten und konkret fallbezogenen ethischen Reflexion unserer Forschungspraxis entbinden. Daraus kann sich eine Ausdifferenzierung der bestehenden Prinzipien ergeben, aber es können in Einzelfällen auch Widersprüche entstehen. Ein Beispiel dafür ist etwa unsere Vorgabe zur Einhaltung des Prinzips der Anonymisierung,

die im Forschungsprozess in Frage gestellt wurde, als einzelne Gesprächspartner:innen Interesse äußerten, im Bericht namentlich genannt zu werden (ebd.:25). In diesem Fall wogen wir unsere Entscheidung ab zwischen dem ethischen Prinzip der Anonymisierung und der methodischen Machbarkeit. Denn auf Grundlage eines durch Codierung auseinandergerissenen und durch mehrere Personen bearbeiteten Textes wäre es nicht in jedem Fall möglich gewesen, Autor:innenschaft zuzuweisen. Um unserem weiteren forschungsethischen Anspruch, die beteiligten Wissensproduzent:innen nicht unsichtbar zu machen bzw. ihre berechtigten Ansprüche nicht zu missachten, ist das Dilemma Gegenstand einer gemeinsamen Reflexion gewesen. Als Ergebnis der Diskussion haben wir entschieden, die daran interessierten Personen in der Einleitung namentlich zu nennen.

Andere forschungsethische Dilemmata sind trotz Anpassungen unsererseits in ihrer grundsätzlichen Ambivalenz verblieben, insbesondere dort, wo es um die ungleiche finanzielle, materielle und akademische Anerkennung der geleisteten Wissens-Arbeit geht.

Wir haben uns grundlegend an die durch die *Deutsche Gesellschaft für Soziologie* vorgegebenen forschungsethischen Prinzipien (DGS/BDS 2017) und den darauf aufbauenden, aber spezifischer auf Rom:nja und Sinti:zze bezogenen forschungsethischen Empfehlungen von Jonuz/Schuch (2015) bzw. an den Empfehlungen des bundesweiten *Arbeitskreises zur Verbesserung der Bildungsbeteiligung und des Bildungserfolges von Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland* (EVZ 2016) orientiert, an deren Erarbeitung Sinti:zze und Rom:nja maßgeblich beteiligt waren. Weitere Prinzipien resultierten aus den wissenschaftstheoretischen Selbstverortungen des Studienteams und aus der Reflexion der Erfahrungen im Prozess der Durchführung unserer Studie.

### **Wissenschaftliche Integrität und Objektivität**

Anstelle von positivistischen Annahmen zur «Objektivität», die in einigen akademischen Kontexten immer noch handlungsleitend sind, gehen wir von der Standortgebundenheit jeglicher Erkenntnis aus (Harding 2003). Damit geht zwangsläufig die Notwendigkeit einer kritischen Selbstreflexion der eigenen Subjektivitäten – und nicht die Gestaltung eines «neutralen» Forschungsprozesses – einher. Unsere Selbstreflexionsprozesse erfolgten in mehreren Feedback-Schleifen, sowohl innerhalb des Kernteams als auch im erweiterten Team, im Rahmen der gemeinsamen Interpretationsgruppen und Forschungs-Werkstätten. Zusätzlich haben wir Rückmeldungen zweier externer Wissenschaftlerinnen in der Anfangsphase und bei der

vertiefenden Konzipierung der Studie eingeholt. Zwischenzeitlich haben wir unsere Ergebnisse und die Arbeitsweise im Rahmen eines Zwischenberichts mit Dr. 'in Jane Weiß (als Mitglied der *Unabhängigen Kommission Antiziganismus*) reflektiert.

Wir müssen als mehrheitlich Rom:nja bzw. Sinti:zze im Team ebenso wie Forscher:innen der Dominanzgesellschaft kritisch unsere Rolle und unsere Forschungspraxis hinterfragen, um nicht, wie es Kovach treffend formuliert, als (r)eine «Frontansicht» zu fungieren:

«The first issue is not new to research. Does putting the word <Indigenous> in front of a non-Indigenous concept like research, [...] make a difference? Indigenizing a Western model of research without critical reflection can result in the individualistic approach of a principle investigator determining the question, methodology, and methods and asking an Indigenous person to act as the <front>. Tuhiwai Smith shares her experience with this type of research: <I was a researcher in those types of projects and that is why I don't want to go back to those types of projects ever again because, to put it crudely, you get set up as an Indigenous researcher> (Battiste, Bell, and Findlay, 2002, p. 183). Yet, many Indigenous researchers may still be approached to be involved in such projects. It is their task then to use their own personal/cultural knowledge to assess this type of <Indigenous research> and ask critical, difficult questions. Is the research goal manipulative or helpful for my community? Is the methodology respectful to culture and community? Do the methods meet cultural protocols? What are collectivist ethical considerations? Who is driving the research and what is the purpose? The usual yes/no binaries are not helpful here. For those who are non-Indigenous, the questions perhaps are more challenging: Am I creating space *or* taking space?» (Kovach 2005:26).

Die Aushandlung dieser Fragestellungen resultierte unter anderem in der Einführung des vierten forschungsethischen Prinzips: des erforderlichen Nutzens der Forschung für die Community.

Wir gehen von Konzepten vor allem Schwarzer und indigener feministischer Standpunkttheorien aus (Harding 2003; Hill Collins 2000; Denzin/Lincoln/Smith 2008; Smith 1999; Sullivan/Tuana 2007; Brown/Strega 2005), die die Wissensproduktion mit politischen (Erkenntnis-)Interessen ins Verhältnis setzen und die historischen, diskursiven und sozialen Kontexte



der Wissenschaftler:innen berücksichtigen.<sup>2</sup> Wissen wird, ebenso wie die soziale Wirklichkeit, über die Wissen generiert wird, als Re-/Konstruktionsprozess reflektiert, der von einem historischen, gesellschaftlichen Ort aus und vor dem Hintergrund spezifischer Erfahrungen, Wissensbestände und Perspektivierungen betrieben wird. Das Konzept des situierten Wissens (Haraway 1995:73–97) nimmt die Verkörperung und die Materialisierung infolge der historischen, gesellschaftlichen Konstruktion zum Ausgangspunkt der Re-/Konstruktion und Reflexion von Wissensproduktionen. Aufgrund der unterschiedlichen realen Folgen von Konstruktionen für gesellschaftliche Subjektpositionen unterscheiden sich die Wissensformen und -bestände; sie sind jeweils als partiell, situiert und sich bestenfalls ergänzend bzw. gegenseitig kritisch reflektierend anzuerkennen. Andere Ansätze heben gar die epistemologischen Vorteile des Wissens von Unterdrückten hervor (Hill Collins 2000; Denzin/Lincoln/Smith 2008; Smith 1999; Sullivan/Tuana 2007; Brown/Strega 2005), da diese auf vielfältigere, kommunikative, ethische und im Alltag verankerte Formen der Generierung und Evaluation von Wissen zurückgreifen.

Marginalisierten Subjektpositionen stehen sowohl (von der Dominanzgesellschaft) vernachlässigte eigene Wissensformen und -bestände zur Verfügung als auch das hegemoniale, in Bildung, Medien und Akademie verbreitete Wissen. Diese, die gesellschaftlichen Positionen der Forschenden reflektierenden, Zugänge bedeuten also keineswegs eine Absage an «Wissenschaftlichkeit», wie dies manche sich objektiv wählende Wissenschaftler:innen meinen. Im Gegenteil: Sie ermöglichen erst eine Annäherung an wissenschaftliche Reflexivität, Kritik und Redlichkeit, da das Interesse an der Forschung und der Ort, von dem aus geforscht wird, von dem aus gefragt, eine Beziehung hergestellt, analysiert, geschrieben und evaluiert wird, expliziert werden. Vor diesem Hintergrund kann die gesellschaftliche Subjektposition in die Analyse eingehen und andere als die üblichen Zugänge zu Wissen und zu Reflexion wertschätzen und nutzen. In der konkreten Erstellung der Studie begleiteten uns diese erkenntnistheoretischen Positionen als wichtige Grundlagen zur permanenten Infragestellung und Reflexion unseres Vorgehens und zur Kollaboration mit Vertreter:innen diverser Communities.

Wir gehen davon aus, dass Rom:nja und Sinti:zze, obwohl sie historisch zu Objekten der Forschung degradiert wurden, seit vielen Jahren als Subjekte, Autor:innen, Bildungsarbeiter:innen, Kulturschaffende, politisch Aktive und miteinander Reflektierende an der Dokumenta-

---

<sup>2</sup> Inzwischen gehört die Selbstreflexion der Haltung und der Position, von der aus Forschung betrieben wird, zu den Standards kritischer Wissenschaft, vgl. etwa: <https://www.qualitative-research.net>.

tion und Analyse der gegen sie gerichteten Gewaltverhältnisse und den spezifischen Widerstandsstrategien arbeiten. Solchermaßen situiertes Wissen gründet nicht allein auf dem Erleben von Diskriminierung, sondern auf der Reflexion und Theoretisierung gelebter Erfahrungen. Dieses Wissen über bestimmte Orte, Zeiten und konkrete Lebenslagen und Verhältnisse ermöglicht vertiefte und differenzierte Einblicke. Es ist oftmals sehr präzise. Für das Verständnis dessen, was den Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja ausmacht, ist es zentral; es dient als Ausgangspunkt und Fokus dieser Studie. Sie grenzt sich folglich in ihrer theoretischen Grundlegung klar von rassistischen und/oder tsiganologischen Deutungsmustern und machtunkritischen sowie Dominanz- und Herrschaftsverhältnisse reproduzierenden Forschungsansätzen ab. Rassismuserfahrungen, die zur Sprache kamen, werden historisch-kritisch verankert und gesellschaftspolitisch kontextualisiert. Soziale Problemlagen werden als *soziale* Problemlagen analysiert, um die üblichen Kulturalisierungen und Ethnisierungen zu vermeiden.

Untersuchungsgegenstand waren zudem keine Diskriminierungen innerhalb der Communitys, sondern Rassismuserfahrungen von Angehörigen der Communitys.

Das Ziel der Studie war es, die vielschichtigen Erfahrungen mit Rassismus möglichst breit herauszuarbeiten. Ein weiteres Ziel der Studie bestand darin, Forderungen aus den Communitys zu bündeln und an Politik und Öffentlichkeit weiterzugeben. Üblicherweise wird akademisches Wissen über Rom:nja und Sinti:zze ganz überwiegend von Nicht-Rom:nja und Nicht-Sinti:zze produziert. Auch Theorien über Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja werden überwiegend ohne Einbezug des Wissens und der Reflexion von Rom:nja und Sinti:zze entwickelt. Im Unterschied dazu wurde im Rahmen dieser Studie – innerhalb der Vorgaben der Kommission (Auftragserteilung, Dauer, Zielsetzung etc.) – soweit wie möglich betroffenenkontrolliert und im Wesentlichen communitybasiert und kollaborativ vorgegangen.

Das Studienteam war divers zusammengesetzt und vereinte möglichst vielfältige Perspektiven, Erfahrungen und Wissensgrundlagen. Das Kernteam setzte sich ausschließlich aus rassismuserfahrenen Personen – vorwiegend Rom:nja und Sinti:zze – zusammen. Es arbeitete eng mit einem erweiterten Team zusammen: Die Interviewer:innen waren ausschließlich Rom:nja und Sinti:zze, die maßgeblich an der Studie beteiligt waren: beginnend mit ihrer Konzipierung über die Entwicklung von Fragen, die Festlegung von zu befragenden Personen und Gruppen sowie die Eröffnung von Zugängen, aber auch die Auswertung und Präsentation der Ergebnisse. Die Auswahl der befragten Personen erfolgte in engem Austausch mit Vertre-

ter:innen der Communitys. Zur Interviewführung fanden Methodenschulungen statt. Zur Auswertung der Daten fanden wöchentliche Interpretationsgruppen und mehrere Werkstätten statt, zu denen Personen aus den Communitys eingeladen wurden. Die Projektleiterin, Isidora Randjelović, stand in engem und regelmäßigem Austausch mit allen beteiligten Personen. Sie steht auch nach dem Abschluss der Studie für Nachfragen, Hinweise und Rückmeldungen zur Verfügung.

### **Informiertes Einverständnis**

Wir informierten alle befragten Personen über den Sinn, die Ziele, das Vorgehen und mögliche Risiken im Zusammenhang mit der Teilnahme an der Studie. Die Mitwirkung war freiwillig und konnte zu jedem Zeitpunkt zurückgenommen werden. Die Teilnehmenden entschieden zu jedem Zeitpunkt selbst, ob, wie und welche personenbezogenen Daten erhoben, interpretiert und veröffentlicht werden dürfen – dialogisch und prozesshaft. Wir haben neben der schriftlichen Information alle Gesprächspartner:innen auch mehrfach mündlich über die möglichen Risiken der Studienteilnahme informiert.

### **Risikoabwägung und Schadensvermeidung – Do No Harm**

Schadensvermeidung ist ein zentraler Bestandteil von Forschungsethik und beinhaltet die Prinzipien der Vertraulichkeit und Anonymisierung von Daten und den Schutz der Beteiligten vor möglichen negativen Konsequenzen der Forschung. Wir haben alle erhobenen Inhalte anonymisiert. Die Anonymisierung sieht vor, dass offenkundige Hinweise zur Identität der befragten Personen und zum Untersuchungskontext so abgeändert werden, dass keine Rückschlüsse auf Personen, die Organisationen oder die Regionen, in denen Erhebungen durchgeführt wurden, möglich sind. Dies dient nicht nur dem Schutz von einzelnen, sondern auch dem Schutz von Gruppen vor kollektiver Schädigung (Weiß 2018). Nach Beendigung der Studie werden die erhobenen Daten gelöscht (siehe Infoblatt zum Datenschutz im Anhang). Personen, die es wünschten, sind in der Danksagung am Anfang des Berichts aufgeführt. Die Anonymisierung gestaltete sich zum Teil schwierig, weil einzelne Personen sehr bekannt sind oder außergewöhnliche Berufe ausüben bzw. über ihre Arbeit erzählen, die einen hohen Bekanntheitsgrad erreicht hat. Wir sind daher mit einzelnen Personen, bei denen wir dieses erhöhte Risiko befürchteten, ins Gespräch gegangen, haben die fraglichen Zitate benannt, die

Risiken gemeinsam abgewogen und uns bei der Veröffentlichung an der Entscheidung der Befragten orientiert.

Während der Schutz der Befragten und die Anonymisierung ihrer Daten übliche Qualitätsmerkmale empirischer Forschung darstellen, wird dem Schutz der Gruppe, über die Aussagen getroffen werden, nur selten Aufmerksamkeit geschenkt. Vor dem Hintergrund unserer epistemologischen Haltung und der rassistischen Durchdringung von (Rassen-)Forschung (nicht nur) in Deutschland und (nicht nur) im Zusammenhang mit der Erforschung von Rom:nja und Sinti:zze behandelten wir die Risikoabwägung und Schadensminimierung als zentrale Paradigmen unserer Studie. Im gesamten Forschungsprozess leitete uns die Frage, wie wir Risiken für die Communitys minimieren und Schaden vermeiden können, der im Rahmen oder im Nachgang unserer Forschung entstehen könnte. Auch hierüber waren wir fortlaufend in engem Austausch zwischen Kern- und erweitertem Team sowie weiteren Wissenschaftler:innen und Vertreter:innen aus den Communitys. Die betreffenden Entscheidungen wurden nach gemeinsamen Reflexionsprozessen kollektiv getroffen.

### **Nutzen der Forschung**

«Uns nutzen keine Märchenstunden, die an der bitteren Realität vorbei nur Alibifunktion für die Erzähler haben» (Spitta 2000:62).

In ihrer Kritik an den Wissenschaften (und der Unterhaltungsindustrie) formulierte die Bürger:innenrechtlerin und Filmemacherin Melanie Spitta unter anderem eine Kritik an den wissenschaftlichen Ergebnissen, die keinen Nutzen für Rom:nja und Sinti:zze haben, die aber vorgeblich «Expertisen» zu Rom:nja und Sinti:zze sein wollen. In diesem Sinn will unsere Studie dem Ziel der Kommission zuarbeiten, zur Verbesserung der Lebenssituation von Rom:nja und Sinti:zze beizutragen. Über die Risikoabwägung und Schadensminimierung hinaus soll die Studie einen konkreten Nutzen haben. Insofern verstanden wir unseren Auftrag als Bestandsaufnahme. Es ging uns darum, die gegenwärtigen Rassismuserfahrungen von Rom:nja und Sinti:zze in Deutschland aus einer Vielzahl von Selbst-Perspektiven zum Gegenstand zu machen. Auf dieser Grundlage entwickelten wir – wiederum in Kollaboration mit allen am Forschungsprozess beteiligten Personen – Empfehlungen zur Verbesserung der Situation und legen diese der *Unabhängigen Kommission Antiziganismus* vor.

Diese Studie verfolgt also nicht den Selbstzweck der akademischen Wissensgenerierung, Selbstvergewisserung und wissenschaftlichen Reputation, sondern zielt darauf ab, einen aktiven Beitrag zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit und zum Abbau von Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze zu leisten. Dazu gehört es auch, Aussagen und Texte weitgehend im Duktus und in der Argumentation zu belassen, die für diejenigen sinnvoll und schlüssig sind, denen die Studie zugutekommen soll, und sie nicht durch akademische Erwartungen und Gepflogenheiten allzu sehr zu verbiegen. Trotzdem müssen wir uns als Wissenschaftler:innen selbstkritisch fragen, inwieweit wir durch unsere Involviertheit in staatliche Strukturen, die Teil der Produktion von Ungleichheit sind, an der Legitimierung und Fortschreibung von Unterdrückung mitarbeiten. Diese Ambivalenz können wir nicht auflösen, da diese Studie im Spannungsfeld widersprüchlicher Verhältnisse konzipiert, durchgeführt, veröffentlicht und öffentlich diskutiert wird. Wir haben deswegen durch kreative Interpretationen von Rahmenbedingungen und das Ausschöpfen von Handlungsspielräumen versucht, etwas mehr soziale Gerechtigkeit sowie intellektuelle und moralische Redlichkeit in die Akademie und ihre Verwaltung hineinzutragen.

Karen Potts und Leslie Brown vertreten den Ansatz einer nicht oppressiven Forschung, den sie im Rahmen von staatlichen Studien als explizit nicht gegeben sehen:

«Committing ourselves to anti-oppressive work means committing to social change and to taking an active role in that change. Being an anti-oppressive researcher means that there is political purpose and action to your research work. Whether that purpose is on a broad societal level or about personal growth, by choosing to be an anti-oppressive researcher, one is making an explicit, personal commitment to social justice. Anti-oppressive research involves making explicit the political practices of creating knowledge» (Potts/Brown 2005).

Wir denken und hoffen, dass wir uns durch die Prozesse, die im Rahmen der Studie ausgelöst wurden, die Diskussionen, die Vernetzung, die aufgekomenen Fragen und letztlich durch die Dokumentation möglichst vieler Stimmen aus den Communitys dem Anspruch der anti-oppressiven Forschung zumindest annähern können.

Die leitenden Fragen während unserer ersten Werkstatt waren:

- «(Wie) kann diese Studie den beteiligten Gesprächspartner:innen nutzen?»
- «Welchen Nutzen erhoffen sich die Beteiligten an dieser Studie?»
- «Welchen Nutzen erhofft sich das Forschungsteam?»

Der Nutzen der Studie sollte sich jedoch nicht erst im Ergebnis darstellen, sondern auch im Verlauf des gesamten Forschungsprozesses konnte und sollte die Arbeit an der Studie den einzelnen und den Communitys zugutekommen. Aus diesen Überlegungen heraus versuchten wir, das forschungsethische Prinzip «Do No Harm» in unserer Arbeit zugunsten der Schaffung von mehr Gerechtigkeit zu erweitern. Während der Forschungstätigkeit hätten relevante Menschen vergessen, missachtet, Anliegen der Befragten nicht richtig gehört oder falsch interpretiert und dargestellt werden können. Dies hätte zu Konkurrenz, Beschämung und sogar zu Entwertungserfahrungen bis hin zu Konflikten führen und so vorab schon vulnerable Gruppen bzw. Personen weiter schwächen und in den Communitys Prinzipien des Teile-und-Herrsche bzw. Erfahrungen von Ignoranz und Dominanz verstärken und langfristig nachwirken können. Hier war deswegen das Prinzip «Do No Harm» leitend für das Vorgehen, aber darüber hinaus stellt sich bei einer communitybasierten, kollaborativen Forschung die oben gestellte Frage nach dem Nutzen der Forschung für die Beteiligten umso dringlicher. Rom:nja und Sinti:zze werden in Deutschland seit Jahrhunderten diskriminiert, überlebten frühe rassistische Verfolgungen, einen Genozid (vgl. Seybold/Spitta 1987; Strauß/Lagrene/Lagrene 2002; Rosenberg 2012), aber auch die «Zweite Verfolgung» (Rose 1987:46). Sie sind bis heute Ziel gesellschaftlicher Ächtung und Geringschätzung sowie von Fremdbeschreibungen. Eine Studie, die sich mit diesen Themen aus Betroffenenperspektive beschäftigt, muss versuchen, über das Prinzip des «Do No Harm» hinauszugehen, wenn sie ethisch und methodisch angemessen vorgehen will.

Das hieß für uns, während des Forschungsprozesses mit den Beteiligten im ergebnisoffenen und machtkritischen Dialog zu bleiben, die Aussagen, Interpretationen – und auch uns selbst – zu prüfen, mit Teilen der rassifzierten Communitys, um die es geht, zusammenzuarbeiten, uns zu kritisieren und kritisieren zu lassen, revidieren zu können. Dadurch wurden während der Forschung gemeinsame Prozesse in Gang gesetzt, die letztlich auch einen Zugewinn an (gegenseitiger) Anerkennung, Respekt und Gerechtigkeit bedeuteten.

## **2.2 Forschungsethisches Vorgehen – konkrete Forschungspraxis**

Die Konzeption des Forschungsdesigns erfolgte communitybasiert, kollaborativ und prozessorientiert. Das Team trug aber auch eigene Ziele und Anliegen an die Studie:

- 1) Nachvollziehen, wie Rom:nja und Sinti:zze Rassismus erleben;
- 2) Nachzeichnen der entwickelten Strategien im Umgang mit Rassismus;

- 3) Bewusstmachen und Veröffentlichen des Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze;
- 4) Sensibilisieren der politisch Verantwortlichen für die verschiedenen Formen und Intersektionen von Rassismus, die Rom:nja und Sinti:zze erleben;
- 5) Wertschätzen der Arbeit der Bürgerrechtler:innen;
- 6) Schaffen von forschungsvalidierten und -legitimierten Grundlagen für die (eigene) rassismuskritische Arbeit;
- 7) Beitragen zur vielschichtigen, vielstimmigen, komplexen Wahrnehmung der intersektionalen Erfahrungen von Rom:nja und Sinti:zze.

In der Konzeption der Studie ging es zunächst darum, sich an den Zusammenhängen in Rom:nja- bzw. Sinti:zze-Communitys und an den Stimmen und Bewegungen sowie den Wissensbeständen von Rom:nja und Sinti:zze zu orientieren, also induktiv vorzugehen, und dabei den oben genannten forschungsethischen und epistemologischen Grundsätzen Wirksamkeit zu verleihen. Das schloss ein Vorgehen aus, das einem im Vorfeld von außen gesetzten Diskriminierungsrahmen folgt.

In Anbetracht dessen, dass das Thema Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze zu umfangreich für eine einzelne Studie ist, die zudem unter hohem Zeit-Druck durchgeführt werden musste, wurde gemeinsam entschieden, die Relevanz der Themen gemäß der Arbeitsschwerpunkte und der Gesprächsinhalte der an der Studie beteiligten Akteur:innen zu messen. Anders wäre es innerhalb nur eines Jahres nicht möglich gewesen, den beschriebenen kollaborativen, communitybasierten Prozess von der Erhebung bis zur Auswertung zu führen. Deswegen strebt die qualitative Studie eine Wissenserweiterung und einen ersten Überblick über die Rassismuserfahrungen von Rom:nja und Sinti:zze in Deutschland – und keine Repräsentativität – an. Entsprechend erfolgten Feinjustierung und Festsetzung der Untersuchungsfelder in mehreren Phasen sowie in Absprachen mit den an der Studie beteiligten Akteur:innen. So ergab sich die Themenauswahl auch aus den Wissens- und Erfahrungsräumen des erweiterten Studienteams, das ausnahmslos seit Jahren bzw. Jahrzehnten in der rassismuskritischen Arbeit tätig bzw. engagiert ist. Schwerpunkte dieser Arbeit liegen unter anderem in Bleiberechtskampagnen, in der Jugendarbeit, in der feministischen Arbeit, in der Bürger:innenrechtsarbeit, in der Kinderrechte-Arbeit und der Selbstorganisation.

Auch Diskussionen im erweiterten Team berücksichtigten forschungsethische Prämissen, beispielsweise im Zusammenhang mit der Einbeziehung von Themen, die einigen relevant schienen, möglicherweise jedoch den Rassismus gegen Rom:nja verstärkt hätten. Diese Themen

blieben deswegen ausgespart. Bei der schwierigen Entscheidungsfindung half das oben beschriebene forschungsethische Prinzip des «Do No Harm» bzw. Prinzip der Schadensvermeidung. Solche Entscheidungen wurden gemeinsam gefällt, und zwar im jeweils konkreten Kontext. Sie beanspruchen keine universelle Geltung – und als (erweitertes) Forschungsteam beanspruchen wir ebenso wenig, dass dieselben Entscheidungen in anderen Kontexten oder Konstellationen genauso ausfallen sollten. Entscheidend waren die Art und Weise der Diskussion, die Adressat:innen, denen die Ergebnisse präsentiert wurden, und die Erkenntnis, dass Rassismus nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Vulnerabilität erhöht. Das muss Forschung berücksichtigen, sodass allgemeine Gebote jeweils konkret überprüft und übersetzt und akademische Forschungsinteressen ggf. zurückgestellt werden müssen.

Die Reflexion der eigenen Nähe zum Thema ermöglichte eine empathische und engagierte Vorgehensweise, die insbesondere in einem Forschungsfeld notwendig ist, das (auch) durch rassistische Forschung historisch vorstrukturiert ist. Forschung, insbesondere in Bezug auf Sinti:zze und Rom:nja (sowie andere rassifizierte Gruppen in Deutschland), ist niemals autonom oder unabhängig, sondern stets von Interessen und Perspektiven geprägt. Wenn sich Forscher:innen diesen nicht stellen – und Leser:innen nicht im Unklaren darüber lassen wollen, wer spricht –, müssen sie den Ort, von dem aus sie sprechen, explizieren und reflektieren. Forscher:innen sind ohnehin Teil der Verknappungs- und Kontrollprozeduren (vgl. Foucault 2000), die Diskurse über Sinti:zze und Rom:nja seit Jahrhunderten aufrechterhalten und weitertragen. Im deutschsprachigen Raum arbeitete die Forschung über Sinti:zze und Rom:nja in einer langen Tradition an wissenschaftlich legitimierten Fremdheitskonstruktionen, die sich aus verschiedenen Disziplinen – etwa der Tsiganologie, der Kriminologie, der Medizin, der Fürsorge bzw. der Sozialen Arbeit – zusammensetzten und im Dienst des Staates und seiner Ordnungsapparate an der Kriminalisierung, Rassifizierung sowie Klientelisierung von Rom:nja bzw. Sinti:zze beteiligten – und letztlich auch der Verfolgung und Vernichtung zuarbeiteten (Schuch 2012:258–280; Schuch 2016). Dieser Tradition und Rolle von Forschung und die Verstrickung von Wissenschaftler:innen in die Rassifizierung von Rom:nja und Sinti:zze waren sich nicht nur alle am Forschungsprozess Beteiligten bewusst, sondern auch die Personen, die wir befragten. Ohne die stets mitlaufende gemeinsame und explizite Reflexion zur Verantwortung von Wissenschaft – und die Möglichkeit, diese zu instrumentalisieren und zum Nachteil von Rom:nja und Sinti:zze einzusetzen –, hätten wir einen Großteil der Daten nicht erheben können, die die Grundlage der nun vorliegenden Studie sind.

In der Erhebung wirkten Erscheinung, Herkunft, Geschlecht, Habitus, Sprache und andere Aspekte als nonverbaler Gesprächsanreiz, oder aber als Hindernis für die Art und Weise der



Erzählung der Gesprächspartner:innen. Nicht nur die Forscher:innen suchten sich ihr Sample, sondern auch die Befragten erhielten die Gelegenheit, sich informiert zu entscheiden, ob sie ihre Daten zur Verfügung stellen wollen oder nicht: Das informierte Einverständnis ging über das Ausfüllen eines Formblattes weit hinaus. Rom:nja und Sinti:zze, insbesondere in der Community bekannte Personen, können als Wissenschaftler:innen einen leichteren Zugang erhalten und Aussagen in ihrer Komplexität und im jeweiligen Kontext differenzierter einordnen. Dies gelingt aufgrund des situierten Wissens und der Vertrautheit mit dem Feld, aber auch wegen der Beziehung, die im Forschungsprozess nötig ist, um vertiefte Einblicke zu erhalten, denn «ethics is a matter not of abstractly correct behavior, but of relations between people» (Gluck/Patai 1991:145).

Zur Schulung der Interviewer:innen erarbeiteten wir Texte und Filme zu forschungsethischen Grundsätzen und zum methodischen Vorgehen. Forschungssituationen wurden vorab trainiert. Vor dem Hintergrund unseres konstruktivistischen Verständnisses sind wissenschaftliche Interviews auch dann eine «performance for a ghostly audience» (ebd.:29), wenn sie als Gespräch geführt werden: Das Interview ist ein Gespräch, eine Situation, in der gesellschaftliche Machtverhältnisse reproduziert werden. Es entstehen Kommunikationssituationen, in denen unter anderem gegenderte Kommunikationsmuster den Gesprächsverlauf beeinflussen (ebd.:28). Dasselbe gilt auch für rassifizierte Personen, denen beim alltäglichen Sprechen über ihre Rassismuserfahrungen Unkenntnis, Unverständnis, verschiedene Formen der Relativierung, aber auch Viktimisierung und andere Zuschreibungen seitens vorgeblich distanzierter Gesprächspartner:innen ohne reflektierte Rassismuserfahrung begegnen. Für das Gespräch kann das Folgen haben, etwa die Notwendigkeit, sich zu erklären, zu relativieren, nur sehr direkte Rassismuserfahrungen zu benennen. Um diese Barrieren und Störungen im Erhebungsprozess zu vermeiden, versuchten wir, die Einzel- und die Gruppengespräche derart zu gestalten, dass wir Alter, Geschlecht, Sexualität, Herkunft, Migrationsbiographie, Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rom:nja- oder Sinti:zze-Community, Sprache, Klasse, Religion und weiteres berücksichtigten und unser erweitertes Team entsprechend zusammenstellten.

## 2.3 Studienteam-Zusammensetzung

Studien-Team	
Name	Bereich
Prof.´in Dr.´in Iman Attia	Projektleitung
Isidora Randjelović	Projektleitung
José Fernández Ortega	Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Olga Gerstenberger	Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Svetlana Kostić	Studentische Mitarbeiterin
Anita Awosusi	Bürger:innenrechtsarbeit und Erinnerungskultur
Ilona Lagrene	Bürger:innenrechtsarbeit und Erinnerungskultur
Joschla Melanie Weiß	Romani Feminismus und Intersektionalität
Kenan Emini	Bleiberecht
Merfin Demir	Selbstvertretung und Antimuslimischer Rassismus
Tayo Awosusi-Onutor	Transgenerationale Erinnerung
Roxie Thiele-Doğan	Romani Feminismus und Bildung
Sabina Salimovska	Bildung

Die Zusammensetzung des Studienteams reflektierte die thematischen Schwerpunkte unserer Studie und die Pluralität der Rom:nja- und Sinti:zze-Communitys. Das Studienteam verfügte in unterschiedlichen Bereichen – etwa Bildungs-, Erinnerungs- und Sozialer Arbeit, Bürger:innen- und Bleiberechtsbewegung – über interdisziplinäre, generationsübergreifende Wissensbestände. Diese resultieren aus den jeweiligen sehr konkreten und kontextbezogenen theoretischen und praktischen Auseinandersetzungen mit den Herausforderungen einer durch Rassismus strukturierten Gesellschaft.

Die Interviewer:innen verarbeiteten und dokumentierten ihre gesellschaftspolitischen Erfahrungen sowohl theoretisch als auch künstlerisch und aktivistisch lange vor dem UKA-Studienbeginn. Nur auf der Grundlage der bereits bestehenden sehr breiten Wissensgrundlage war es möglich, in der Kürze der Zeit die empirische Arbeit in den jeweiligen Feldern durchzuführen: sich auf Gesprächspartner:innen bzw. Gesprächsgruppen zu einigen, Zugang zu erhalten, die richtigen Fragen zu entwickeln und zu stellen, die Antworten angemessen einzuordnen und die Folgen der Gespräche abschätzen zu können.

Zu Beginn der Studie führten wir als erweitertes Team eine Auftaktwerkstatt durch. Dort diskutierten wir das Anliegen der Studie, die Rahmenbedingungen, das Studiendesign und die erhofften Ergebnisse. Darauf aufbauend wurde das Studiendesign in Bezug auf die Auswahl der Gesprächspartner:innen sowie die thematischen Setzungen für die Gruppengespräche überarbeitet. Wir sprachen zudem über Ängste, Skepsis und Kritik, aber auch über Hoffnungen und Wünsche im Zusammenhang mit der Datenerhebung und der Arbeit für die Unabhängige Kommission Antiziganismus (UKA).

## **2.4 Gesprächspartner:innen: Zugang und Auswahl**

Die Auswahl der Gesprächspartner:innen haben wir, in Absprache mit den Interviewer:innen, auf mehreren Ebenen getroffen. Wir achteten auf:

- bundesweite Verteilung;
- ausgeglichene Verteilung von Rom:nja und Sinti:zze;
- paritätische Genderverteilung von Frauen und Männern;
- verschiedene Altersgruppen von Schüler:innen bis hin zu Rentner:innen;
- Aktivist:innen und Privatpersonen;
- Diversität der Arbeitsbereiche – u.a. Kunst, Politik, Wissenschaft, Bildung, Soziale Arbeit, illegalisierte Arbeit, Reinigungskräfte, kaufmännische Berufe, Rentner:innen, (ehemalige) Arbeitsmigrant:innen –;
- deutsche Staatsangehörige, anerkannte Minderheit, Menschen mit verschiedenen Aufenthaltstiteln (Geflüchtete, Aufenthaltserlaubnis, Niederlassungserlaubnis, Menschen, die sich aufgrund der Visa-Liberalisierung in Deutschland aufhalten, Illegalisierte);
- verschiedene religiöse bzw. weltanschauliche Zugehörigkeiten (u.a. muslimisch, christlich, freikirchlich, atheistisch);

- Herkunft aus verschiedenen Ländern (Deutschland, Serbien, Mazedonien, Kosovo, Bulgarien, Rumänien, Spanien, Ungarn);
- ebenso führten wir zwei Gespräche mit Rom:nja, die aus Deutschland nach Serbien bzw. in den Kosovo abgeschoben wurden.

Der Zugang zu den jeweiligen Gesprächspartner:innen erfolgte durch das Netzwerk der Interviewer:innen problemlos. Die Mehrsprachigkeit im Team war dabei eine wichtige Ressource. Indessen gab es auch kritische Nachfragen in Bezug auf die UKA und Beschwerden über die fehlende Transparenz zu den Anliegen und über die Zusammensetzung der Kommission. Das führte dazu, dass die Interviewer:innen auch über die Kommission und ihre Anliegen informierten und ihre Rolle sowie Arbeit als an der Studie Mitarbeitende ausführlich transparent machten. Allerdings wirkte die Präsenz von drei Rom:nja bzw. Sinti:zze in der Kommission für kritische Gesprächspartner:innen vertrauensbildend und hoffnungsgebend hinsichtlich der weiteren Verarbeitung ihrer Aussagen und des konkreten Nutzens der Studie.

## 2.5 Verfahren der Datenerhebung

Bis in die 1980er Jahre hinein wurden die «rassenhygienisch» bzw. tsiganologisch erhobenen «Daten» für die Forschung verwendet. Selbst aktuelle Studien stehen zum Teil in dieser Tradition, beispielsweise indem sie einzelne Aspekte, Beobachtungen oder Aussagen aus den Interviews herausgreifen und mit einer verallgemeinernden und diskriminierenden Perspektive interpretieren. Auf diese Weise werden etwa aus sozialen Problemen kulturelle Besonderheiten konstruiert (Jonuz/Weiß 2020 : 47-70).

Es gibt bisher kaum positive Erfahrungen mit der Wissenschaft bzw. der Erfassung von Daten – nicht nur im Hinblick auf die Untersuchungen, sondern auch den Umgang mit den Ergebnissen. Sie dienen in den meisten Fällen dazu, das vorherrschende rassistische Wissen zu verstärken – und nicht dazu, zu politischen und strukturellen Veränderungen im Interesse von Rom:nja und Sinti:zze beizutragen.

Vor diesem historischen Hintergrund hatten wir eine besondere Verpflichtung zum Schutz aller beteiligten Personen und Communitys. Hinzu kam die aktuelle Bedrohung durch den erstarkten Rechtspopulismus und die politische Verantwortungsübernahme durch die (Mitglieder der) Partei *Alternative für Deutschland*.

Folglich haben wir im Vorfeld der Datenerhebung forschungsethische Grundsätze und ein ausführliches Datenschutzkonzept erarbeitet. So war es uns vor allem wichtig, dass die Gesprächspartner:innen ihre im weitest möglichen Sinn «informierte Einwilligung» geben, dass das Prinzip der Nichtschädigung der Teilnehmer:innen an der Studie garantiert und darüber hinaus möglichst ein Nutzen für die Communitys erreicht wird. Darüber hinaus wurde die Anonymisierung aller personenbezogenen Daten angeboten und gewährleistet.

Zudem war es uns wichtig, sicherzustellen, dass alle Personen, die ihr Wissen zur Verfügung stellen, eine angemessene Aufwandsentschädigung erhalten. Das zog zwendungs- und datenschutzrechtliche Fragen nach sich, deren Klärung und Handhabung wir bewältigen konnten.

Die Datenerhebung selbst war zirkulär angelegt, verlief prozessorientiert und wurde durch intensive Gespräche mit den Interviewer:innen begleitet. Die Mitarbeiter:innen aus den Communitys haben ihr Wissen über zentrale Themenfelder und ihre Kontakte zu wichtigen Schlüsselfiguren genutzt, um insgesamt 29 Einzel- und 12 Gruppengespräche durchzuführen. An den 29 Einzelgesprächen nahmen 18 Rom:nja, 11 Sinti:zze, darunter 16 Männer und 13 Frauen teil. An den 12 Gruppengesprächen nahmen insgesamt 64 Personen teil, 41 Rom:nja und 23 Sinti:zze, darunter 15 Männer und 49 Frauen.

Anonymisierter Name	Gruppe	Altersgruppe
<b>Einzelgespräche Deutschland</b>		
Agnes Kraus	Sintizza	in den 1950er Jahren geboren
Andreea Ciobanu	Romni	in den 2000er Jahren geboren
Andreas Gunther	Sinto	in den 1980er Jahren geboren
Anja Bergmann	Sintizza	in den 2000er Jahren geboren
Barbara Hofmann	Sintizza	in den 1960er Jahren geboren
Bogdan Stojanov	Rom	in den 1970er Jahren geboren
Familie Boševski	Rom:nja	in den 1970er Jahren geboren
Daniela Dumitru	Romnja	in den 2000er Jahren geboren
Darko Nikolovski	Rom	in den 2000er Jahren geboren
Dimitri Baciu	Rom	in den 1980er Jahren geboren
Djana Stojanova	Romni	in den 1980er Jahren geboren
Ekaterina Markovska	Romni	in den 1990er Jahren geboren
Katrin Huber	Sintizza	in den 1970er Jahren geboren
Klaus Berger	Sinto	in den 1950er Jahren geboren
Lina Schmidt	Sintizza	in den 1950er Jahren geboren
Luka Banović	Rom	in den 1970er Jahren geboren
Marko Joksimović	Rom	in den 1960er Jahren geboren
Nenad Stojanovski	Rom	in den 1990er Jahren geboren

Peter Ludwig	Sinto	in den 1960er Jahren geboren
Ricardo Montoya	Rom	in den 1980er geboren
Ruža Milenković	Romni	in den 1950er Jahren geboren
Sofja und David Kochev	Rom:nja	in der 1950er bzw. 1930er Jahren geboren
Stefan Jung	Sinto	in den 1960er Jahren geboren
Thomas Mayer	Sinto	in den 1950er Jahren geboren

Anonymisierter Name	Gruppe	Altersgruppe
<b>Einzelgespräche Serbien und Kosovo</b>		
Bajram Krasniqi, abgeschoben in den Kosovo, lebt aktuell in Serbien	Rom	junger Erwachsener
Nina und Nebojša Djurović, abgeschoben nach Serbien	Rom:nja	junge Erwachsene
Sara Kulić, abgeschoben in den Kosovo	Romni	in den 1990er Jahren geboren

Anonymisierter Name	Gruppe	Altersgruppe
<b>Fallbeispiele</b>		
Alexandra Cocea	Romni	Erwachsene
Elena Dumitrache	Romni	in den 1970er Jahren geboren
Erika Meyer	Sintizza	in den 1940er Jahren geboren
Gani Rama <sup>3</sup>	Rom	Erwachsener
Suzana Lukić	Romni	in den 1980er Jahren geboren

<b>Gruppengespräche</b>		
Romani-Aktivistinnen 5 Teilnehmerinnen	Romnja und Sintizze	in den 1970er und 1980er Jahren geboren
Rom:nja und Sinti:zze transgenerational 10 Teilnehmer:innen	Rom:nja und Sinti:zze	in den 1950, 1960, 1970er und 1980er Jahren geboren
Romani Schülerinnen 6 Teilnehmerinnen	Romnja	in den 2000er Jahren geboren
Jugendliche Romnja 8 Teilnehmerinnen	Romnja	in den 2000er Jahren geboren
Romani Sozialarbeiterinnen 4 Teilnehmerinnen	Romnja	in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren

<sup>3</sup> Dieser Name ist nicht anonymisiert, da er aufgrund einer öffentlichen Kampagne zur Aufklärung des Mordes an Gani Rama vom Roma Center Göttingen bekannt ist.



Zweite und dritte Generation nach 1945 6 Teilnehmerinnen	Sintizze	in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren
Junge Sintizze – Neue Bundesländer 3 Teilnehmerinnen	Sintizze	in den 1980er und 1990er Jahren geboren
Muslimische Rom:nja 4 Teilnehmer:innen	Rom:nja	in den 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren
Sinti:zze mit DDR-Biographie 4 Teilnehmerinnen	Sintizze	in den 1940er–1980er Jahren geboren
Romani Selbstorganisationen 4 Teilnehmer:innen	Rom:nja	in den 1980er und 1990er geboren
Gruppenchat Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen 5 Teilnehmer:innen	Rom:nja und Sint:izze	in den 1980er und 1990er geboren
Illegalisierte Arbeiter:innen 4 Teilnehmer:innen	Rom:nja	Erwachsene

Gemeinsam wurden Erzählimpulse, die Einstiegsfrage sowie ein Leitfaden für die Gespräche entwickelt. Diese wurden an den jeweiligen Kontext angepasst. Der Leitfaden war in fünf Sprachen verfasst: Deutsch, Englisch, Romanes, Serbisch und Rumänisch, in denen auch die Gespräche geführt wurden. Zwei Interviews wurden im Kosovo mit zuvor abgeschobenen Familien geführt. Alle Gespräche wurden transkribiert und, wenn nötig, ins Deutsche übersetzt.

In beiden Erhebungsverfahren lautete die Einstiegsfrage: «Es geht darum, dass Sie mir einfach mal erzählen, wie Sie erlebt haben und immer noch erfahren, dass Sie bzw. dass Sinti

und Roma anders behandelt, benachteiligt oder rassistisch diskriminiert werden. Sie können anfangen, womit Sie wollen, was Ihnen gerade durch den Kopf geht.»

Neben den Einzel- und den Gruppengesprächen basieren unsere empirischen Daten zur Erarbeitung von Einzelfällen zusätzlich auf der Beobachtung und auf Protokollen eines Gerichtsverfahrens mitsamt Kontext- und Fallrecherche.

## **2.6 Verfahren der Datenauswertung**

Die Datenauswertung erfolgte zirkulär und mehrstufig: im Kernteam von drei Personen, die täglich zusammenarbeiteten, und im Team von fünf bis sieben Personen, die einmal wöchentlich zur gemeinsamen Auswertung hinzukamen. Zudem werteten wir in Kleingruppen im Rahmen der ersten Werkstatt mit dem Gesamtteam von 14 Personen Studieninhalte aus (s.u.). Ein Teil der Gespräche wurde in einer zweitägigen Werkstatt (März 2020) ausgewertet, der zweite Teil in mehreren Zoom-Konferenzen im September 2020. Hinzu kamen fortlaufend Gespräche zum besseren Verstehen und Einordnen einzelner Sachverhalte, an denen einzelne weitere Personen teilnahmen.

An den Werkstätten haben neben dem Forschungsteam ausgewählte weitere Personen teilgenommen, die in für die Studie relevanten Kontexten und Themenfeldern beschäftigt sind. Alle sind auf die datenschutzrechtlichen Bestimmungen und ethischen Grundsätze des Forschungsprojekts verpflichtet worden und wurden für ihre Mitarbeit vergütet.

Der zweite Auswertungsworkshop diente dazu, die jeweiligen für die Forschungsfragestellung relevanten Erfahrungen im Rahmen der Erhebung kritisch zu reflektieren und in Kleingruppen fokussiert und vertiefend einzelne Gesprächsausschnitte anhand von spezifischen Fragestellungen auszuwerten. Zudem wurden zwei erste Fallbeispiele, anhand derer Rassismus-Geflechte und Spiralen deutlich werden, diskutiert.

Angelehnt an die Grounded Theory (Charmaz 2006) und die Qualitative Inhaltsanalyse (Mayring 2015) kodierten wir mithilfe des Analyseprogramms F4 die Daten und schrieben Memos. Die Obercodes strukturierten wir einerseits deduktiv aus den im Antrag formulierten Zielsetzungen der Studie nach Formen, Folgen, Umgangsweisen und Empfehlungen und fügten induktiv aus dem Material abgeleitete Subcodes hinzu, zum Beispiel:

- für Formen: Absprache von Zugehörigkeit, Sich-erklären-Müssen, Infantilisierung, Blicke;
- für Folgen: psychische Folgen, Verweigerung von Rechten, Auseinanderbrechen der Familie;
- für Umgangsweisen: Familie als bestärkender Ort, Outen/Nicht-Outen, politische Organisation.

Zudem haben wir aus dem Material heraus weitere Obercodes entwickelt, die zu einem großen Teil in der Gliederung des Berichts unter «Kontexte» Eingang gefunden haben. Sie enthalten darüber hinaus Hinweise auf Mechanismen, Gefühle, Marker, Art und Weise sowie Orte der Diskriminierung.

Im nächsten Schritt haben wir aus dem Material heraus eine Gliederung entwickelt, die einer politikfeldnahen Einteilung folgt. So kann sie, adressat:innengerecht aufbereitet, von der Kommission übernommen werden.

Neben den Formen von Rassismuserfahrungen auch Effekte sowie Umgangsweisen vertiefend herauszuarbeiten, war uns in der einjährigen Forschungszeit nicht möglich. Die Daten sind entsprechend kodiert worden, konnten aber nur für die Formen von Rassismus mehrfach gegeneinander verglichen und teilweise interpretiert werden.

## **2.7 Der Ergebnisbericht**

Der Bericht ist dreiteilig gegliedert: nach der Explikation unserer Methodologie und des methodischen Vorgehens, stellen wir die Ergebnisse nach Kontexten gegliedert dar. Als Teil der Ergebnisse sind weiterhin fünf Fallbeschreibungen dargestellt, in denen wir das Ineinandergreifenden unterschiedlicher Diskriminierungen und die Folgewirkungen für die betroffenen Menschen darstellen. Drittens schlussfolgern wir unsere Ergebnisse in einem zusammenfassenden Fazit und bündeln die Empfehlungen zur Bekämpfung von Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze in a) übergreifende und b) ausdifferenziert nach Zuständigkeiten von Bund, Ländern und Kommunen.

Die jeweiligen Kontexte sind den Perspektiven der Erzählenden zugeordnet, so werden etwa Erfahrungsberichte von Sozialarbeiter:innen über die Diskriminierung ihrer Klient:innen nicht

in den jeweiligen Kontext, in dem die Klient:innen die Diskriminierung erfahren (beispielsweise Kontext *Gesundheit*, Kontext *Wohnen*) inkludiert, sondern in den Kontext *Soziale Arbeit*.

Im Bericht waren wir zu sprachlichen Neuschöpfungen herausgefordert, so haben wir aufgrund eines fehlenden deutschsprachigen Adjektivs für Rom:nja das Adjektiv: *romane/romani* direkt aus der Grammatik des Romanes entnommen, das in allen uns bekannten romani Sprachvarietäten verwendet wird.

In der englischsprachigen Literatur wird grundsätzlich die Form *romani* als Adjektiv verwendet, weil Englisch für Adjektive kein grammatisches Geschlecht kennt. Im Deutschen hingegen gibt es – so wie im Romanes auch – Feminin, Maskulin und Neutrum für Plural und Singular, womit wir bei einer Vielzahl grammatischer Endungen für das Adjektiv *romani* gewesen wären. Der Einfachheit halber verwenden wir deswegen die feminine Singular-Form *romani*, die maskuline Form (Singular: *romano*, Plural: *romane*) ist jeweils mitgemeint.

### 3. Ergebnisse der Gespräche nach Kontexten

#### 3.1 Rassismuserfahrungen im Alltag

Zum Kontext *Rassismus im Alltag* haben sich nahezu alle Gesprächspartner:innen geäußert. Die im Folgenden zitierten Aussagen sind entnommen

– 9 Gruppengesprächen, und zwar:

- *Jugendliche Rom:nja* (mit 8 Rom:nja)
- *Romani Schülerinnen* (mit 6 romani Mädchen)
- *Sintizze mit DDR-Biographie* (6 Sintizze)
- *Rom:nja und Sinti:zze transgenerational* (10 Rom:nja und Sinti:zze, darunter 3 Männer, 7 Frauen)
- *Junge Sintizze – Neue Bundesländer* (3 Sintizze)
- *Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen* (4 Sinti:zze, 1 Rom, 2 Männer, 3 Frauen)
- *Zweite und dritte Generation nach 1945* (6 Sinti:zze)
- *Muslimische Rom:nja* (3 Romnja, 1 Rom)

– einem Zweiergespräch (Rom:nja: Vater, ehemaliger Arbeitsmigrant, und erwachsene Tochter).

– 18 Einzelgesprächen mit 9 Rom:nja (5 Roma, 4 Romnja) und 9 Sinti:zze (5 Sinti und 4 Sintizze).

Insgesamt ist sowohl in den Gruppengesprächen als auch in den Einzelgesprächen unter unseren Gesprächspartner:innen eine ausgeglichene Verteilung von Rom:nja und Sinti:zze, eine breite Altersverteilung zwischen 12 bis 77 Jahren, eine Vielzahl von unterschiedlichen Aufenthaltstiteln von einer Duldung bis hin zur deutschen Staatsangehörigkeit. Es sind migrierte und nichtmigrierte Personen vertreten. Ebenso vertreten sind Angehörige verschiedener Milieus, formaler Bildungsabschlüsse und Menschen mit unterschiedlichen Einkommen – und zudem Rom:nja und Sinti:zze, die über verschiedene (zusätzliche) Merkmale rassistisch angesprochen bzw. verfolgt werden, etwa über den Phänotyp, den Kleidungsstil, den Aufenthaltsstatus, als «Ausländer:in» und/oder als Muslim:in.

Die beschriebenen Formen der rassistischen Diskriminierung reichen von subtilen Erfahrungen wie Blicken, Unfreundlichkeit und rassistischen Kommentaren auf der Straße, in den öffentlichen Verkehrsmitteln, in Einkaufsläden und Restaurants bis hin zu offener Gewalt und physischen Angriffen in den eigenen Räumen bzw. Wohnhäusern.

### 3.1.1 Blicke und Getuschel

In öffentlichen Verkehrsmitteln, auf der Straße oder in Restaurants fühlen sich viele unserer Gesprächspartner:innen grenzüberschreitend fixiert, angestarrt und beobachtet. Sie beschreiben, wie die Blicke ihnen gegenüber aggressiv sind, auch enthumanisierend, teilweise werden sie von Getuschel und/oder hörbaren Kommentaren begleitet:

«Dann haben wir uns hingesezt, da war ein deutsches Paar, die waren ‘n bisschen älter, sie haben uns die ganze Zeit angeguckt, als wären wir Tiere, die sie noch nie gesehen haben» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

«Ja, man wird vielleicht so schief angeguckt oder man wird so betrachtet – die sind jetzt nicht so sehr begeistert, dass du da bist» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

«Wenn wir so ankommen, so zwei, dreie, wenn wir so ankommen und die Leute – die gucken, die kriegen solche Augen und dann <pschpschpsch> – reden sie alle» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Eine Sintizza schildert, wie beim Gegenüber bestimmte Blicke als Reaktion auf die Bekanntgabe ihrer Zugehörigkeit getauscht werden:

«Na, man wird ja auch öfters angesprochen und gefragt: <Andere Herkunft?> und wenn man dann halt sagt: Sintizza, dann sieht man halt schon alleine die Blicke, wie die Augen rollen, weil sich – es wird halt immer gleich das Schlechte geredet, dass ~~Zigeuner~~ dreckig sind, ~~Zigeuner~~ würden nur klauen» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Rom:nja und Sinti:zze transgenerational* schildert eine in Deutschland sozialisierte Romni, wie sie als Mutter im Beisein ihrer Kinder in der Bahn angestarrt wird, und ihren humorvollen Umgang damit:

«Ja, dieses Gefühl habe ich sehr oft, bin ja meistens mit ganz vielen Kindern unterwegs, es werden immer weniger, die Großen fahren alleine, aber, wenn man so in der Bahn sitzt und tatsächlich so’ne ganze Bahn einnimmt und dann auch angeguckt wird, so: «Die nehmen uns den Platz weg», fühl’ ich mich ganz wohl [Gelächter]» (*Rom:nja und Sintizze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

Ähnliche Erfahrungen des Fixiertwerdens und ihre Umgangsweise damit schildert auch unsere Gesprächspartnerin aus der Schülerinnengruppe. Sie verortet den Auslöser für das Anstarren in ihrer Erstsprache Bulgarisch:

«Manchmal hab’ ich auch keine Lust, mit meiner Mama, wenn ich mit meiner Mama telefonier’ und auf Bulgarisch etwas mit ihr besprechen soll, so wie jetzt in der Straßenbahn, dann hat die so leise gesprochen, ich hatte aber keine Lust, auf Bulgarisch zu sprechen, weil, dann gucken mich alle an, und dann denken sie sich: Was macht sie überhaupt und so ...» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Andere Mädchen in der Schülerinnen-Gruppe bestätigen diese Erfahrungen. Ein weiteres Mädchen beschreibt ihre Kleidung als Marker und schildert die aus dem «Anstarren» resultierenden Konsequenzen:

«Und manchmal, wenn ich einen Rock trage, im Sommer, nicht so bunt, aber Rock, dann gucken dich alle an. Ja, und dann schäm’ ich mich deswegen, deswegen trage ich auch Jeans und so, aber eigentlich darf ich das nicht» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* wird über hasserfüllte, beängstigende, verunsichernde Blicke berichtet, die von bedrohlichen Gesten begleitet werden:

«Einmal, wo Schienenersatzverkehr war, schon paar Jahre her, da mussten wir umsteigen im Bus, da waren zwei Hanseln mit dem Baseballschläger! Das waren Schulkinder! Wir haben uns nicht getraut – die hätten uns das Ding über die Rübe gezogen, so wahr ich hier sitze. Die saßen so da, so, und haben über unseren Kopf «Du, geh’ weiter» gezeigt. Aber die haben nur uns beide angeglotzt. Die haben gar nichts gesagt, gar nichts, nee, haben sie nicht gemacht. Aber die Gesten, und der Blick, hat alles gesagt» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

### 3.1.2 Unter-Beobachtung-Stehen

Eine andere Form des Anblickens, eine Steigerung der anderen Blickformen, erleben unsere Gesprächspartner:innen überwiegend in Geschäften. Sie beschreiben, wie sie unter Beobachtung stehen bzw. von Mitarbeiter:innen und Sicherheitspersonal misstrauisch angesehen werden:

«Auch in den Läden, wenn man einkaufen geht, wenn man so aussieht wie ein Sinto oder Rom – oder wie ‘ne Romni, meistens, bei den Frauen erkennt man es ja dann meistens, also oft auch, wenn das ‘ne Romni ist, dann kommt da’n Detektiv oder ‘ne Mitarbeiterin und schaut dann genauer hin, und das ist natürlich schon dieses Klischeedenken, was in den Köpfen der Leute weit verbreitet ist» (Andreas Gunther, in den 1980er Jahren geboren).

«Das ist natürlich nicht gut, wenn sie uns anders behandeln. Wenn wir zum *Lidl* gehen, wenn sie uns dann mit Röcken und Kopftuch sehen, merken wir, dass sie uns beobachten» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

«Bei Männern ist es genauso, es gibt Männer, die ich auch kennengelernt habe, die dann bestimmte Hüte tragen oder einen Schnurrbart, die sind ganz tolle Menschen. Ganz stolz. Und ganz fleißig. Viele Menschen sind sehr, sehr, sehr fleißig. Aber die werden erst recht wirklich sehr vorsichtig angesehen» (Bogdan Stojanov, in den 1970er Jahren geboren).

Eine Sintizza teilt in dem Gruppengespräch *Zweite und dritte Generation nach 1945* zunächst ihre Erfahrungen mit nonverbalen Diebstahlvorwürfen aus ihrer Jugend in den 1970er Jahren und im Erwachsenenalter. Sie vergleicht ihre Taxierung mit der anderer Kund:innen:

«Wo ich dann im Teenageralter war, wenn ich alleine in die Stadt gegangen bin und mir etwas kaufen wollte, in einem Kaufhaus, dann habe ich gemerkt, dass ich von den Verkäuferinnen verfolgt wurde, jeden Schritt waren die hinter mir her. Da wusste ich nicht, warum eigentlich, zuerst, aber ich fühlte mich irgendwie bedrängt, so, dass ich keine Lust mehr hatte, etwas zu kaufen. [...] Und dann auch später, wo ich dann im Erwachsenenalter in die Stadt gegangen war, dann war mir bewusst, ah, die passten auf mich auf, weil sie meinten, ich würde vielleicht etwas nehmen und nicht dafür bezahlen wollen, in irgendeinem Laden, und das war für mich sehr, sehr schmerzhaft, dass ich so behandelt wurde, weil, ich hab’ gesehen, dass andere Leute ... bei denen



war das nicht so, wenn andere Leute in die Läden gingen, dann wurden sie nie verfolgt. Schritt auf Tritt waren die Verkäuferinnen hinter mir her» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* beschreiben Mutter und Tochter, beide Sintizze, gemeinsame Erfahrungen von Beobachtung und Verfolgung im Einkaufsladen:

«Aber nach der Wende, kurz nach der Wende, da sind ‘wa ja auch einkaufen gegangen und so weiter. Sobald wir da reingekommen sind in den Laden, da haben sie uns verfolgt.»

«Verfolgt, mit den Augen verfolgt, natürlich wollten sie unauffällig, aber wir haben’s doch gemerkt. Und sind uns auch nachgelaufen.»

«Genau.»

«Sofort war das!»

«Und weißt du noch, sogar im Möbelhaus, Mama, wo wir nicht mal Beutel und sowas mithatten. Im Möbelhaus, wir haben uns Möbel angeguckt, da standen die permanent hinter uns. Und irgendwann hat’s mir gereicht, da hab’ ich was gesagt, ich sag’, was soll ich – ich nehm’ jetzt das Bild und klemm’s mir unter’m Arm und geh’ raus!»

«Das war in der Anfangszeit ganz schlimm, nach der Wende. Wenn wir Einkaufen sind, man hat’s mitbekommen, dass die uns beobachten, und unsere Mutter hat das auch mitbekommen, und dann hat sie dann auch immer gesagt: ‘Was guckst’n so, meinst, weil wir ~~Zigeuner~~ sind?’»

«Wir sind doch keine Affen!»

«Und ja, das war – diesen Leuten war’s dann unangenehm, das hat man gemerkt. Aber sein gelassen haben sie’s trotzdem nicht. Obwohl sie uns auf Distanz – aber trotzdem haben die uns im Auge behalten. Und ich meine, man muss nichts sagen, das reicht ja schon alleine, wenn man’s spürt, bemerkt.»

«Das hat man sofort gemerkt» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Andreas Gunther, ein Sinto, und Katrin Huber, eine Sintizza, beschreiben, wie die misstrauische Beobachtung in verbale Diskriminierung umschlägt:

«Oftmals, ja. Also ich hab' hier'n Laden gesehen, da ist in der Nähe von uns, da hab' ich mal eingekauft, und da war tatsächlich im Markt jemand, der da gearbeitet hat: <Schau mal, da sind Zigeuner, da müssen wir aufpassen.> Und ich konnt' dann auch nicht schweigen, hab' dann auch was gesagt, klar, es fällt vielen schwer, da was zu sagen, aber ich hab' da keine Angst, und da hat sich derjenige auch später entschuldigt» (Andreas Gunther, in den 1980er Jahren geboren).

«Ich erinnere mich noch an einen Vorfall – da war meine Tante mit und meine Schwester und ich hatte die Verkäuferin ganz normal gefragt, wieviel das kostet, und sie hat mir den Preis gar nicht gesagt, sie hat gesagt: <Es ist teuer.> Und da hat sie uns, also mich, richtig beschimpft: <Man sieht, wo Sie herkommen> und – ja, also es war richtig schlimm, da ging's auch'n bisschen hin und her» (Katrin Huber, in den 1970er Jahren geboren).

### 3.1.3 Herabwürdigung und Beschimpfung

Die Gesprächspartner:innen beschreiben alltägliche Unfreundlichkeiten und Herabwürdigungen, die sie als rassistisch begründet empfinden und die sie verletzen. Die 69-jährige Sintizza Lina Schmidt wird nicht altersentsprechend angesprochen, während dem Sinto Andreas Gunther und einer Gesprächspartnerin im Gruppengespräch *Sintitze mit DDR-Biographie* selbstverständliche Aufmerksamkeiten oder Hilfestellungen verweigert werden bzw. sie sich abschätzige Kommentare anhören müssen:

«Auch in Gesprächen, die neigen schneller dazu, einen zu duzen, ja, das geht ganz schnell» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

«Auch, wenn man auf Behörden ist – und nicht so hell ist wie ich –, kriegt man hier zu spüren, ich hab' ja auch Verwandte, die auf Ämter müssen oder auch Arbeitsstellen, und die sind etwas dunkler und haben natürlich auch dann prägnante Namen wie <Reinhardt> oder so, und dann weiß man natürlich gleich: <Ach, der ist'n Sinto> oder so, und dann kriegt man es auf jeden Fall zu spüren. Oft ist es auch so ein versteckter Rassismus, also man zeigt das nicht offen, aber man merkt an der Art, wie man mit den Leuten redet, dies Überhebliche, wie die mit den Leuten reden» (Andreas Gunther, in den 1980er Jahren geboren).

«Ach ja, im Bus, da habe ich gefragt, ob mir jemand reinhelfen kann, da haben sie rausgeguckt, und gesagt: <Nee, für Sie nicht.> Da ist der Busfahrer gekommen und hat mir reingeholfen. Das ist hart. So rausgeguckt, hat geguckt, und gesagt: «Nee, für Sie nicht ...»» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

«Im Kaufland? Erzähl' du erst einmal!»

«Sie hatte jetzt nicht viel, nur etwas in der Hand, weil sie etwas vergessen hat, und da meinte auch jemand, Sie können ruhig vorgehen, nö, dicker Bauch, und – ja und vor ihr stand noch einer, und der drehte sich dann um, was hat er noch gesagt?»

«Ach, na ja, klar, immer die Ausländer bevorzugt.»

«Und dann, als sie dann angefangen hat, dialektlos Deutsch zu sprechen, da hat er sich nochmal umgedreht und gesagt: <Entschuldigung>» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Im selben Gruppengespräch setzen die Gesprächspartnerinnen ihre aktuellen Erfahrungen mit Alltagsrassismus mit ihren Erfahrungen in der ehemaligen DDR ins Verhältnis:

«Weißt du noch, wo du auf die Straße hingefallen bist, hast dir den Arm gebrochen? Das hätte, das wäre dir in der DDR-Zeit nicht passiert, dass die dich dort liegengelassen hätten» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Nenad Stojanovski schildert seinen Eindruck, dass in den neuen Bundesländern der Rassismus Rom:nja gegenüber alltäglicher ist, und gibt zwei Beispiele aus unterschiedlichen Städten:

«Oder, wenn du was brauchst, als wir gekommen sind, haben wir zum Beispiel gesagt, wie kommen wir dahin und so weiter, niemand hat sich einfach die Zeit genommen, uns den Weg zu beschreiben. [...] Ich hab' auch ein Seminar in [Stadtname], durchgeführt, das war von vor zwei Wochen, da haben mir die Betroffenen erzählt, die dort waren, dass die in der Bahn eher diskriminiert werden. Zum Beispiel eine Frau, die wollte sich hinsetzen, da waren zwei Sitzplätze, und der Mann hat sich einfach breitgemacht, damit sich die Frau nicht neben ihn setzt – also hat sich komplett breitgemacht, hat mir halt die Frau erzählt. Oder, dass die halt auch Fragen mitbekommen: <Was wollt ihr hier?> und so» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Der Sinto Peter Ludwig schildert ebenfalls nonverbale Mikroaggressionen gegen seine Familie im öffentlichen Raum:

«Und solche Situationen habe ich grade erlebt im Ostteil unseres Landes, also in Ostdeutschland, wo wir doch, wenn wir mal nachts nach [Stadtname] gefahren sind und wir mussten mal zwischendurch anhalten, meine Familie und ich, und dass wir dann, wenn wir zum Bäcker reingegangen sind, sehr seltsam angesehen werden, und man hat gemerkt, die Stimmung schlägt langsam um, man beäugt uns sehr kritisch, und es war dann zu spüren, dass man – ja, dass man uns nicht gern gesehen hat, obwohl man uns nicht kannte. Wir wollten ja einfach nur in dem Laden Kaffee trinken und etwas, uns etwas zu essen holen, weil wir da auf der Durchreise waren, und dieses Empfinden hatte ich oft in diesen Ländern – wenn ich alleine war, eher nicht, aber, wenn ich mit meiner Familie zusammen war, mit meiner Frau und den Kindern, und unser Hund, der – der schwarze lockige Haare hatte – [Lachen], war die Situation doch manchmal kritisch geworden, also wo ich gesagt hab’, wieso jetzt so eine Feindlichkeit uns gegenüber. Und wir wussten gar nicht, weshalb, klar, sind solche Situationen durchaus entstanden» (Peter Ludwig, in den 1960er Jahren geboren).

Viele Gesprächspartner:innen, sowohl Rom:nja als auch Sinti:zze, berichten generationsübergreifend über rassistische Beleidigungen und Beschimpfungen:

«Ja, wie sie es gesagt hat, man kann auch ein halber Roma sein vielleicht, Bulgare-Türke, Roma-Türke, es ist immer unterschiedlich, aber man wird anders bezeichnet, die sagen, deine Hautfarbe ist wie – zum Beispiel «Deine Hautfarbe ist scheiße. Deine Augen sind braun, die sind scheiße»» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

««Drechiga ~~Zigeuner~~ ham’s imma g’sacht, «da kommt der drechige ~~Zigeuner~~»» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Ja ich hab’ halt schon ‘n paarmal erlebt, wie Leute an mir vorbeifahren, mit Auto, und aus dem Auto schreien: «Scheiß Ausländer, geh’ raus», was weiß ich, Buxtehude, bei uns, was weiß ich, drei-, viermal hab’ ich sowas erlebt» (*Jugendliche Romnja*, in den 2000er Jahren geboren).

«Und einmal, als ich mit meiner Mutter war, wir mussten zu OBI gehen, und wir sind halt einfach mal gelaufen. Und da ist ein Bus gefahren so, und der Mann, der den Bus

gefahren hat, hat aus dem Fenster geschrien [...]. Er schreit einfach: <Zigeuner!> Ich hab' mich nicht gut gefühlt» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Ich hab' 'n ganz kleinen Hund, wenn ich mit dem spazieren gehe und der sein Geschäft macht, da wurde ich auch schon als <dreckige Zigeunerin> beschimpft» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

«Ich glaub' vor 'nem Jahr ist mir was passiert, da hab' ich geparkt, um meine Tochter von der Schule abzuholen. [...] Und in dem Moment kommt ein Mann angestürmt, klopft mir an die Schreibe, an die Frontscheibe, ich bin erschrocken, hab' geschrien vor lauter Schreck, und meine kleine Tochter auch, sie hat geschrien, und er sagt zu mir: <Scheiß Zigeuner, fahr weg!>» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

In den Gruppengesprächen *Zweite und dritte Generation nach 1945* und *Sintizze mit DDR-Biographie* beschreiben die Gesprächspartnerinnen, deutsche Sintizze aus den alten und neuen Bundesländern, mehrere Situationen im Alltag, in denen sie mit Beschimpfungen und Beleidigungen konfrontiert sind:

«Ich, meine Mutter, meine Schwester gingen einkaufen auf dem Markt. Auf dem Wochenmarkt. Und [...] da kam ein Mann auf uns zu, schon älterer Mann, so um die fünfzig, sechzig rum, und hat losgelegt mit uns, und hat gesagt, wir sollen aus Deutschland raus, wir sollen in unser Land gehen, und uns hat der Hitler vergessen zu vergasen. Dann hat meine Schwester paar Wörter auch zu ihm gesagt, aber nichts Schlimmes, hat sich verteidigt, dann hat er da, auf dem Tisch war, vom Markt, Kartoffeln abgepackt, fünf Pfund Kartoffeln, die hat er geschnappt und wollte sie ihr auf den Kopf schmeißen» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

«Und dann guckt sie mich so an, von ganz oben herab, und sagt zu mir: <Du dreckige Zigeunerin.> Ich war eigentlich richtig geschockt. Ich hab' die Frau – ich hab' gar nichts gemacht, und so – so hasserfüllt, das war richtig hasserfüllt, wie sie das gesagt hat. Gut, ich hab' mich umgedreht und bin einkaufen gegangen, aber ich war richtig verletzt» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

«Ich war einkaufen, war bei Gemüse, Obst, und ich hab' eine Melone angeguckt und habe draufgedrückt, ob sie vielleicht schon älter ist oder so, und da steht ein Mann neben mir und sagt zu mir: «Wieso drücken Sie die Sachen hier zusammen? Andere Leute müssen sie wieder kaufen.» Ich hab' gesagt: «Ich hab' doch gar nicht gedrückt, ich hab' nur gesehen, ob sie noch frisch ist.» Dann sagt der zu mir «Du ~~Zigeuner~~ – ~~Zi-geuner~~-Dreckssau» und ich hab' gedacht, ich hör' nicht richtig, hab' mich umgedreht und bin einfach weggegangen. Weil, ich hab' wahrscheinlich die Geduld verloren – und ich weiß nicht, was passiert wäre, auf jeden Fall bin ich weggegangen» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

«Ich war in der Stadt und bin aus einem Laden rausgegangen, meine Schwestern waren noch dabei, meine zwei, und dann kam ein Mann, der hatte einen Rucksack auf dem Rücken gehabt, und hat uns, also mich und meine Schwester, absichtlich mit seinem Rucksack gestoßen, und hat zu uns gesagt «Verreckt!» Ich hab' gedacht, ich hör' nicht richtig. Ich, ich war – ich war – geschockt! Ich konnte gar nichts sagen. Solche Sachen – einfach, ohne etwas zu tun – passieren, muss ich sagen, fast täglich. Gott sei Dank muss ich nicht so oft in die Stadt gehen, wenn ich es tun müsste, würde ich es wahrscheinlich mehrmals erleben müssen, und das ist auch ein Grund, dass ich nicht so gerne in die Öffentlichkeit möchte, wie einkaufen oder in die Stadt gehen, weil, heutzutage ist es so schlimm, dass man damit rechnen muss, angegriffen zu werden ohne einen Grund. Zusammengeschlagen zu werden, oder, je nachdem, vielleicht sogar noch umgebracht zu werden» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

«Auf dem Flohmarkt! Wir laufen ganz normal da lang und [Name] ist an den Stuhl da so gestoßen, was da so zu stehen hatte, zum Verkaufen. Ging dann sofort los – sofort. «Ihr Ausländer, ihr ~~Zigeuner~~, fasst mir ja mein Zeug nicht an» und – oh! Und dann, kurz nach der Wende, und ich stand an der Ampel und da kommt'n Auto an, war'n so junge Leute drin, Kerle, und haben's Fenster aufgemacht und haben zu mir gesagt: «Mach dich ab, du Kanacke» und Flaschen in der Hand. Ich hatte Angst gehabt, ich hatte wirklich Angst. Die haben dadrin gebrüllt – und die laute Musik, ich hab' gedacht: Jetzt, die schmeißen mir die Flasche an' Kopf» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

### 3.1.4 Absprechen von Deutschsein und symbolische Ausweisung

Sinti:zze berichten davon, häufig als Nicht-Deutsche angesprochen und symbolisch ausgewiesen zu werden:

«Wenn jemand in einen Raum reinkommt und zu mir sagt: ‹Sie sind aber keine Deutsche.› Oh, das passiert ganz oft. Oder: ‹Was für eine Nationalität sind Sie?› – ‹Deutsch›, sag’ ich dann, immerzu» (*Rom:nja und Sinti:zze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

«Also, ich heiß ja auch nicht mit Nachnamen [Nachname], aber zum Beispiel bei mir, ich werd’ trotzdem manchmal gefragt, so: ‹Bist du überhaupt Deutsche?›» (*Junge Sinititze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Dann kamen einfach trotzdem Schimpfwörter, wie, ich solle in mein Land zurückgehen. In mein Land? Ich wusste nicht, was die meinten, in mein Land, was soll das heißen, mein Land, ich bin in meinem Land, ich bin 58 Jahre alt. Und meine Eltern, Großeltern sind alle hier in Deutschland in [Stadtname] geboren. Und meine Vorfahren auch – seit 700 Jahren in Deutschland. Und dann heißt es immer wieder, ja, ich soll zurück in mein Land gehen. Das ist mein Land. Ich kenne kein anderes Land, wo ich gehen soll» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Auch Rom:nja berichten von ähnlichen Erfahrungen:

«Meine Mutter wurde von einer Frau auf der Straße angesprochen und so ‹~~Zigeunerin~~›, äh, irgendwie. Sie hatte meine Mutter so angeschrien, so auf einmal, dann hat sie so: ‹Husch, husch, geht zurück in euer Land› gesagt» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

«Also, bei mir ist es so, wenn ich mit Freundinnen in der U-Bahn bin, oder S-Bahn, und wenn wir laut reden oder Musik anmachen und so, dann fangen die an, uns zu beschimpfen, und sagen, dass wir wieder in unser Land gehen sollen, wo wir hergekommen sind» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Im Gruppenchat *Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen* stellt eine Gesprächspartnerin die Erfahrungen der Absprache von Zugehörigkeit in einen gesamtgesellschaftlichen und historischen Zusammenhang:

«Es reicht immer noch, anders auszusehen als die Mehrheitsbevölkerung, oder Wurzeln außerhalb von Europa zu haben, und man wird nicht als ›richtige‹ Deutsche oder Europäer allgemein angesehen. Die Kolonial- und Nazizeit, die Sklaverei in Europa, wovon unsere Vorfahren betroffen waren, ist immer noch nicht gut aufgearbeitet. Das Wort ›Zigeuner‹ stand in Rumänien gleichzeitig für ›Sklave‹. Das alles kommt dann zusammen. Es ist dann wohl auch das Bedürfnis, nach unten zu treten. Auf der anderen Seite werden unsere Leute auch stark romantisiert und sexualisiert» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

### 3.1.5 Exotisierung

Ricardo Montoya, ein spanischer Rom, berichtet, dass er seit seiner Kindheit als etwas Besonderes vorgeführt wurde:

«In my case, I remember more small comments. I remember: Oh you know he is ... I remember some children, as a six-year-old, some children introduced me to others: He is cool. He is Gypsy, you know, as an exotic thing, and I guess my relation with racism was always not ... Racism for me was not always oppression, but it was a lot of times I think much more exotization. I was Roma posture child, a Roma zoo, I was the Roma who was smart, the Roma who didn't have gold, the Roma who didn't come from the stereotypes» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Rom:nja und Sinti:zze transgenerational* schildert eine Gesprächspartnerin, eine deutsche Sintizza, in einer Mischung aus Wut und Belustigung, wie sie als «Orientalin» angesprochen und mit entsprechenden Gesten stereotypisiert wurde:

«Heut' Vormittag, ich stand bei Penny an der Kasse, und hinter mir dreht sich so'ne Frau... Und plötzlich sagt sie: ›Du – du bist gar nicht deutsch, irgendetwas Orientalisches, oder?‹ Diese Kopfbewegung hat sie dabei gemacht [Kopfgleiten nach rechts und links]. Ich sage: ›Können Sie nicht sprechen?‹ zu ihr und ›Du‹, sagt sie, wieder so eine Kopfbewegung. – ›Ich versteh' Sie nicht, was wollen Sie denn sagen?‹ – Dann sagt sie: ›Entschuldigung.‹ Sag' ich: ›Was, wieso denn, ich versteh' Sie ja auch nicht, was Sie von mir wollen. › Und sie meinte: ›Ja, ich hab' das nich' so gemeint‹, sag' ich: ›Was haben Sie denn gemeint?‹ Also sie hat mich als Orientalin – angebliche Orientalin – erkannt – und macht mit dieser Kopfbewegung, als dieser orientalische Tanz oder Bewegung, mit dem Kopf so deutlich, dass sie mich da irgendwo sieht» (*Rom:nja und*



*Sinti:zze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

Auch in der Mädchengruppe ist diese Erfahrung bekannt und wird in Verbindung mit Rassismus thematisiert:

«Ja, die wollen halt wie wir sein, aber sie können es nicht. Wie zum Beispiel: Manche denken, wir sind voll cool, aber es gibt immer so einen Rassismus gegen die Roma.

Wir sind auch Ausländer. Die wollen auch wie wir sein, aber die kennen es nicht» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

In zwei Einzelinterviews wird Bezug genommen auf exotisierende Produkte:

«Aber Rassismus gibt's in allen Ebenen. Ich denk', wenn du durch den Laden läufst und alles siehst, was mit dem Wort da alles in Zusammenhang gebracht wird, nö, über die *«Zigeunerlut»*» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

«Die haben immer hier bei uns, das nennt sich *«Wölfe- und Zigeunerlager»*, wo dann praktisch diese Karnevalisten sich mit dem Z-Wort benennen und ein Lager haben, wo sie ums Feuer tanzen, und Musik machen» (Andreas Gunther, in den 1980er Jahren geboren).

### 3.1.6 Konfrontation mit rassistischem Wissen im Alltag

Im Alltag sind unsere Gesprächspartner:innen in ihrem nahen Umfeld – an Arbeitsstellen, in der Nachbarschaft, unter Bekannten – mit Pauschalisierungen, Stereotypen sowie mit rassistischen Begriffen und Wissensbeständen konfrontiert. Sie berichten von ihren Erfahrungen, aber auch, was sie dabei empfinden, wie sie damit umgehen. Regelmäßig wird das Vorurteil von Diebstahl als kollektiver Eigenschaft angebracht:

«Ja, ein Rom hat geklaut, alle Roma waren es. Ein Rom hat gelogen, alle Roma lügen. Ja, diese Pauschalisierung» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

«Wir haben Seminare gegeben in der Volkshochschule, und dann kam ein älterer Typ, er hat gesagt: *«Ich hab' gehört, die bunten Röcke von einer Zigeunerin sind so ge-*

macht, dass die dann, wenn sie klauen gehen würde, dass sie da dann viele Sachen einstecken kann, dass man das dann nicht sehen kann.» Diese stereotypen Gedanken» (Bogdan Stojanov, in den 1970er Jahren geboren).

«Sie sagen, wir sind nach Deutschland gekommen und machen nur Probleme. Sie sagen, wir sind hierhergekommen, um Geld von dem Staat zu nehmen» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

«Deutsche denken, dass ~~Zigeuner~~ ein Land haben. Die denken, das ist ein Land» [Gelächter].

«Nein! «Roma» – und ja, wir sind überall auf der Welt, das ist kein Land ...» [lacht].

«Unser Land ist die ganze Welt» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Meine Freunde kennen Sinti nicht als Sinti, sondern als ~~Zigeuner~~. Sie kennen das Wort überhaupt gar nicht, Sinti oder Roma. Sie sagen einfach immer: «Du ~~Zigeuner~~», und was sie überhaupt meinen mit «~~Zigeuner~~», sie wissen gar nicht, was sie da sagen, dass es ein Fremdwort ist, ~~Zigeuner~~, das wissen sie gar nicht. Und ich hab' denen das mal so erklärt gehabt, sie haben argumentiert: «Ja, ach, wussten wir ja gar nicht», aber weiterhin machen sie's trotzdem. Also, wir werden irgendwie in eine Schublade gesteckt» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Ja, weil sie gesagt haben, sie ist ein ~~Zigeuner~~, sie stinkt. Dann bringt meine Mama eine Freundin, eine Schulkameradin, mit nach Hause. Die guckt verwundert in die Wohnung und sagt: «Wow, ihr habt ja'n Bett. Meine Mama hat gesagt, ihr schlaft auf Strohsäcken.» Das ist halt so» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Das erlebe ich eigentlich ständig, dass Menschen nicht bewusst ist, was sie manchmal sagen, allein der Begriff... «Da sieht's ja aus wie bei den ~~Zigeunern~~», und dass viele Menschen eigentlich über das Leben der Sinti und Roma überhaupt nicht Bescheid wissen, dass ihre Vorstellungen immer noch auf Vorurteile der Vergangenheit sich berufen – das ist eine alte Tradition, die seit vielen, vielen Jahrzehnten in der Öffentlichkeit – beziehungsweise in der Mehrheitsbevölkerung – immer wieder weitergeleitet worden ist» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Muslimische Rom:nja* schildern die Teilnehmenden, wie sie ausgefragt werden und wie ihre Selbstpositionierungen als Muslim:in ihre Gesprächspartner:innen in Staunen versetzen:

«Ja, die schauen schief erstmal, die fragen sich, woher wir kommen eigentlich. Dann sag' ich öfters, wir sind, also: «Ich bin Roma», dann fragen die mich: «Ja, woher denn?», aus welchem Land ich richtig – also woher ich komme. Also, es gibt ja unterschiedliche Roma, und dann fragen die mich ja nach meiner Religion, dann sind die meistens eigentlich sprachlos, weil sie immer denken, dass Roma eigentlich also jetzt nicht Muslima sind» (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

«Ja, ich würde dem auch so nachgehen, weil mein Vater ist ja mazedonischer Rom. Und meine Mutter ist deutsche Sintizza – und überhaupt, wenn man auf das Gespräch erst kommt und die Leute erfahren, dass ich ja Roma bin, das ist ja sowieso der erste Schock, weil, ich seh' halt nicht so aus, ich seh' halt mehr deutsch aus, und dann auch noch Muslim, das schockiert die Leute doch echt, weil sie wirklich nach der Optik gehen und denken, dass ich deutsch bin und christlich, und dann bin ich ja das volle Gegenteil, dann schockt das einige Leute schon echt, weil die halt die Erfahrung noch nicht haben, den Umgang mit uns» (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

«Sie sagen: «Also ich wusste nicht, dass es überhaupt Roma-Muslime gibt, und, aber, wie kommt das überhaupt, dass ihr Muslime seid?» Dann versucht man natürlich zu erklären, dass die meisten in Ex-Jugoslawien, besonders Kosovo-Teil, Muslime sind, aber für die ist das echt ein Schock» (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

Mehrere Gesprächspartner:innen, sowohl Sinti:zze als auch Rom:nja, beschreiben generationenübergreifend die Konfrontation und ihren Umgang mit der rassistischen Fremdbezeichnung:

«Den ersten Rassismus erlebte ich bereits als Fünfjähriger, und zwar ging ich mit meinem Vater durch die Stadt, da haben Kinder mir «Zigeuner» nachgerufen. Ich fragte dann meinen Vater: «Ja, wieso sagen die Kinder zu mir «Zigeuner»? Wir sind doch Sinti»» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

«In dem ehemaligen Jugoslawien, damals [Stadtname], war es unter den Kindern, die wir draußen spielten, war es ganz schlimm, wenn jemand «cigan» sagte. Und wir haben gelernt, wenn jemand «cigan» zu uns sagt, dann sagen wir «Cigla tebi po glavu», das heißt: «Ein Ziegelstein auf dem Kopf soll dich treffen!» Weil, das war das Allerschlimmste, womit man uns beleidigen konnte» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

«Nein, nein, dieser Begriff wurde bei uns überhaupt nicht – da ging man gar nicht mit um, wir sprechen immer von uns als Sinti. Also wir haben nie, sind nie mit diesem Begriff, aber wie ich beschimpft wurde, wie ich das gehört hab’, «Zigeuner», da hatte ich sofort das Gefühl: Hier passiert was Negatives. Also ich hatte das Gefühl, stigmatisiert zu werden» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Wird man irgendwann stärker, aber dann wird man auch sauer. Dann fängt man an und wird richtig, also, wird böse eigentlich zu der Person, obwohl man gar nicht will, aber es geht gar nicht anders, man kann ja der Situation gar nicht entweichen, weil überall, an jeder Ecke, irgendeiner steht, der sagt «Zigeuner», obwohl «Zigeuner» gar nicht das richtige Wort dafür ist, weil, das ist ja eigentlich schon so’n Schimpfwort» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Aber die kennt das Wort Sinti ja eigentlich gar nicht – oder Roma...»

«Also es gibt viele, die sich einfach gar nicht dafür interessieren, die gar nicht irgendwie wissen, wie das entstanden ist bei uns Sinti und Roma. Deswegen ist das irgendwie auch so’n bisschen arm, weil man das halt selbst immer erklären muss, man muss sich immer selbst erklären» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Weil’s jeder so sagt. Also ich weiß, ich bin ‘n Sinti. Aber wer versteht das schon? Wenn ich sage: «Ich bin ‘n Sinti», dann geht’s los, was ist das – und dann muss man dieses Wort, dieses Wort muss man dann sagen, man muss dann sagen: «Ja, ich bin ~~Zi-~~geuner.» Damit die erstmal versteh’n, was ich überhaupt bin» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Man sieht’s vielleicht ‘n bisschen so, dann sag’ ich: «Nö, bin ich nicht», dann sag’ ich: «Ich bin ‘ne Sintezza» – «Was ist denn das?» Immer, wenn ich Sintezza sage, dann sagen die immer: «Was ist das?» Sag’ ich ~~Zi-~~geuner, wissen die sofort, was es ist, aber dann muss ich mich erst einmal erklären, was das überhaupt ist. Damit können sie

nichts anfangen» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

In der Mädchengruppe reflektieren die Jugendlichen, dass die rassistische Fremdbezeichnung als gegenseitige scherzhafte Benennung verwendet wird:

«Ich hab’ auch gesehen, wie ... Ein deutscher Junge nennt auch einen anderen deutschen Jungen: «He, Zigeuner!»»

«Die nehmen das einfach als Spaß.»

«Spaß, als ob es nichts ist!»

«Und ein Witz sozusagen» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Sofja und David Kochev erklären einer Gesprächspartnerin, die lange Jahre politisch aktiv war, ihren Umgang mit der Neugier und Unwissenheit von anderen:

«Ja, sobald du sagst, du bist ‘ne Romni, möchten alle alles von dir wissen – und kommen mit ihren Vorurteilen an, was sie darüber wissen. Oft kriegt man gesagt: «Ach, die kommt aus Ungarn», «Ach, die kommt aus Rumänien», «Du kannst doch Rumänisch.» Nein, ich kann kein Rumänisch. Ich kann Romanes. Das ist das alte Sanskrit. Es ist kein Wissen vorhanden. Und innerhalb meiner politischen Arbeit habe ich immer versucht aufzuklären, woher wir sind, wer wir sind – und warum wir eigentlich auch geschichtlich, mit Daten, warum wir immer von einem Land zum andern gehen mussten. – Gehen mussten! Und zum Schluss wurden wir vernichtet. Genauso – und da sind wir mit den Juden gleich, wir haben kein eigenes Land, das wir als unseres benennen können» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

In den Gruppengesprächen *Sintizze mit DDR-Biographie* und *Junge Sintizze – Neue Bundesländer* beschreiben die Gesprächspartnerinnen, wie rassistisches Wissen auch in private und in die intimsten Beziehungen wie Freundschaften und Liebesbeziehungen hineingetragen wird – und wie sie damit einen Umgang finden müssen:

«Ich hab’ dann auch gemerkt, dass viele Kinder nicht mit mir spielen durften, oder dass ich auch zum Geburtstag nicht eingeladen wurde. Und wenn man dann gefragt hat: «Ja, meine Eltern ham’ mir das nicht erlaubt», «Ihr seid schmutzig», wo man überhaupt gar nichts sagen konnte ... Also, ich kann mich nicht dran erinnern, dass ich als

Kind schmutzig aussah, als ich in die Schule bin» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Ich hab’ ‘ne Freundin, über vierzehn Jahre jetzt schon. Die hatte am Anfang auch Angst vor uns. Die hatte Angst! Die hatte keine Vorurteile, die hatte Angst! Ah nee, da kommt die ganze Familie und so ...»

«Mein erster Freund auch. Da hat die Mutter gesagt: <Geh’ nicht dahin, geh’ nicht zum ~~Zigeuner~~, der Vater, der schlitzt dich auf. Der sticht dich ab. Die musste gleich heiraten.> – <Hast du Brüder? Ich sag’: <Nur zweie>. <Oh nee, um Gottes Willen!>» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Eine Gesprächspartnerin beschreibt, wie neben der Kleidung auch die Kinder als Attribute zur Rassifizierung von Rom:nja als Kollektiv verwendet werden:

«Weil wir anders aussehen. Sie machen einen Unterschied zwischen uns. Weil wir anders aussehen. Sie sehen, dass wir Röcke tragen und ein Kopftuch tragen. Und sie sehen, dass wir mit vielen Kindern laufen – und deswegen beschimpfen sie uns» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* thematisieren die Gesprächsteilnehmerinnen die Unmöglichkeit, dem rassistischen Bild zu entkommen:

«Das – erklärst du manchmal jemanden, aber die sagen dann: <Nee, ~~Zigeuner~~ bleibt ~~Zigeuner~~>» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

### 3.1.7 Diskriminierung in der Freizeit

Eine Sintizza beschreibt im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie*, dass ihr Name an ihrem Wohnort ihre Herkunft anzeigt und dass sie deshalb als Sintizza erkennbar wird. Beim Versuch einer Raumanmietung für eine Feier erlebt sie Diskriminierung:

«Ich hatte vorhin das Beispiel, wo [Familiennamen] ... Wir brauchten einen Raum zum Feiern, einen Saal zum Feiern, für die Jugendweihe. Und aufgrund ihres Nachnamens hat sie es nicht gekriegt, sie hat ja direkt gefragt: <Liegt’s an meinem Nachnamen?> Da hat die Frau gesagt: <Ja. So leid’s mir tut, aber ja>» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Über Diskriminierungserfahrungen im Urlaub, auf dem Campingplatz, berichten der Sinto Klaus Berger sowie die Sintizza Barbara Hofmann:

«Ich war mit meinem Campingwagen unterwegs und wollte am Bodensee Urlaub machen, und zwar in Hagenau. Ich bin an den Campingplatz rangefahren. [...] Und dann, wie der Campingplatzbesitzer mich gesehen hat, da hat er abgewunken: Unter keinen Umständen kommen Sinti auf seinen Platz!» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

«Also, wir waren im [Bundesland], und da waren wirklich Campingplätze, wo Schilder stehen: «Keine Sinti, keine Roma, No Gypsy»» (Barbara Hofmann, in den 1960er Jahren geboren).

Der Rom Ricardo Montoya berichtet über eine Erfahrung im Fitnessstudio:

«Now, after I left one of the machines, one of the guys that was obviously a white German, came to me very angry and screaming and saying: «You've got to clean what you made dirty. Like you people got to clean». First he talked to me in German and then I talked to him in English. He thought maybe that I was Turkish or something like this. It was a ridiculous situation, because nobody cleans the machine, but he wanted me to clean my machine. By the time I came to the machine I said whatever I clean, but somebody else took it. Because nobody cares, but this person who felt a special disgust by somebody looking like me, was using the same machine he was using the point that I needed to use soap to clean the machine so I have many experiences like this» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Nenad Stojanovski und seine Schwester engagieren sich politisch und werden mehrfach zu Konferenzen des Europäischen Parlaments nach Brüssel eingeladen. Daran können sie aufgrund der Reisebeschränkung mit einer Ausbildungsduldung nicht teilnehmen – das Reisen ist ihnen grundsätzlich nicht gestattet. Nenad Stojanovski berichtet zudem, dass seine Familie bereits mehrfach einen Antrag gestellt hat, um an einer der jährlich stattfindenden Gedenkfahrten von Rom:nja und Sinti:zze in das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz in Polen zu fahren. Auch dafür erhält die Familie keine Erlaubnis.

«Was auch wichtig ist: Vielleicht diejenigen, die eine Ausbildungsduldung haben, deren Bleibeperspektive ist zwar gesichert, aber die dürfen nicht Deutschland verlassen, was ich auch krass finde.»

«Was heißt das konkret?»

«Na, die Gedenkfahrt nach Auschwitz, da wurden so viele Anträge von Jugendlichen abgelehnt, also ich selber habe das beantragt, aber Polen ist außerhalb Deutschlands, dort gilt die Duldung nicht. Sie würde widerrufen, wenn man Deutschland verlässt.»

«Also auch nicht in Europa?»

«Gar nicht!»

«Du darfst Deutschland gar nicht verlassen?»

«Gar nicht verlassen, nee, und Konferenz in Brüssel oder so, Europaparlament, da wurden wir mehrmals eingeladen, ich durfte nicht mit ...»

«Da würdest du gerne mit?»

«Ja, schon. Dass man vielleicht daran arbeitet, dass man diese Regelung abschafft»  
(Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Jugendliche Rom:nja* berichtet eine Romni über ihre Erfahrungen in der Tanzschule:

«Mein Bruder und ich waren dort die einzigen Ausländer, da wurden wir auch super angefeindet. Mein Tanzlehrer wurde auch immer angefeindet, der war nämlich Schwarz» (*Jugendliche Romnja*, in den 2000er Jahren geboren).

Beim Gassi-Gehen:

«Und so ging's auch schon öfters, ich hab' 'n kleinen Hund, wenn ich spazieren gehe, und da wurde ich auch schon beschimpft. Wegen Hund, ich hab' 'n ganz kleinen Hund, wenn ich mit dem spazieren gehe und der sein Geschäft macht, da wurde ich auch schon als <dreckige Zigeunerin> beschimpft» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

### 3.1.8 Rassistische Wahlwerbung und Rechtspopulismus

Unser Gesprächspartner Thomas Mayer, ein Sinto in Rente, resümiert die Wahlwerbung der NPD und was diese mit Familien und Kindern macht:



«Wenn heute jemand zum Beispiel Wahlwerbung der NPD sieht, wo draufsteht, ‹Geld für die Oma, statt Geld für Sinti und Roma›, dann ist es vielen Leuten gar nicht bewusst, was das mit uns macht, was für Ängste damit ausgelöst werden, dass unsere Kinder damit Probleme haben, wenn sie in der Schule sind, wenn sie nach Hause kommen und uns fragen: ‹Mama, Papa, was bedeutet das für uns, warum schreibt man so was?›, und viele Menschen oftmals eigentlich gar nicht wissen, was Sinti und Roma ist, aber mit dem Begriff ‹Zigeuner› sehr leichtfertig umgehen – und unsere Menschen damit auch verletzen, wenn wir ständig damit, ja, in dieser Gesellschaft, damit konfrontiert werden» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

Mehrere Personen teilen ähnliche Sorgen im Zusammenhang mit der Partei *Alternative für Deutschland* (AfD):

«Und ich habe auch, ich muss dazu sagen, ich habe auch Angst davor, ein Stück weit, wenn ich die Entwicklung sehe von der AfD, das macht mir große Angst in Anbetracht dieser Politik. Das macht mir große Angst für die Zukunft, weil ich das – weil ich das ein bisschen gleichsetze wie 1933 mit diesen Anfängen. Dass wir das vielleicht nochmal mitmachen müssten, wie unsere Großeltern, Urgroßeltern. Das macht mir Angst» (Katrin Huber, in den 1970er Jahren geboren).

«Immer diese Angst, dieses Misstrauen, was kommt jetzt? Wie werde ich jetzt verletzt? Es ist ganz stark vorhanden, und je mehr dieser Nationalwahn sich steigert, und PEGIDA und AfD, es ist so schrecklich. Ganz, ganz schrecklich. Es ist so, als wenn die alte Zeit wieder hochkommt» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

«Ich will auch was dazu sagen. Ich versteh' nicht viel von Politik, aber ich weiß nur das eine: Zum Beispiel Parteien wie die AfD, die sollte der Staat nicht zulassen. Das ist nämlich der Grund, warum es immer schlimmer wird. Das ist, was ich zu sagen hab'» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

«Ich kenn' mich auch nich' so gut aus mit der Politik, aber ich denk' mir mal, jeder weiß, wofür die AfD steht, und was passiert ist im Dritten Reich. Die AfD möchte genau dasselbe wieder tun, wie es damals ... – Ihr Ziel ist Rassismus, hauptsächlich gegen Ausländer, und wir Sinti, die deutsche Staatsbürger sind, gehören da auch dazu, in

deren Augen, als Ausländer, und sowas sollte nicht geduldet werden, dass so eine Partei überhaupt ein Recht hat, gewählt zu werden, von vornherein schon nicht. Es sollte einfach nicht zugelassen werden, weil jeder weiß, was für ein Ziel sie haben. Und wir sind die Leidtragenden dabei» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Der Sinto Stefan Jung beschreibt, wie sich neue Diskurse über Rom:nja aus Bulgarien und Rumänien mit dem tradierten Rassismus vermengen, und spricht über die Folgen:

«Ja, und dann haben wir natürlich diese Renaissance von Stereotypen, als die Zuwanderung passiert ist, also die Rumänen und Bulgaren, die zu uns übergekommen sind, und dann hat man plötzlich den Begriff der Armutszuwanderung hergestellt – und die Armut sozusagen als Synonym für diese ganzen Bereiche Sinti, Roma wiederbesetzt. Sind alles <Zigeuner> und so weiter, und da ist wieder die Vermischung entstanden, also es gibt so’ne Innovation, dass alles wieder hochkommt, und alles, was man sich grade erarbeitet hat, wie als wenn’s weggeblasen wär’, und was jetzt natürlich noch im besonderen Maß zuschlägt, ist die politische Situation. Das ist einfach, weil die AfD immer stärker wird» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* reflektieren die Gesprächspartnerinnen das unterschiedliche Vorgehen bei rassistischen Vorfällen zu DDR-Zeiten im Vergleich zur Gegenwart:

«Ja, da gab’s ‘ne Abmahnung. Wir waren sehr angesehen im Betrieb.»

«Die hat ‘ne Abmahnung gekriegt. Ich kannte auch deren Namen, aber ist ja egal.»

«Ja, sonst, in der DDR – na ja –, wie gesagt, als die Wende kam, da war’s vorbei.»

«Da war’s vorbei. An jeder Ecke haste Hakenkreuze gesehen.»

«Wir sind ja immer schon so’n bisschen schief angesehen worden. Aber nicht so krass wie heute.»

«Und wenn ich die politische Entwicklung sehe mit der AfD, das macht mir Angst» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

### 3.1.9 Körperliche Gewalt und Anschläge

Mehrere Gesprächspartner:innen erzählen von Situationen, in denen sie körperlich angegriffen wurden:

«Es gab noch ‘n Vorfall, da war ich schon erwachsen, auf‘m Flohmarkt mit so‘m älteren Herrn. Und ich bin gelaufen, haben ihn nicht gesehen, habe ihn aus Versehen angerempelt – und dann hab‘ ich seinen Krückenstock im Rücken gehabt und wurde auch beschimpft» (Katrin Huber, in den 1970er Jahren geboren).

Der Rom Luka Banović erzählt von seinen Erfahrungen als Kind und Jugendlicher:

«Prügeleien, ganz viele Prügeleien in der Schule oder auf ‘m Weg.» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch mit jungen muslimischen Rom:nja thematisiert eine junge Frau regelmäßige Angriffe auf sichtbare Musliminnen:

«Und ständig liest man irgendwo auf Facebook – oder sei es Instagram –, oder irgendwo in den Medien, dass, sobald irgendwas passiert, dass Muslime schlecht dargestellt werden, ständig werden Schwestern, also besonders mit Kopftuch, irgendwo attackiert, sei es in der Öffentlichkeit, in der U-Bahn oder irgendwo auf der Arbeit» (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Zweite und dritte Generation nach 1945* beschreibt eine Sintizza rassistische Gewalterfahrungen ihres Neffen:

«Ich hab‘ einen kleinen Neffen, einen jungen Mann, der ist feiern gegangen in der Nacht und ist morgens nach Hause gelaufen. Ein paar Leute sind gekommen, paar junge Männer, haben ihn zusammengeschlagen, haben zu ihm gesagt: «Du dreckiger ~~Zigeuner~~», und als alles Mögliche haben sie ihn beschimpft. Und der Junge war voll verschmiert mit Blut und alles. Und solche Sachen passieren immer wieder, immer wieder passieren Sachen» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Sie schildert einen weiteren Angriff auf sie von einem Neonazi, der bleibende gesundheitliche Schäden hinterlässt (siehe auch Fallbeispiel Erika Meyer):

«Ja, ich hab' mehrere Erlebnisse schon mitgemacht, aber da war ich einkaufen, das ist schon Jahre her, aber das kann ich nie vergessen. Ich war einkaufen im Einkaufszentrum, mit meinem Auto hab' ich geparkt, und das Auto war 'n bisschen weiter hinten geparkt, da konnte ich nicht den Kofferraum aufmachen, und da bin ich ein bisschen vorgefahren, und da kommen zwei junge Männer vorbei. Und der eine, der ist stehen geblieben und hat mich angepöbelt. Und ich hab' mich entschuldigt, er hat gesagt, warum ich da weiter rausfahre, dann hab' ich ihm das erklärt und hab' gesagt: «Entschuldigung, ich musste das wegen meinem Auto, dass ich hinten rein kann, dass ich meine Sachen reinpacken kann.» Und dann ist er auf mich zu und hat mich beschimpft und alles: «Was wollt ihr denn eigentlich in Deutschland?» Da hab' ich gesagt: «Was wollen Sie denn von mir, hab' ich was Falsches gemacht, also ich hab' mich doch bei Ihnen entschuldigt ...» Und so ist er auf mich zu, er hat – ich hab' so eine Angst bekommen. Der war original, der hat keine Haare gehabt mehr, der war original angezogen wie ein Neonazi. Ohne – tatsächlich ... Und Springerstiefel hat er angehabt und ist auf mich zu und wollt' mich schlagen, und da waren viele Leute, es war samstags, das weiß ich ganz genau, Samstag, die Leute ham' – die haben das mitbekommen, die sind vorbei, sind alle vorbei, haben nur auf mich geschaut – und auf ihn geschaut –, und sind weiter. Und ich hab' Panik bekommen. Hab' ich gesagt: «Sie, jetzt sagen Sie mir, warum machen Sie mit mir das?» – «Ja, weil Sie – Sie sind nicht von unserem Land. Gehen Sie in Ihr Land, da können Sie das machen.» – «Wir sind Deutsche und wir wissen, was wir machen, und was wir nicht machen dürfen», hab' ich gesagt, «hab' ich was Falsches gemacht?» Und so ist er auf mich zu und hat mich beschimpft: «Und jetzt, wenn du nochmal was sagst ...», und zieht sich aus seinen Springerstiefel ein Messer raus und ist auf mich zu. Und ein junger Mann ist vom Parkplatz rausgefahren und hat das gesehen, ist stehen geblieben und hat seinen Arm gegen meinen – auf mein Mund so gehalten.»

«Vor's Gesicht, ja.»

«Ja, der wollt' mich verschneiden. Und der junge Mann, der junge Mann hat gesagt: «Sie, junge Frau, steigen Sie in Ihr Auto rein, Sie sehen doch, was das ist. Fahren Sie weg.» Und ich hab' dem Mann das auch erzählt. Hat er gesagt, das nützt gar nichts, Sie sehen, was es ist. «Gehen Sie, steigen Sie in Ihr Auto rein da», und dann ist er weg! Und er hat sich nochmal rumgedreht, hat gesagt: «Ich kenn' dich! Ich vermisch dich.» Er hat sich umgedreht und hat mir in meine Niere, mit seinen Springerstiefeln, einen Schlag gegeben. Vor Angst hab' ich das gar nicht gleich gespürt, und dann bin ich

nach Hause, und dann hab' ich die Schmerzen, die hab' ich heute noch – ich mein', die Niere, die hab' ich nicht mehr, die ist kaputt gewesen.»

«Hattest du 'n Infarkt, an der Niere dann später?»

«Ja, der ist gekommen später, nach 'nem Jahr, zwei, und jetzt hab' ich, die Niere ist dann rausgekommen, und hab' nur noch eine Niere. Da war der junge Mann schuld. Da hab' ich schon viele Erfahrungen, und das ist mal so, und das wird immer schlimmer» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Nenad Stojanovski berichtet von Anschlägen auf Geflüchteten-Unterkünfte:

«Ja, der Rechtsextremismus ist ja sehr hoch in [Name des Bundeslandes] und in [Stadtname], das ist so eine Kleinstadt in der Nähe von [Name der zweiten Stadt], und die Gruppe hat sich nur gegründet, um Asylheime quasi in dem Fall zu attackieren. Die haben auch Menschen direkt attackiert. Und die sind auch für mehrere Brandstiftungen verantwortlich» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Einen gewaltvollen rechtsextremistischen Anschlag auf die Familie erlebte Luka Banović in seiner Kindheit, 1982. Er schildert die Ereignisse, ihre Nachwirkungen bis heute und wie durch erneute Gewalterfahrungen jene aus dem Nationalsozialismus aktualisiert werden:

«Na, die allererste Rassismuserfahrung, die ich gemacht hab' in meinem Leben, die war ja bei mir sehr, sehr früh. Das war ja bei mir schon im frühesten Kindsalter, meine Eltern sind ja 1977 nach Deutschland migriert von Ex-Jugoslawien, ich bin 1978 geboren und damals hat der damalige Oberbürgermeister, Günther Serbey von der SPD, ein Willkommensfest für uns gemacht, weil wir die ersten Roma nach fünfzig Jahren waren, oder die nach dem Krieg wieder zurückgekommen sind, und das war für den 'n Grund zu feiern, was ja erstmal sehr schön war, das heißt also auch, die ganze Gemeinde und so weiter und die ganzen karitativen Verbände und Kirchengemeinden haben uns sehr willkommen geheißen. Dann, vier Jahre später, als ich so ungefähr vier Jahre alt war, gab's halt diesen Anschlag, von dem ich ja auch oft berichte in meinen ganzen Interviews, das muss ich ja immer wieder sagen, weil das für mich so die erste Konfrontation mit radikalem extremistischem Rassismus war, einfach gegenüber Roma, die haben uns ja – die haben unser Haus ja angezündet, während wir da drin gewesen sind» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Na das war so, das war nach 'nem Wochenende war das, wir waren ungefähr 'ne Gruppe von fünfzig Menschen, die in diesem Haus dort gewohnt haben, das war mehr oder weniger ein Abrisshaus, was die uns damals zur Verfügung gestellt haben, weil dort die ganze Familie untergebracht werden konnte, das war auch eigentlich ganz schön, wir haben uns da relativ gut eingelebt, ich hab' nur so – ich hab', die wichtigen Bilder sind immer noch sehr präsent in meinem Kopf, alles andere ist 'n bisschen sehr schwer in der Wahrnehmung noch da, aber grade dieser Tag, wo der Anschlag, der ist bei mir, der hat sich bei mir so ins Mark eingebrannt. Das war an einem Samstag, das weiß ich noch wie heute, da war's so gewesen, dass die Männer in Frankfurt ausgegangen sind und die Frauen waren mit den Kindern zu Hause und wir haben alle im Wohnzimmer unten, im großen Wohnzimmer mehr oder weniger geschlafen, wir waren so dreißig Personen, dreißig, fünfunddreißig Personen, viele Kinder, viele Frauen hauptsächlich, die Männer waren nicht da. Irgendwann gegen drei, vier Uhr morgens hörten wir einfach 'n Riesenknall an der Tür, die hatten uns erst 'n Molotowcocktail – nee, erst 'ne Nagelbombe durch diese Glastür durchgeschmissen und dann durch dieses Loch dann den Molotowcocktail. Und das Haus fing sofort an zu brennen, also, es war wirklich die Hölle. Wir hatten einfach Glück, dass es ein Zweifamilienhaus war, das heißt, dadurch dass wir unten waren, hatten wir die Möglichkeit, aus den Fenstern herauszuspringen, was wir dann auch alle getan haben, das war natürlich ein Riesenaufschrei, alle haben geschrien, alle sind in Panik geraten, und während wir rausgelaufen sind, hörten wir halt einfach nur aus der – wir konnten's gar nicht definieren, woher diese Schreie gekommen sind, «Scheiß Zigeuner, raus mit euch, verbrennt, verbrennt» und so weiter, und dann haben sie Pflastersteine nach uns geworfen, und mich hat dann einer am Kopf getroffen, ich war super schwer verletzt gewesen, es war so mit einer der tiefsten und – ja, traumatischen Erlebnisse, die ich halt eben was Rassismus – äh: also extrem! Also wirklich radikale extremistisch-rassistische Gewalt erlebt habe. Das war 'ne richtig heftige Geschichte zu dem Zeitpunkt. Es wurde dann auch veröffentlicht, es ist auch immer wieder nochmal im *Darmstädter Echo* veröffentlicht worden, und viele Journalisten und viele Leute, die sich damals für uns eingesetzt haben, haben ein großes Politikum daraus gemacht, und auch der heutige Zentralratsvorsitzende Romani Rose kennt diesen Fall immer noch sehr, sehr gut und weiß noch genau, was damals passiert ist, dass halt einfach diese Umstände auch in den öffentlichen Diskurs auch politische Konsequenzen auch mit sich bringen, das hat er auch irgendwie geschafft» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Also meine Mutter redet heute noch darüber. Meine Mutter war ja ‘ne junge Frau zu dem Zeitpunkt, die war ja damals zwanzig oder so – klar wurde darüber gesprochen. Meine Großmutter, die ist jetzt leider so ‘n bisschen dement geworden, aber ich hab’ letztens irgendwie, vor ‘nem halben Jahr hab’ ich meine Oma noch gesprochen, da hab’ ich nochmal mit ihr über dieses Ereignis gesprochen, und Oma konnte sich auf jeden Fall noch sehr gut daran erinnern, was da passiert ist, und das sitzt ihr heute noch tief in den Knochen – und ich glaube, dass das Ereignis damals uns einfach total traumatisiert hat und einfach nochmal die Angst vor der Mehrheit noch mehr geschürt hat und dadurch einfach auch bestimmte Prozesse auch, weil keine Enttraumatisierung stattgefunden hat, weder auf der Kopfebene noch auf der emotionalen, konnte, glaub’ ich, der Integrationsprozess nicht erfolgreich stattfinden in der Generation vor mir. Weil einfach die Angst zu groß war. Und vor allen Dingen auch noch aus der Zeit durch den Holocaust, meine Großeltern, also die Großeltern meiner Oma, sind dort umgekommen, in Dachau, und in Kragujevac von meiner Familie in Serbien, das hallte da noch so mit, und dann halt eben dieser Anschlag, das hat quasi einige Traumata wieder reaktiviert und es ist ein größeres geworden ...» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

### **3.2 Rassismuserfahrungen im Arbeitsleben**

Insgesamt sind im folgenden Kapitel Aussagen aus 6 Gruppen- und 13 Einzelgesprächen entnommen, daran waren 10 Romnja, 4 Roma, 1 Sintizza und 5 Sinti beteiligt.

Unsere Gesprächspartner:innen berichten von Rassismuserfahrungen auf interpersoneller und struktureller, darunter auch institutioneller Ebene. Interpersonelle Diskriminierung schildern sie im Umgang mit Vorgesetzten bzw. Arbeitgeber:innen, unter Kolleg:innen bzw. Mitarbeiter:innen sowie im Verhältnis zu Kund:innen bzw. Klient:innen. Die berichteten Erfahrungen lassen sich zurückführen auf strukturelle Diskriminierung in Form von gesetzlichen und (inner-)betrieblichen Barrieren, die ihnen den Zugang zum Arbeitsmarkt versperren, eine Andersbehandlung am Arbeitsplatz bedingen und bis hin zum Verlust des Arbeitsplatzes führen. Sowohl indirekte als auch direkte Diskriminierung erleben unsere Gesprächspartner:innen in allen Phasen des Arbeitslebens, beginnend mit den Bewerbungs- und Einstellungsverfahren über die Beschäftigungsdauer bis hin zur Beendigung des Arbeitsverhältnisses. Wiederholt werden Erfahrungen geschildert, die sie gleichzeitig aufgrund verschiedener gesellschaftlicher Kategorisierungen erfahren, etwa als romani Frauen oder als romani Muslim:innen.

### 3.2.1 Diskriminierungserfahrungen durch gesetzliche Einschränkungen im Ausbildungs- und Arbeitskontext

Die gesetzlichen Einschränkungen im Ausbildungs- und Arbeitskontext betreffen Gesprächspartner:innen verschiedener Altersgruppen, mit unterschiedlichem aufenthaltsrechtlichen Status sowie transgenerational.

Nenad Stojanovski berichtet, dass er wegen der sogenannten Ausbildungsduldung vor Unsicherheiten steht, die seine Lebensplanung beeinflussen. Er ist an den Beruf, in dem er die Ausbildung beendet, für zwei Jahre gebunden, um einen Aufenthaltstitel zu bekommen. Insofern er in seinem Bereich keinen Arbeitsplatz findet, ist es ihm nicht erlaubt, auf eine andere Tätigkeit auszuweichen, da er in diesem Fall nur eine sechsmonatige Duldung für die Arbeitssuche erhält. Aufgrund dieser aufenthaltsrechtlichen Bestimmungen sind viele junge Menschen bereits in ihrer Berufswahl eingeschränkt und beginnen *irgendeine* Ausbildung, um einen Aufenthalt zu bekommen:

«Na, theoretisch müsste man jetzt zwei Jahre in dem Beruf arbeiten, den man erlernt hat – ja, das ist vorgegeben, damit man seinen Aufenthaltstitel bekommen kann. Sonst kriegt man ja keinen Titel, also man ist gebunden quasi, wenn man die Ausbildung fertig hat. Damit man dann quasi für zwei Jahre erstmal einen Titel bekommen kann, muss man in dem Beruf arbeiten» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

«Ich finde das ungerecht. Weil, es gibt viele, die die Ausbildung angefangen haben, damit sie hierbleiben können» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

«Also ich habe meinen Arbeitsplatz sofort nach der Ausbildung, weil mein Betrieb mir auch zugesagt hat, dass die mich übernehmen wollen, aber kann ich mir schon gut vorstellen, dass man dadurch unter Druck gesetzt wird, so schnell wie möglich eine Arbeit zu finden, nur um hierzubleiben. Also man hat nicht die Zeit wie jeder andere, der sich die Zeit nehmen kann, sich auch dort zu bewerben, wo er will, sondern du nimmst nur das, was dir gegeben wird, nur um hierzubleiben. Das ist halt das Problem, deswegen habe ich nur einfach die Ausbildung – gut, Elektroniker ist keine schlechte Ausbildung, aber ist auch eine schwere Ausbildung, anspruchsvolle Ausbildung auch, trotzdem gibt es viele, die lernen einfach Bäcker oder Maurer oder so, nur um so schnell wie möglich einen Aufenthalt zu bekommen, um zu bleiben können» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).



Er berichtet auch, dass er aufgrund der aufenthaltsrechtlichen Regelungen gezwungen war, eine Ausbildung zu machen, und von den Schwierigkeiten, im Anschluss an die Ausbildung zu studieren:

«Ja, ich hätte vielleicht studiert. Ich hätte in Ruhe mein Abitur nachgeholt und nicht neben der Ausbildung. Das hat keinen Spaß gemacht» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

«Und studieren darfst du aber auch nicht gleich im Anschluss? Schwierig?»

«Es wird schwierig, normalerweise ja, man muss es aber beantragen, es kann auch sogar sein, dass man ausreisen und dann wieder einreisen muss» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

«Fühlst du denn da'ne Diskriminierung, 'ne Ungleichbehandlung?»

«Ja, das ist jetzt nicht nur gegenüber mir, sondern es ist für die Mehrheit so, auch nicht nur für Sinti und Roma, sondern für alle, die hier eine Ausbildungsduldung haben. Vielleicht sollte die Regelung weggenommen werden, dass man nur da arbeiten muss. Man hat zwar die Ausbildung, man kann da arbeiten, aber man muss da nicht arbeiten. Oder wenn ich jetzt selbst in dieser Branche bleibe, wenn ich jetzt meinen Master, meinen Bachelor auch machen will, Elektrotechnik studieren will – würde auch nicht funktionieren, würde auch schwierig sein» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Nenad Stojanovski berichtet, dass auch seine Schwester aufgrund ihrer schulischen Leistungen ein Studium hätte aufnehmen können, aber wegen ihres ausländerrechtlichen Status der Duldung daran gehindert wurde:

«Ja, sie will auch studieren, wir wollen viel mehr, wir können auch viel mehr, aber sind halt abgegrenzt, geht nicht» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Im Einzelgespräch mit Darko Nikolovski beschreibt dieser den fehlenden Aufenthalt seines Bruders als Ablehnungsgrund für die Aufnahme einer Ausbildung:

«Der wurde leider da nicht angenommen wegen seines Ausweises, also wegen der Duldung, und das ist ja auch schade, er will ja auch aus sich mal was machen, was lernen, und nur wegen einem, wie sagt man, nur wegen einem Blatt Papier wird man nicht angenommen, das ist ja halt auch schlecht für uns. Wir leiden halt auch immer

darunter, durch die Papiere, wir haben Nachteile. Jetzt wäre er bestimmt schon fast im ersten Ausbildungsjahr, hat leider nicht geklappt. Was ihn auch sehr traurig gemacht hat. Hätte er jetzt 'n Aufenthalt, klar, dann wäre er bestimmt sofort angenommen worden, und nach drei Jahren hätte er dann eine Ausbildung fertig. Man hat einfach seine Vorteile, wenn man seinen Aufenthalt hat, man hat auch mehrere Möglichkeiten an Arbeit, an Ausbildungssuche» (Darko Nikolovski, in den 2000er Jahren geboren).

Trotz der erfolgreichen Schullaufbahn und zugesichertem Ausbildungsplatz blieb der Aufenthalt eine Hürde für die Ausbildung der jungen Romni Sara Kulić:

«Dann bin ich sechzehn Jahre lang in Deutschland großgeworden, habe Schule beendet, vor der Berufsschule wurde ich abgeschoben, nachdem ich eine Bewerbung nach Frankfurt geschickt hatte für die Berufsschule, und als man mir mitteilte, dass ich angenommen wurde, wurde ich direkt nach einem Monat abgeschoben, also hatte ich nicht viel lernen können, keine Lehre» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

In einigen Fällen werden unterschiedlicher Aufenthaltsstatus und die damit verbundenen rechtlichen Arbeitsbeschränkungen durch die Behörden tradiert – und somit zu einer transgenerationalen Erfahrung. Im Einzelgespräch mit Ekaterina Markovska berichtet uns die junge Frau, dass bereits ihre Großmutter keine Arbeitserlaubnis in Deutschland hatte. Deren Sohn, also Markovskas Vater, hatte eine Arbeitserlaubnis erhalten, nicht aber seine nur geduldete Mutter. Markovska selbst hatte bis vor kurzem eine Fiktionsbescheinigung und hätte bei der Ausländerbehörde jeweils konkret die Erlaubnis beantragen müssen, berufstätig sein zu dürfen:

«Meine Oma hat, soweit ich weiß, nie gearbeitet, und ich glaub', die hatte sogar gar keine Arbeitserlaubnis. Weil, damals war das bei meinen Eltern zum Beispiel auch so, mein Vater hat damals gearbeitet, er hat die Arbeitserlaubnis bekommen, meine Mutter aber nicht. Die hat die Arbeitserlaubnis nicht bekommen und – ja, dadurch, dass wir auch diese Duldung und so hatten, damit kannst du nicht einfach irgendwo hingehen und dir 'ne Arbeitsstelle suchen und anfangen zu arbeiten. Wenn du arbeiten willst, musst du dir das erstmal genehmigen lassen von der Ausländerbehörde – und bei meiner Mutter war das 'ne ganz, ganz lange Zeit nicht erlaubt. Obwohl die selber arbeiten wollte, weil, klar, wir waren im Kindergarten und Schule und so, aber war total schwierig, dieses Arbeitsverhältnis. Bis heute noch, manchmal, wenn ich jetzt – ja gut, dadurch, dass ich meinen Aufenthalt ..., aber bis vor eineinhalb Jahren hatte ich ja auch nur die Fiktionsbescheinigung. Wenn ich jetzt 'ne Arbeit gefunden hätte,

müsste ich erstmal bei der Ausländerbehörde Bescheid sagen müssen, und die hätten dann überprüft und geschaut – und wenn die mir das dann quasi erlaubt hätten, würde ich arbeiten dürfen, wenn die sagen nein, ist halt nicht» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).

Die in Deutschland lebende Familie setzt sich bereits in dritter Generation mit den gesetzlichen Barrieren bezüglich des Zugangs zu Arbeit auseinander. Seit nunmehr drei Generationen wird ihre Zugehörigkeit als gleichberechtigte Bürger:innen dieses Landes in Frage gestellt, sie muss mühsam und jeweils einzeln und konkret erkämpft werden.

### **3.2.2 Diskriminierungserfahrung durch Arbeitgeber:innen aufgrund der Identifizierung als Rom:nja oder Sinti:zze**

Mehrere Gesprächspartner:innen berichten davon, dass ihnen der Zugang zum Arbeitsmarkt durch die Verweigerung von Arbeitsplätzen nach Bekanntwerden ihrer Sinti:zze- bzw. Rom:nja-Zugehörigkeit erschwert bzw. verweigert wurde. Die Minderheitenzugehörigkeit ist zunächst in keinem formalen Dokument aufgeführt. Im Ausweis, Reisepass oder in den offiziellen Bewerbungsunterlagen ist nur die Nationalität vermerkt. Trotzdem schildern die Betroffenen, dass potentielle Arbeitgeber:innen sie als Rom:nja bzw. Sinti:zze identifiziert hätten und dass dies zu ihrer Diskriminierung führte. In den berichteten Beispielen führen unsere Gesprächspartner:innen ihre Zuordnung auf die Bekleidung, den Nachnamen, ihre Hautfarbe in Kombination mit ihrem Herkunftsland und auch auf eigene Angaben zu ihren Sprachkenntnissen (Romanes) und ihrer Zugehörigkeit zur Minderheit (etwa im eingereichten Lebenslauf) zurück.

Im Fall von Andreas Gunther wird seine Mehrsprachigkeit, die zusätzliche Kenntnis des Romanes, nicht als Vorteil gewertet, sondern wirkt entgegengesetzt als Hinweis auf seine Herkunft – und wird somit zum Grund der Ablehnung:

«Ich habe mich beworben auf eine Ausbildung nach meinem Abitur, als Verlagskaufmann, ich war der Beste im Eignungstest, und bin dann beim Gespräch gefragt worden, woher ich denn Romanes kann, weil, das hab' ich angegeben bei der Bewerbung, welche Sprachkenntnisse ich habe, und da habe ich gesagt, dass ich ein Sinto bin – und ich habe die Stelle natürlich nicht bekommen» (Andreas Gunther, in den 1980er Jahren geboren).

In einer Kleinstadt fungiert der «Sinti-Name» als Erkennungsmerkmal der Zugehörigkeit und wird zum Grund der Ablehnung. Erst bei einer Bewerbung in einem größeren Betrieb mit höherer Anonymität schafft es diese Verkäuferin in das Berufsleben zurück:

«Zehn Jahre nach der Wende hab' ich mich im *Kaufland* beworben an der Kasse, ich bin Verkäuferin. Die haben mich genommen, alle anderen haben mich abgelehnt, weil ich von Familie [Name] abstamme. Und das sagt doch alles.»

«Haben die gesagt?»

«Ja. Weil ich Sinti bin» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Bogdan Stojanov, der Mitarbeiter einer Selbstorganisation ist, schilderte den Fall eines gut qualifizierten jungen Rom, der in seinem Lebenslauf auch seine romani Zugehörigkeit angibt. Ihm wird die Arbeitsstelle aus vorauseilendem Verdacht einer Inkompatibilität mit dem restlichen Team verweigert:

«Es gab einen Fall, oder einen Jugendlichen von uns, der eigentlich richtig gut ausgebildet ist, spricht super gut Deutsch. Und der hat sich für eine Arbeitsstelle beworben, und er hat sehr bewusst geschrieben, dass er ein Rom ist. Und zufälligerweise arbeitet eine Bekannte von uns genauso in dieser Stelle, und sie kannte diesen Jungen nicht, aber sie hat zugehört, was dann die Mitarbeiter über diesen Jungen gesprochen haben. Dass die unsicher waren: «Was für ein Mensch ist der, ob der zu uns passt? Der ist ein Rom, na ja, wir haben überhaupt keine Erfahrung, dann lieber nehmen wir den nicht.» Und das ist Diskriminierung» (Bogdan Stojanov, in den 1970er Jahren geboren).

In einem anderen Fall wird der Person nach Bekanntwerden der Sinti-Zugehörigkeit gekündigt:

«Also, in meiner Arbeit erlebe ich das täglich, wie bereits gesagt... In verschiedenen Richtungen gesehen. Ich denk', der krasseste Fall, den wir hier hatten, war eine Bewerbung eines ausgebildeten Detektivs, also, er hatte den Berufsweg, er war Personalschützer, und hatte sich in einem größeren Kaufhaus als Kaufhausdetektiv beworben, was auch alles angenommen worden ist, weil er sehr gute Zeugnisse hatte, und als er dann mit seinen Freunden, also den anderen Detektiven, ins Gespräch kam, und ihnen offenbart hat, dass er Sinto ist, bekam er sofort ein Gespräch beim Chef dieses Kaufhauses, der ihn drauf hingewiesen hätte, dass er etwas Wesentliches verschwiegen

hätte in seinem Einstellungsvertrag. Als er nachfragte und sagte, er hätte alles ordnungsgemäß angegeben, was notwendig wär', sagte der Geschäftsführer, er hätte aber nicht gesagt, dass er Sinti ist. Auf die Frage, warum das für den Geschäftsführer so wichtig wäre, antwortete dieser: «Wir stellen ja schließlich Leute ein, die die Diebe fangen, und nicht die Diebe warnen.» Also man hat ihm direkt ohne Beweis vorgeworfen, er wäre lediglich einer, der dann Leute, die klauen im Kaufhaus, eher warnen würde, statt sie zu fangen. Leider hat der junge Mann aus Angst darauf verzichtet, das öffentlich zu machen, denn er hat befürchtet, dass dies dann auch an die Ohren von anderen Geschäftsmännern kommen würde – und er dann niemals mehr 'ne Chance hätte» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

Eine herkunftsbasierte Ablehnung erfahren Rom:nja auch im Schnittpunkt von Rassismus und Sexismus. Ihre langen Röcke und bunte Kleidung werden für Daniela Dumitru und Alexandra Cocea zu Markierungen ihrer Zugehörigkeit und ein Grund für Ablehnung:

«Es ist sehr schwer. Meine Bekannte hat mir erzählt, dass ich mich auf der Arbeit anders kleiden soll. Weil es eine sehr schlimme Frau auf der Arbeit gibt, und wir müssen schöne Blusen anhaben. Meine Bekannte und meine Schwiegertochter müssen sich gut kleiden, damit sie keine Probleme auf der Arbeit haben. [...] Sie müssen auch die Kopftücher abnehmen. Ansonsten gibt es große Probleme. Ansonsten werden wir gar nicht angenommen auf der Arbeit» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Daniela Dumitru schildert ihre Bemühungen, den antizipierten Erwartungen zu entsprechen, um Arbeit zu finden:

«In [Name der Stadt] ist es genauso schwer, eine Arbeit zu finden. Man müsste sich dann eine Hose anziehen, sich schminken und gut aussehen, um eine Arbeit zu bekommen. Weil, ansonsten bekommst du keine Arbeit. Das erste Mal sind wir hingegangen in Röcken. Der Gadjo hat uns gesehen, hat seine Augen großgemacht und hat uns rausgeschmissen. Deswegen haben wir uns eine Bluse und Hose angezogen, damit er uns einen Vertrag gibt» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).

In einem Gruppengespräch berichten junge muslimische, romani Hijabi über ihre Probleme bei der Arbeits- und Ausbildungssuche. Sie berichten, dass sie keinen Ausbildungsplatz und/oder keine Arbeitsstelle erhalten haben, und führen dies darauf zurück, dass ihr Kopftuch auf Ablehnung stieß:

«Ja, ich wollte im Krankenhaus ‘ne Ausbildung machen. Aber ich denke halt, dass ich einen Realschulabschluss brauche, da ich nur einen Hauptschulabschluss jetzt mache, und wenn die halt sehen, dass ich ein Kopftuch trage, und ich denke, dass die mich dann als schlechter darstellen werden oder irgendwie so, und deshalb will ich halt meinen Realschulabschluss machen, dass sie auch denken, dass ich auch was kann und nicht so dumm bin oder sonst irgendwas» (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

Darko Nikolovski berichtet davon, dass seine Familienmitglieder aufgrund von Diskriminierung keine Arbeitsstellen erhalten:

«Ja, klar, meine Familie, die suchen sich auch mal Jobs, obwohl die Aufenthaltsgenehmigung haben, und es gibt dann halt diese schlechten Menschen, die sie wegen dem Aussehen nicht annehmen.»

«Nur weil die Roma sind?»

«Genau, weil wir Roma sind, wir verstehen das nicht, wir fühlen uns hier auch ein Teil wie Deutsche, wir sind ja halt hier geboren, das ist unsere Heimat» (Darko Nikolovski, in den 2000er Jahren geboren).

### 3.2.3 Ausbeutung von Arbeitskraft

In verschiedenen Arbeitsbereichen, wie etwa dem Dienstleistungssektor – und hier insbesondere in der Reinigungs- sowie in der Baubranche –, berichten unsere Gesprächspartner:innen davon, dass sie jenseits tariflicher und gesetzlicher Regelungen zu sehr niedrigen Löhnen und über die vereinbarten Arbeitszeiten hinaus arbeiten müssen:

«Jeden Tag, ganzen Tag musst du arbeiten. Und bekommst auch keine richtige Arbeit. Es gibt Leute, die arbeiten für zwei Euro [pro Stunde] den ganzen Tag.» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

Ferner arbeiten sie für Subunternehmer:innen, die selbst für andere Subunternehmer:innen arbeiten, die mit den eigentlichen Auftraggeber:innen Verträge abgeschlossen haben. Illegalisierte Arbeiter:innen sind auf der untersten Ebene dieser Kette beschäftigt und erhalten bereits über zwei Subunternehmer:innen weitergereichte und entsprechend reduzierte Stundenlöhne.

Sie haben keinerlei Arbeitsrechte bzw. Versicherungen. Sie wagen es nicht, das Geld einzuklagen, aus Angst, dann nicht nur die Arbeit zu verlieren, sondern ggf. auch die Unterkunft, die ihnen gestellt wird, oder gar abgeschoben zu werden. In diesen Fällen ist die Abhängigkeit und die damit verbundene Angst, sich für die eigenen Rechte einzusetzen, besonders hoch. Die mündlich vereinbarten Stundenlöhne der interviewten Reinigungskräfte bewegen sich zwischen 5,00 und 7,00 Euro, selbst diese werden nicht, und häufig erst nach mehrfachen Nachfragen, manchmal zwei oder drei Monate verspätet, ausbezahlt, wie unsere Gesprächspartner:innen aus der Gruppe *Illegalisierte Arbeiter:innen* berichten. In einigen Fällen wurde uns berichtet, dass die geleistete Arbeit am Ende gar nicht honoriert wurde.

«Ich arbeite die schwersten Jobs, arbeite auf Toiletten, spare jeden Dinar, um jeden Euro nach Hause zu schicken. Alle müssen der Familie helfen. Nach drei Monate weiter ohne Visa arbeiten – und dann über die Grenze und Strafen bezahlen.»

«Du bleibst, solange du kannst, du schöpfst die ganze Kraft aus, die du hast, und bleibst solange, wie es geht. Niemand bleibt drei Monate. Nur die Saisonarbeiter pflücken Spargel und so.»

«Üblicherweise wissen das die Chefs auch, und dann bezahlen sie den letzten Monat nicht. Ich kenne Millionen Fälle. Sie sagen: <Geh nach Hause, ich schicke dir Geld>, aber das passiert nie» (*Illegalisierte Arbeiter:innen*, Erwachsene).

Eine Frau, die in Deutschland mit illegalisierter Arbeit einen gesellschaftlichen Abstieg erlebt hat, beschreibt, wie sie früher nicht viel über Rassismus nachgedacht hat, aber jetzt durch ihre Lebenssituation viel mehr in dieser Hinsicht wahrnimmt:

«Sie sind nicht nur zu uns so, ich habe einmal gesehen eine Schwarze Frau, schwanger, wollte in den Bus, und der stand noch, sie hat an der Tür geklopft und der Busfahrer ist einfach weitergefahren. Später hat er für eine weiße Frau gehalten und sogar gewartet. Ich habe früher nicht darüber nachgedacht, aber jetzt, durch meine Situation, durch dieses Elend, denke ich mehr über Rassismus nach. Ich fahre ja jetzt auch viel Bus» (*Illegalisierte Arbeiter:innen*, Erwachsene).

Eine unserer Gesprächspartner:innen, Ruža Milenković, leitet selbst ein Subunternehmen. Sie berichtet von den Hierarchien, die sie als Romni sowohl durch Auftraggeber:innen erfährt, aber auch von Firmen, die ihre Dienstleistungen in Anspruch nehmen. Trotz ihrer langen Arbeitserfahrung ist ihr der direkte Zugang zu Auftraggeber:innen nicht gelungen, sodass sie auf Subunternehmer:innen als Zwischeninstanz angewiesen und dankbar für die Weiterleitung

von Aufträgen ist. Sie und ein anderer Subunternehmer aus der Reinigungsbranche berichten über die ungleiche Bezahlung der illegalisierten Arbeitskräfte im Verhältnis zu anderen Kolleg:innen, aber auch von diskriminierender Behandlung, der als «Ausländer:innen» erkennbaren Reinigungskräfte. Sie müssen mehr und härter arbeiten als die Kolleg:innen:

«Denn alles muss erledigt werden... Und was passiert, ich arbeite viel, auch für meine Arbeitskräfte, die nicht gut arbeiten. Ich komme, arbeite das ganze Stockwerk ab, falle fast in Ohnmacht, (Name einer Kollegin) sagt: «Komm, mach auch meine Arbeit fertig.» Ich antworte: «Lass die Scherze, Hauptsache wir haben Arbeit, damit wir Arbeit haben, damit wir Arbeit bekommen. Die wollen das nicht bei uns tolerieren, was sie von den Deutschen tolerieren, niemals, nicht mal ein Hundertstel davon ...» (Ruža Milenković, in den 1950er Jahren geboren).

«Die Deutschen arbeiten nicht so gerne, hinterlassen alles schmutzig.»

«Weshalb beschäftigt er die deutschen Reinigungskräfte?»

«Na, er beschäftigt seine Deutschen, weil er ein Deutscher ist.»

«Aber du meinstest, er weiß, dass deine Arbeiter:innen besser arbeiten?»

«Ah, nein, er will auch seine, er will auch, dass seine Deutschen Arbeit haben, dass sie auch verdienen.»

«Wir arbeiten nur da, wo er seine Deutschen nicht einsetzen will» (Ruža Milenković, in den 1950er Jahren geboren).

«Es gibt schon Leute auf Arbeit, die werden bevorzugt. Das stimmt schon. Sie kann jetzt die beste Mitarbeiterin sein, aber sie wird niemals den Objektleiterposten bekommen, wenn da auch 'ne deutsche Frau ist, die sich genauso viel Mühe gibt, aber vielleicht nicht so gut bist, aber die andere wird bevorzugt, weil: Die Frau heißt Frau Schneider – und sie heißt Frau Jovanović, hat Migrationshintergrund, ist dunkel und ~~Zigeunerin~~ in deren Augen» (*Illegalisierte Arbeiter:innen*, Erwachsene).

### 3.2.4 Abwertung von Wissen und Fachkompetenz

Rom:nja und Sinti:zze, die in Rom:nja- und Sinti:zze-bezogenen Arbeitsbereichen tätig sind – etwa in Organisationen, die Aufklärungs-, Erinnerungs-, Empowerment- oder Lobbyarbeit



machen –, berichten von Diskriminierungsdynamiken, die mit der Abwertung ihrer fachlichen Kompetenzen und/oder ihrem Erfahrungswissen einhergehen. Wenn sie in diesen Bereichen tätig sind, werden sie nicht als gleichberechtigtes Gegenüber mit vielschichtigen Fähigkeiten anerkannt, sondern erleben entweder, dass ihre Qualifikationen in Frage gestellt oder dass sie auf spezifische Aspekte reduziert werden. Aus mehreren Gesprächen geht hervor, dass in diesen Arbeitsfeldern die eigene Zugehörigkeit als Rom:ni bzw. Sinti:zza ambivalent erlebt wird: Einerseits ist ihre Zugehörigkeit gefragt und führt zu ihrer Anstellung, andererseits wird ihre Professionalität hinterfragt oder gar abgewertet.

«Selbst wenn du spezifisches Wissen hast, weil du Teil einer aktiven Community bist, wird es einfach nicht angesehen, aber gebraucht! Also, ich fand’ das total krass, als ich mich beworben hab’ bei [Name einer renommierten Organisation] und diese weiße Frau hat sich auch beworben, [...] und die haben mich ja erstmal nicht genommen, nö, wollten dann aber die Kontakte doch und was weiß ich, aber die haben so getan, als ob das so alles das gleiche wär’, ob das die weiße Frau auch machen kann, ob das scheißegal ist, wer das macht, und es gibt aber bestimmte Themen, wo es nicht scheißegal ist, wer das macht, und dann gucken sie dann nicht» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Die Mitarbeiterin einer Rom:nja-Selbstorganisation berichtete im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* über ein Meeting, in dem die Kooperationspartner:innen eine im Verlauf des gemeinsamen Projekts anstehende Fortbildung in eine Fortbildung für Rom:nja und eine für die qualifizierten Fachkräfte, an die sich dieses Projekt richtete, aufteilen wollten. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass an der Veranstaltung für qualifizierte Personen auch Rom:nja teilnehmen können. Die Mitarbeiterin berichtet, dass die Kooperationspartner:innen, die selbst einen außerordentlich guten Ruf als Träger der Menschenrechtsarbeit haben, bis zum Schluss nicht darauf kamen, dass es durchaus qualifizierte Rom:nja in diesem Feld gibt und dass daher keine zwei Veranstaltungen nötig seien. Im selben Meeting wurden die Aussagen ihrer bei dieser Sitzung nicht anwesenden und im Feld professionellen Kollegin grundlos in Frage gestellt. Sowohl die Aufteilung der Fortbildung in «Professionelle» und «Rom:nja» als auch die Geringschätzung des Wissens ihrer direkten Kollegin – bei gleichzeitigem Wunsch nach Zusammenarbeit seitens des anderen Trägers – interpretiert unsere Gesprächspartnerin als Dominanzerhalt:

«Und dann sieht man, wie sich da so dieser latente Rassismus dann so durchzieht, von Leuten, die aber gleichzeitig auch auf dich zukommen, mit einem zusammenarbeiten

wollen. Sie wollen wissen, dass da ein Fachwissen vorhanden ist, dass da eine Power vorhanden ist, was toll ist, womit er etwas anfangen kann, aber gleichzeitig muss man trotzdem runterdrücken, damit die Personen nicht zu hochkommen» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Eine Sozialarbeiterin, deren Klient:innen Rom:nja sind, berichtet im Gespräch der *Romani Sozialarbeiterinnen*, dass ihre Professionalität in diversen Arbeitszusammenhängen entwertet wurde. Sie wurde trotz bekannter Qualifikation als examinierte Sozialarbeiterin von Mitarbeiter:innen von Behörden und Trägern anderer sozialer Dienste als Sprachmittlerin, Dolmetscherin oder wie eine Analphabetin behandelt:

«Es gab oft Situationen, wo ich in irgendwelchen Runden saß und wo man einfach gedacht hat, dass ich also jetzt Sprachmittlerin bin oder Übersetzerin – und dass ich einfach keine Ausbildung habe. Manche haben auch gedacht, ich bin eine Analphabetin also sowas. Wo ich dann klären musste: Nee, ich bin die zuständige Fachkraft. Und das hat mich doch sehr lange so begleitet» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Unsere Gesprächspartner:innen erleben ebenfalls, dass ihre Abschlüsse und Fachkenntnisse auch dann abgewertet werden, wenn sie diese durch qualifizierte Zertifikate von Hochschulen oder Handwerkskammern belegen können. Auch wenn ihre in anderen Ländern erworbenen Abschlüsse hier anerkannt werden oder sie hier die Ausbildung erfolgreich abgeschlossen haben, finden viele jahrelang keine ihrer Qualifikationen entsprechende Anstellung. Marko Joksimović, ein akademisch hochqualifizierter migrierter Rom, berichtet von diesen Erfahrungen, ebenso wie der Handwerker David Kochev im Zweiergespräch mit seiner Tochter Sofja:

«Ja, vielen Dank – ich bin hier und gerne möchte ich so ein Erlebnis und Erfahrung sagen über dieses Thema. Das heißt, sehr wichtig, wenn die jugendlichen Menschen, die Roma oder Sinti oder überhaupt, dass sie nach dem, sagen wir, eine Ausbildung, sagen wir, ein Studium abgeschlossen haben, sagen wir, wo sie alles mit Jahren und Jahren gelernt, vorbereitet, alles, und dann, nach dem Diplom denkt man, jetzt möchte ich, wie alle anderen Menschen, eine Arbeitsstelle bekommen, und dann werde ich auch arbeiten und mich in diesem Beruf, jetzt in meinem Beruf Musik, als Dirigent, dann würde ich auch da arbeiten. Und sagen wir, nach meinem Studium in Belgrad, in der Fakultät Musisch, das heißt, für die *Kunstakademie Musik und Kunst* in Belgrad, nach Dirigieren-Diplom, und nach dem Studium von *Tschaikowski-Konservatorium*, eine Extra-Spezialisierung von *Tschaikowski-Konservatorium* in Moskau, dachte ich,

dass ich vielleicht Belgrad auch eine, wie alle anderen Kollegen, vielleicht als Gastdirigent, als Assistenz-Dirigent einige Konzerte bekommen, wo ich mich auch als Dirigent und dem, was ich gelernt habe, entwickle, ja. Und das hat leider nicht sofort funktioniert, und dann hab' ich angefangen mit einer Musikschule, Mittelmusikschule, ich denke, so war das, da war eine Stelle für Lehrer oder Musikprofessor, meine nicht Professor für die Akademie, sondern Professor in der Mittelschule, und dann sagten sie, da waren sehr viele Kandidaten für dieselbe Stelle, und dann bin ich nicht in dieser Wahl. Aber ich dachte, aber komisch, welche neunzig sind so, meine ich, sagen wir, mit meiner Bildung, weil ich kenne, ich habe hier in Belgrad studiert, und kenne alle Kollegen, ja, und so weiter. Aber gut – dann habe ich verstanden, dass so nicht einfach ist» (Marko Joksimović, in den 1960er Jahren geboren).

«In dem Betrieb war ich ja auch noch als Maschinenschlosser. Ich musste einfache Arbeiten machen. Ich wusste nicht, was ich machen soll. Warum? Einmal geh' ich zu dem Betriebsrat, und da sag' ich: «Warum? Ich hab' dir doch alle meine Papiere mitgebracht. Mein Beruf ist doch Maschinenschlosser. Und ich mach' meine Arbeit.» – «Ja, der Meister ist nicht einverstanden mit dir.» – «Warum?» – «Nein, ich will ja nicht mit dem ~~Zigeuner~~ zu tun haben.» – «Ah, woher weißt du, dass ich ~~Zigeuner~~ bin?» – «Ja, das hab' ich doch gehört von dem Türken.» – «Ja», sag' ich, «das sollst du nicht sagen. Ich werde ja nicht eingestellt als ~~Zigeuner~~ oder als Türke!» Ich sag': «Was soll das denn jetzt? Diskriminierung war doch genug, jetzt ist das doch hier eine Demokratie, was soll das denn, solche Scheiße?» – «Ja, komm', du gehst auf eine andere Abteilung.» Ich bin auf die andere Abteilung gegangen – noch schlimmer. Noch schlimmer! Hab' ich geguckt, hab' ich gekündigt» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

### 3.2.5 Ungleichbehandlung am Arbeitsplatz und in der Ausbildung

Die Gesprächspartner:innen sehen ihre berufliche Existenz und Entfaltung durch Ungleichbehandlung am Arbeitsplatz massiv eingeschränkt, und zwar unabhängig von ihren beruflichen Qualifikationen. Sie erfahren Diskriminierung seitens Arbeitgeber:innen, Kolleg:innen und Klient:innen bzw. Kund:innen oder Empfänger:innen der Arbeitsleistung auch intersektional, vor allem bezüglich Aufenthaltsstatus und Geschlecht. Die Diskriminierungen äußern sich im interpersonellen Umgang, aber auch auf struktureller Ebene. Strukturell wirken insbesondere

Gesetze sowie die jeweilige Organisations- bzw. Betriebskultur als Ausschlussmechanismen, wie die folgenden Beispiele zeigen.

Schon sehr früh in der beruflichen Laufbahn erfahren Sinti:zze und Rom:nja eine spezielle Beobachtung seitens der Arbeitgeber:innen bzw. Kolleg:innen am Arbeitsplatz, oft bis hin zur Kriminalisierung, und zwar in allen Altersgruppen. Die Verdächtigungen reichen von subtiler Beobachtung bis hin zu direkten Beschuldigungen bei ungeklärten Delikten:

«Bei mir werden viel öfters Taschenkontrollen gemacht als bei anderen. Wenn ich von der Arbeit geh', dann muss ich meine Tasche immer aufmachen, sie nennen's immer: «Ja, wir müssen immer kontrollieren, jeder muss jeden kontrollieren», aber ich hab' noch nie einen Mitarbeiter von mir kontrolliert. Es ist immer nur ich, die kontrolliert wird, ich hab' noch niemanden dort kontrolliert» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

In dem Gespräch mit der Subunternehmerin, die Reinigungskräfte beschäftigt, berichtet sie von einem Vorfall: Aus den Taschen der Töchter des Restaurantbesitzers, bei dem sie arbeiteten, war Geld verschwunden. Obwohl zu der Zeit viele Menschen im Restaurant tätig waren, wurden nur die Taschen und die Kleidung der drei Romnja kontrolliert. Das gestohlene Geld wurde nicht bei ihnen gefunden, dennoch verloren sie ihren Arbeitsplatz:

«Ich war an dem Tag nicht da, als sie die Frauen wegen des Geldes angegriffen haben, dass sie Geld gestohlen hätten, aber niemals ist da was passiert, das ist die Farbe [Hautfarbe] gewesen, die Farbe Schwarz.»

«Und wie ist das passiert? War es ein Geschäft? Geld aus der Kasse? Oder weshalb wurden sie angegriffen?»

«Es war ein Restaurant – und nicht aus der Kasse, es waren Handtaschen [...] von den Kindern vom Chef, von der Tochter und der Stieftochter von ihm. Die Frauen, sie haben geputzt, sie waren oben, und vermeintlich fehlte Geld, vermeintlich haben sie Geld gestohlen, ich weiß jetzt nicht mehr, wie viel Geld. [...] Sie rufen mich an und erzählen mir, die anderen haben sie angehalten und durchsucht, ihre Taschen durchsucht, sie haben sie nicht nach Hause gehen lassen vor der Durchsuchung. Als sie das Geld nicht gefunden haben, haben sie sich erst einmal entschuldigt, aber dann hatten sie sie trotzdem unter Verdacht und haben sie gekündigt. Sie wollten die Polizei nicht rufen, aber sie sollten nicht zur Arbeit kommen, aber sie haben kein Geld gefunden» (Ruža Milenković, in den 1950er Jahren geboren).

Auch subtilere Formen, unter Verdacht zu stehen, kommen in der Gruppengesprächen zur Sprache. Die Büroangestellten verlassen das Büro nicht, während Rom:nja es reinigen, während andere Reinigungskräfte durchaus ohne Aufsicht in dem Büro arbeiten. Ein weiteres Beispiel ist, dass nur Rom:nja keine Schlüssel zu den Räumen ausgehändigt werden, während die anderen Reinigungskräfte diese bekommen:

«Jetzt sind andere Zeiten, wir haben gearbeitet, und wir hatten die Schlüssel bekommen, jetzt geben sie dir die Schlüssel nicht mehr... Ob sie kein Vertrauen haben, ob sie erkannt haben, dass wir Roma sind, ich weiß es nicht, aber die anderen bekommen Schlüssel» (Ruža Milenković, in den 1950er Jahren geboren).

Diese Erfahrungen werden in der Gruppengesprächen dahingehend reflektiert, dass sie sich auf die Gefühle und Strategien auswirken. Einige berichten davon, sich grundlos schuldig zu fühlen, sich besonders vorsichtig zu verhalten, oder aber Situationen, die zu Verdachtsmomenten führen könnten, gänzlich zu meiden, wie etwa die Arbeit an der Kasse, sodass sich kein Anlass für Beschuldigungen ergibt. So berichtet eine Gesprächspartnerin, dass ihr bekannte Selbstorganisationen über regelmäßige Beschwerden von Rom:nja und Sinti:zze über Diskriminierungen am Arbeitsplatz klagten. Diese Beschwerden resultieren allerdings selten in Gesprächen mit Arbeitnehmer:innen zu deren Kriminalisierung am Arbeitsplatz. Noch seltener sind entsprechende Gerichtsverfahren, weil sich die Betroffenen wenig Hoffnungen auf Erfolg machen.

«And she had that right because the German law says, if you work more than six months, from six months to a year, and you are a European citizen, you have the right to receive Arbeitslosengeld II. So she didn't go there to say I am poor from Romania and I am ~~«Zigeuner»~~, give me money, she went there to say, I paid taxes for your German system. I contributed to your system. and I ask now back my right. But when they see her, they say «Go back to Romania», and then it's like – and it is not only that they discriminate my client, but they discriminate me as well. Because if they would see that I am stereotypical German looking, they would react differently. But when they saw how I look, they thought, that I don't know the law. So they thought that we don't have information. And then, when I told them that I had information and that I know what are the social rights, that my client has, and that I'm a social worker, they asked of me a document. I had to prove that I'm a social worker. They didn't believe me! And then I showed them the document and they say: «Ah, please come another day. If not, we call the security.» And I said «Please, you call now the police, I want to get a

fine and to have a prove, that a public institution asked me to go out.› I said, I don't go out with the security, please call the police. And then they were like: ‹What?› Because then when the police comes, they will give me a fine. I have a proof, I got a fine, because I didn't go out of a public institution. And then I said that I want to speak with his boss, or somebody else and he said: ‹Oh, we don't have time for this.› And then my colleague, I was so nervous, my colleague, he is German, went after half an hour and immediately they give the documents. Now, I don't know, was it because we already had the decision, or because he was a German, I don't know» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Weitere subtile Diskriminierung erleben unsere Gesprächspartner:innen, wenn beispielsweise bestimmtes Verhalten wie Pünktlichkeit nur bei Rom:nja (bzw. anderen People of Color) zum Thema gemacht wird. Unausgesprochene Erwartungshaltungen an Rom:nja – wie zum Beispiel die gemeinsame Betriebsküche in Ordnung zu halten – prägen oftmals als Betriebskultur die Verhältnisse zwischen Mitarbeiter:innen:

«Ganz oft merke ich das zum Beispiel, also, ich bin ja immer auch ganz lange in meinen Arbeitsbezügen, also, ist jetzt nicht so, dass ich die wechsel, und man kennt sich schon und so weiter, aber: Nummer eins ist einfach, es wird erwartet, ob das mit mir als Typ Mensch irgendwie zu tun hat, aber ich arbeite und arbeite und arbeite und acker – weißt du, was ich meine? Und ich hab' das Gefühl irgendwie, die anderen schaffen das immer, sich irgendwie'n Püschchen zu suchen, die schaffen's immer, irgendwie, und ich bin so, ich liefer' ab, ich hab' die, die Abgabetermine und weiß ich nicht, und frag' mich dann immer, wie geht das eigentlich immer, dass die anderen das irgendwie so 'n bisschen, also mein Gefühl ist halt oft, dass die es leichter haben. Wenn es ums Thema zum Beispiel, auch so, körperliche Arbeit geht, insbesondere zum Beispiel Küche, weil in vielen Bezügen gibt's bei uns, also gibt es irgendwie ein Kiezcafé, das ist einfach ein Stadtteilcafé, wo Menschen zusammenkommen können, und ich weiß nicht, es ist eine unausgesprochene Erwartung, dass ich das schmeiße einfach, weißte was ich meine? Die anderen Kollegen: ‹Ja, wo steht denn jetzt der Zucker, und wo ist das und wo ist dies›, weißte? Und dann kann ich mir das nicht reinziehen, und dann sag' ich: ‹Geh' mal›, und ich mach' dann so, und ich finde, das ist auch so 'ne Art, weil, ich erleb' das nicht, dass da 'ne weiße Frau steht, es stehen auch andere Kolleginnen mit mir, die ebenfalls zur Minderheit gehören, aber jetzt nicht zur Roma-Minderheit, aber sag' ich jetzt, da ist 'ne syrische Frau oder türkische Frau – oder und es sind immer die gleichen in der Küche, es sind immer die gleichen, die

zum Beispiel diese praktische Arbeit machen. Also so, das sind so Sachen. Und wenn's dann um Anerkennung geht oder wenn's um Sachen geht, also Aufstieg würde ich nicht sagen, wir haben schon so 'ne ziemlich flache Hierarchie, aber wenn es um Anerkennung der Arbeit geht, oder wenn es um Privilegien geht, so subtile, so Geschichten, nö, also da kommt jemand 'ne halbe Stunde zu spät, oder auch länger, dann wird das so übersehen, und bei anderen wird das dann zum Thema gemacht. Also so was – da geht es nicht mehr um das Z-Wort, da sind wir jetzt raus. Aber auf diesen anderen Ebenen wird zum Beispiel auch nicht anerkannt, du musst dir vorstellen, dass unser Geldgeber ein Projekt von mir total gut fand und wollte das veröffentlichen. Aber meine Vorgesetzte wollte meinem Kollegen sein Projekt vorziehen» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Unsere Gesprächspartner:innen berichten auch von Rassismus im Arbeitskontext, der sich gegen andere Personen mit gleicher Zugehörigkeit richtet:

«Ja, es war eine Kollegin. Die hatte zwei Roma-Jungs bei sich in der Gruppe, und die Mutter war 'ne junge Mutter, sie hatte eine ältere Tochter gehabt, die war vierzehn, die Tochter, und die Tochter war mit einem anderen Mann, da war der Vater 'n anderer und die Söhne, da war der Vater wieder 'n anderer. Und dann regte sich meine Kollegin darüber auf, weil die Frau zwei verschiedene Männer hatte. Und bei uns in der Einrichtung ist das eigentlich nie ein Thema gewesen, aber bei dieser Roma-Familie war das plötzlich ein Thema. Und dann habe ich sie angefahren und sagte: «Das kann ja wohl nicht wahr sein. Wie kannst du so über diese Familie sprechen? Es ist doch gang und gäbe, dass man vielleicht mit unterschiedlichen Männern Kinder hat. Deshalb sind die Kinder trotzdem da und haben ihre Väter. Wo ist das Problem? Warum wird das bei dieser Familie anders gesehen? Welchen Respekt hast du eigentlich gegenüber dieser Familie? Oder kommen da alte Vorurteile hoch?» Sie hat sich im Nachhinein entschuldigt» (*Sofja und David Kochev*, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

In pädagogischen Arbeitsbereichen beschreiben die Arbeitnehmer:innen des Gruppengesprächs *Romani Sozialarbeiterinnen* übereinstimmend, dass sie (im Unterschied zu ihren Kolleg:innen) für die Reinigung der Arbeitsstelle verantwortlich sind, obwohl sie als Pädagoginnen bzw. Beraterinnen angestellt wurden. Es gibt keine direkte Zuweisung dieser Tätigkeiten an die romani Mitarbeiterinnen – und doch entsteht eine stillschweigende Übereinkunft, eine

institutionelle Kultur im Betrieb, dass letztendlich Romnja die Gäste bedienen oder die Räume – und insbesondere die Küche – sauber halten:

«Als ich in diesem Projekt gearbeitet habe, da hatten wir auch so eine Küche und so eine Bar, wo wir immer etwas ausgegeben haben, egal was. Ich war ständig da, wirklich, ständig. [...] Ich kann nicht mitansetzen – ich kann nicht sitzen bleiben, das muss ich auch sagen, also, wenn ich bemerke, dass ich etwas machen muss, oder ich etwas machen möchte, weil jemand kommt, dann werde ich nicht – wie soll ich sagen, ich warte nicht, dass jemand kommt, sondern ich stehe auf, und ich gehe zu der Person, weil, ich bin einfach so, aber das ist auch komisch, wieso die anderen das nicht machen. [...] Ich nenne das – weißt du, wie ich das nenne? – so richtig tief raffinierten Rassismus.»

«Aber die anderen, die Kolleginnen, versuchen immer wieder, wie können sie weniger arbeiten, und das ist für mich auch eine Art von so Phänomen, ich weiß nicht, ob man das Rassismus oder Diskriminierung nennt, aber auf jeden Fall, dass wir am Ende mehr arbeiten müssen» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Alle drei sind in unterschiedlichen Einrichtungen tätig und tauschen sich im Gruppengespräch über diese Erfahrung aus. Sie hinterfragen dabei ihre eigene Rolle – und die ihrer Kolleg:innen – und problematisieren ihre eigenen Anteile daran, den unausgesprochen zugewiesenen Platz angenommen zu haben. Gleichzeitig wird von einer Gesprächspartnerin die Ignoranz ihrer Kolleg:innen nicht nur als Bequemlichkeit und Privileg, sondern als gewachsene Strategie von Herrschaft und Dominanz angesprochen. Sie schlussfolgert daraus, dass romani Kinder diese selbstverständliche Dominanz schon im frühesten Alter erleben und sich dazu verhalten müssen:

«Ich denke, also dieses Kulturelle ist es gar nicht, also zum Beispiel, ich hasse putzen. Ich schwöre, ich hasse putzen. Ich putze, wenn ich putzen muss, ja, aber: Es sind, ich würde sagen, es sind so andere Bezüge auf der Arbeit, ich denke, es gibt dieses, wie, ist egal, ob du jetzt ‘n Konzept schreibst oder ob du was anderes machst, ob du ein Netzwerktreffen hast, das Ganze hat einen Anfang, eine Mitte, ein Ende, ein Produkt, einen Abgabetermin oder so, und diese Küche – worüber wir jetzt explizit reden – hat ja auch ihre Funktion, nö, sei es jetzt für den nächsten Tag oder für ‘ne nächste Gruppe oder, oder, oder... Deshalb ist es klar, kann man sagen, okay, ich muss auch sehen, wahrscheinlich habe ich den Schuh mir auch angezogen, aber ich denke, dass



das ganz schwierig ist, im Sinne, das ist ja ein System, also man ist ja sozusagen ein Teil des Systems, und das ist eigentlich dieses – es ist nun einmal ein weißes System, und die sind natürlich sehr klug darin, uns auch in unseren, auf unserem Level zu lassen. Weißt du, was ich meine? Deswegen würde ich das jetzt nicht persönlich auf dich jetzt so, dass du irgendwie da dich irgendwie –, klar, kannst du das irgendwie machen, aber ich glaube, dass es einfach dieses jahrhundertelange Beherrschen und Herrschen über Minderheiten und über andere Menschen ist. Und ich glaub', das sind solche Strategien, ich weiß nicht, ob die mit Muttermilch gegeben, aufgesogen werden, und die werden einfach, ich weiß nicht, die kriegen das so von Generation zu Generation vermittelt, so wie wir unsere Kinder abhärten und sagen, irgendwie so, kann man ja schon sagen, die Erziehung von – jetzt auch nicht global, Quatsch, nö, jede Familie muss man immer gucken, aber ich denke, dass Roma-Kinder nochmal ganz heftiger, äh, erwachsen werden als weiße Kinder» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Auch unsere Gesprächspartner:innen im Gruppengespräch der *Romani Sozialarbeiterinnen* sind im Arbeitskontext mit dem rassistischen Begriff für Rom:nja konfrontiert. Sie gehen ihren Angaben zufolge damit offensiv um, mit unterschiedlichen Folgen, die sie zum Teil sehr belasten. Eine Gesprächspartnerin räumt ein, dass die Vermeidung des rassistischen Begriffs auf der Arbeit auch nicht davor schütze, dass sie mit rassistischen Bildern konfrontiert wird. Eine andere Gesprächspartnerin, die bei einem freien Träger mit Menschen mit Behinderungen arbeitet, schildert eine ähnliche Erfahrung:

«Ich hab' so'ne Koordinatorin, und die ist so'n bisschen so – die interessiert sich für so Serien. Und dann hab' ich der so'n Tipp gegeben, und hab' gesagt: «Ey, du bist doch so und so interessiert, guck' dir doch mal diese Serie *L-Word* an» Und dann komm' ich das nächste Mal ins Büro, und da sagt sie zu mir allen Ernstes: «[Name], du hast mir doch die Serie «Gypsy» empfohlen?» Und ich so: «Ähm, nein, ich hab' dir die nicht empfohlen.» – Ich denk' immer, die Leute denken gar nicht so, die denken gar nicht so, die thematisieren das für sich nicht, aber die haben's im Kopf, man denkt so: «Ah, Quatsch, das bildest du dir ein» oder irgend sowas, aber die denken das immer mit. Die denken das mit, die – also, wenn sie's wissen, sonst halten sie dich natürlich auch für türkisch, arabisch oder sonst irgendwas, aber wenn sie's wissen, spielt es eine Rolle, darauf kann man wetten, und sie kommen mit allen Klischees im Kopf an dich ran, auf jeden Fall. Noch 'n Beispiel: Andere Koordinatorin, sie sagt so, voll lustig, so extrem links und so, und extrem bemüht, und dann sagt sie so: «Ja, wenn du zu dem

[Name] gehst», so heißt dieser eine Klient, «ja, dann, manchmal versteht man den ein bisschen schlecht und so.» Und dann sagt sie so ausgerechnet, sagt sie zu mir, «Ja, wenn der zum Beispiel ‘n Zigeunerschnitzel möchte, dann würde ich ihm natürlich sofort sagen, das Wort kann er nicht benutzen.» Und dann hab’ ich wirklich so gedacht, du bist so korrekt, dir passiert das nie. Aber dir passiert das ausgerechnet bei mir, fällt dir so das Zigeunerschnitzel ein. Wisst ihr, was ich meine? Das ist kein Zufall. Das ist, weil das bei den Leuten so arbeitet» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* beschreibt eine Gesprächspartnerin die alltägliche Anspannung, die Rassismus in Arbeitsverhältnissen produziert. Im Unterschied zu ihren Kolleg:innen erfordert der Umgang damit eine zusätzliche Anstrengung und Qualifikation, also auch eine (nicht honorierte) Arbeitsleistung, um sich bzw. ihre Klient:innen zu schützen und ihre Kolleg:innen zu sensibilisieren – und sie damit kostenlos (bzw. auf eigene Kosten) fortzubilden:

«Fachgespräche oder, wenn es um Expertise geht, auf welchem Level auch immer, dass wir halt ständig auch irgendwie praktisch in Verhandlung sind, oder was heißt Verhandlung, wir müssen eigentlich im Endeffekt damit umgehen, dass die Leute halt rassistisches Grundwissen haben, aber sie geben es nicht zu. Und dann bist du irgendwie da und musst gucken: Okay, wie können wir zusammenarbeiten, und wie können wir so, wie so‘n Eiertanz jetzt, so darum herumschlingeln – und dann irgendwie so ihm nicht sagen: «Ey, das ist rassistisch [...], was du hier erzählst, aber wir müssen irgendwie zusammenarbeiten, damit wir weiterkommen oder so, weil sie es sich ja nicht eingestehen wollen. Weil es ja in der Gesellschaft so krass verankert ist, was ich halt zu Beginn gesagt habe, das ist halt das rassistische Wissen – und die Struktur ist so. Und solange die Struktur nicht aufgebrochen ist, wird sich auch nichts ändern, können wir dreihunderttausend Projekte machen, und es ist immer noch das gleiche» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

In einem Fall berichtete Marko Joksimović, ein atheistischer Rom, über den Ausschluss von einer Arbeitsstelle durch einen christlichen Träger:

«Ich erinnere mich an diese Zeit, ‘93, ‘94, ‘95, als ich eine Stelle gesucht habe. Ich sage, gut, vielleicht versuche ich es in einer Kirche, in Limburg. Da war eine Anzeige, wir suchen Dirigent in Limburg für unseren Chor. Ich sage, fantastisch, ja. Der Chor, ich sage guten Tag, mein Name ist so-so-so, ich bin Dirigent. «Ah, Sie sind Katholik?»

– ‹Nein, ich bin Dirigent.› – ‹Äh, aber wissen Sie, in unserem Glauben, das ist, wenn man eine Stelle bekommt, muss man Katholik ...› – ‹Aber, suchen Sie einen Pfarrer oder suchen Sie einen Dirigent?› – ‹Nein, nein, wir suchen einen Chorleiter mit Katholiken.› – ‹Aber Sie können, Sie sind ein Pfarrer – ja. Aber Sie können die Kinder erziehen im katholischen Glauben und so weiter. Der Dirigent muss nicht Katholik sein! Er hat einen Beruf.› Moment – ich frage ihn: ‹Sind Ihre Chormitglieder Professionelle oder Amateure?› – ‹Amateure.› – ‹Und warum brauchen Sie einen Professionellen? Das heißt, ich bin ein Professioneller, das heißt, das ist ein Gottesgeschenk. Ich komme, mit Ihnen zu arbeiten, ein professioneller Mensch, mit ihren Chor-Amateuren, wo sie in Freizeit sich entwickeln, das heißt, sie haben andere Berufe ...› Aber nein, wir müssen Katholik sein. Aber Gott hat das nicht geteilt, die Menschen glauben eins, alle Menschen sind gleich. – ‹Nein, nein, Herr [Name], leider, Sie haben keine Chance.› Das heißt, ich könnte auch in der Kirche, in katholische, nicht arbeiten. Ich habe gesagt, komisch, muss ich jetzt? Ja, das heißt sie schätzen nicht – und das ist eine Diskriminierung» (Marko Joksimović, in den 1960er Jahren geboren).

Klaus Berger hatte durch Zufall Einblick in die Personalakte seines Cousins im Handwerksbetrieb und musste von dessen diskriminierender Kennzeichnung erfahren:

«Mein Cousin, der auch mit mir in der gleichen Lehre war, da hab' ich die Personalakte durch Zufall gesehen, da wurde er als ‹Zigeuner› und als ‹Nichtsesshafter› bezeichnet. Trotz allem, dass er ja genauso sesshaft war wie ich auch» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

Von erlebter rassistischer Beschimpfung in der Ausbildung und einem angemessenen Umgang seitens der Ausbildungsstätte berichtet die Sintizza Katrin Huber:

«Und in der Lehre hatte ich auch einen Riesenvorfall, da wurde ich auch als ‹Zigeunerin› beschimpft, da hab' ich mich aber gewehrt – und hatte dann die ganze Klasse hinter mir, die haben zu mir gestanden, und sogar der Direktor kam in die Klasse und hat die ganzen Kinder aufgeklärt, die ganzen Mitschüler aufgeklärt, warum ich so bisschen ausgerastet bin, er hat das Wort ‹Zigeuner› den Kindern nähergebracht, was das bedeutet hat in der Nazizeit, und weswegen ich so aufgebracht war. Und das fand' ich bis heute sehr, sehr, sehr – sehr, sehr schön und sehr gut, also es haben alle hinter mir gestanden, das war ganz klasse» (Katrin Huber, in den 1970er Jahren geboren).

Von Hürden in der Ausbildung und den Erwartungen an sich selbst, mehr zu leisten als die anderen, berichtet im Einzelgespräch der Rom Nenad Stojanovski:

«Na ja, wir müssen immer viel mehr sein, um wahrgenommen zu werden» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

«Wenn ich jetzt 'ne Ausbildung habe und so weiter, und derjenige, also der weiße Mann, auch 'ne Ausbildung hat, muss ich studiert haben, um besser wahrgenommen zu werden oder so. Weil ich nur – ja, würde ich jetzt nicht direkt bezeichnen, weil ich Rom bin, sondern eher, weil ich anders aussehe, als der andere» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

### 3.2.6 Arbeitsdiskriminierung nach der Abschiebung

Nina und Nebojša Djurović reflektieren ihre Erfahrungen in Serbien nach der Abschiebung. Sie berichten von mehreren Situationen, in denen die Ausbildungs- und Qualifizierungsgrade keine entscheidende Rolle für die Einstellung gespielt haben. Viele Familienangehörige und Bekannte hätten trotz vorhandener Qualifikation in anderen Bereichen auf freiberufliche Tätigkeiten – wie das Musizieren – zurückgreifen müssen, um ihren Unterhalt und den ihrer Familie bestreiten zu können.

«Nee ich hab' nur achte Klasse. Weil, hier bekommst du gar nichts von Schule. Ob du hast oder nicht hast Schule, ist egal, bekommst du keine Arbeit. Und hast du Geld, dann bekommst du Arbeit. Gehst in eine Firma, bezahlst du zwei, drei, fünf Tausend Euro, bekommst du Arbeit. Egal, ob du Schule hast wie Doktor, kannst du nicht arbeiten. Wenn du Roma bist dazu, dann ist es noch ein größeres Problem» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

«Ja, der hat seinen Abschluss gemacht. Aber trotzdem keine Arbeit. Er versucht, mit Musik ein bisschen, weil, das ist sein Hobby, Singen kann er gut, und Klavierspielen, da versucht er irgendwie, an Geld zu kommen, aber es geht halt nicht so einfach, weil, in Deutschland ist es ein bisschen einfacher, da bekommt man wenigstens mehr Geld und hier nur bisschen» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

«Ja, auch gibt es viele serbische Leute, die nicht arbeiten können, aber Roma ist noch schlimmer» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

### 3.3 Rassismuserfahrungen im Bereich Wohnen

Zur Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt haben sich insgesamt 21 Gesprächspartner:innen im Einzelgespräch bzw. im Rahmen von drei Gruppengesprächen und in einem Zweiergespräch geäußert. Zwei Einzel- und ein Zweiergespräch haben wir mit Rom:nja im Kosovo geführt. Sie berichteten über die Wohnbedingungen nach der Abschiebung in den Kosovo.

In Deutschland beschreiben sowohl Rom:nja als auch Sinti:zze, junge und ältere Menschen, mit deutscher Staatsangehörigkeit bis hin zum unsicheren Aufenthalt, Erfahrungen von Ungleichbehandlung auf dem Wohnungsmarkt. Die Berichte beziehen sich sowohl auf strukturelle Formen – wie Wohnsegregation und geringe Wohnstandards durch staatliche Stellen (etwa Asylheime), durch Träger bzw. private Vermieter:innen, Hostels – als auch auf alltägliche Diskriminierungserfahrungen durch Nachbar:innen und das Wohnumfeld.

#### 3.3.1 Staatliche Diskriminierung

Im Einzelgespräch mit Thomas Mayer, einem deutschen Sinto, beschreibt dieser die Folgewirkungen des nationalsozialistischen Regimes auf die Wohnverhältnisse der Familie seiner Ehefrau, die zur Segregation und aktualisiertem Rassismus führen:

«Denn sie, ihre Familie hatte in [Name des Ortes] ein Haus, ein Zweifamilienhaus, ihre Eltern wurden deportiert – und als sie zurückgekommen sind, war dieses Haus abgerissen und diese Menschen durften nicht mehr dort bauen, man hat ihnen im Gegensatz dazu einen Wohnwagen angeboten und eine Baracke in der Nähe eines Waldes. Und wenn sonntags die Leute dann da spazieren gegangen sind, hat man mit dem Finger auf die Leute gezeigt und die Kinder vor den sogenannten ~~«Zigeunern»~~ gewarnt und gesagt: ~~«Siehst du, da wohnen Zigeuner, wenn du dich schlecht benimmst, dann werden die dich mitnehmen»~~» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

Ebenso berichten Sofja und David Kochev von einer staatlichen Umsiedlungsmaßnahme Anfang der 1990er Jahre, die gegen eine Gruppe Rom:nja zielte, die sich auf einem unbewohnten Gelände neben einer internationalen Firma niedergelassen hatten:

«Da war – das Büro, es war nebenan. Und die wollten die Roma da einfach weghaben. Also, sie waren in [Stadtname] und die Firma *Sony* war nebenan. Und das war für

*Sony* immer ein Schandfleck. Das wollten die nicht haben. Und dann haben sie mit der Stadt [Stadtname] darüber gesprochen, dass sie die Roma da weghaben möchten und dass die Stadt [Stadtname] sie bitte woanders hinbringen soll. Sie möchten keinen Schandfleck dahaben, das ist dann keine gute Reklame. Und die Stadt [Stadtname] hatte damals geguckt, dass es den Roma so schlecht geht, dass es denen bitte noch schlechter gehen soll, damit sie da weggehen. Kein Wasser, keine ärztliche Versorgung, gar nichts. Nichts! Und da waren dann viele Deutsche, [Name], und der hat dann Reklame gemacht mit seinen Freunden, bei allen Initiativen, und dann sind sie dahin gegangen und haben Kontakte zu den Roma gemacht. Sie haben dann Wäsche für sie gebracht, Essen für sie gebracht. Ja, und haben politisch versucht, sich dagegen zu wehren. Und wir haben uns damals dann mit [Name] getroffen und überlegt, wie wir gemeinsam diese Situation verändern können. Und damals war die Situation in [Stadtname] ganz massiv von bettelnden Kindern und klauenden Kindern auf der ..., in der Innenstadt geprägt. Und die Berichterstattung war sehr rassistisch, absolut rassistisch, die gegen uns wieder ausgebrochen war, und dann wurden die Roma-Familien von dort, von der Stadt [Stadtname] weiter nach [Stadtviertel] gebracht, da konnten sie dann aber auch nicht bleiben, und so wurden sie zum Schluss ins [Feld außerhalb der Stadt] verlagert. Also nicht in Wohnungen irgendwo verteilt in der Stadt [Stadtname], sondern wirklich in alten Wohnwagen auf irgendwelchen Plätzen, und das auch bitte ganz weit weg von der Stadt. Und auf dem [Feld außerhalb der Stadt] lebten sie ganz miserabel, und da kam immer die berittene Polizei, und ich stellte mich mit den wenigen Sympathisanten dann gegen die berittene Polizei, weil sie ja die Roma da abschieben wollten. Und wir haben dann die ganze Zeit fürs Bleiberecht gekämpft und haben versucht, die Kinder in Schulen unterzubringen, wo wir sie dann auch hingefahren haben» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

Auch aktuelle Formen der staatlichen Diskriminierung benennen unsere Gesprächspartner:innen, die als Geflüchtete Wohnortzuweisungen sowie Segregation in Heimen erlebten:

«Wir hatten sehr viele Jahre so‘n Duldungsstatus, und dadurch mussten wir sehr häufig auch umziehen, die Ausländerbehörde hat uns immer wieder versetzt. Das kennen die meisten hier, wir waren in vielen unterschiedlichen Wohnheimen» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

«Vorher waren wir im ganz normalen Wohnheim, aber dann wurde meinem Vater ein Zettel untergejubelt von der Ausländerbehörde: «Hier, unterschreib' mal.» Was soll er machen, er weiß nicht, was er unterschreibt, er hat unterschrieben, und dann sind wir dort im Drecksloch gelandet. Das war wirklich, wortwörtlich, ein Drecksloch» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Wie die Wohnortzuweisung und Wohnsegregation mit insgesamt schlechten Wohnbedingungen einhergeht, beschreibt Ekaterina Markovska, eine junge Romni aus Ex-Jugoslawien:

«Ja, also meine Großeltern zum Beispiel haben auch sehr lange im Asylheim gelebt, allerdings nicht in Oberhausen, sondern in Krefeld, in Strahlen, das ist so'n kleiner Stadtteil aus Krefeld, und die haben da auch sehr, sehr lange gelebt, und das waren sogar diese richtigen Container. Das sah auch total hässlich aus, das waren wirklich so Riesencontainer, und ich weiß noch, die Aufteilung war ganz schlimm, also es war wirklich ... – Jeder hatte, glaub' ich, einen Raum. Ja, aber bei meiner Oma, da sind zehn Kinder, und die haben dann zwei, also zwei Zimmer gehabt, aber zwei einzelne. Es war so ein ganz großer Raum, und da haben sie dann gegessen, geschlafen, gesessen, also wirklich auch deren Besuch. Alles, was war, war halt immer in diesem einen Raum, und die Toiletten waren ganz schlimm, für mich damals war es ganz schlimm, so als Kind immer, wenn wir zum Beispiel duschen wollten, mussten sich alle also die Toiletten, die Duschen teilen. Das war für jeden, jeder konnte da halt duschen und auf Toilette gehen. Und für mich damals als Kind war es ganz schlimm, weil, ich war auch 'ne lange Zeit bei meiner Oma, und wenn wir zum Beispiel duschen gegangen sind, ich weiß noch, dann hat meine Oma immer diese Bademäntel und sowas mitgenommen, weil, manchmal kamen ja auch andere Frauen – Männer nicht, das waren halt getrennte Duschen für Männer und Frauen, aber natürlich kamen dann auch Frauen, die einfach jetzt duschen wollten. Sie sind dann mit reingekommen und das war total unangenehm. Man ist dann meistens auch mit Unterwäsche dann reingegangen, um zu duschen mit dieser, und so, weil das auch hygienisch nicht so schön war. Das war halt, wie gesagt, 'n ganz großer Container. Und da hatten sie auch eine Riesenküche, die war dann auch für jeden, da konnten dann alle kochen und backen. Und außen war halt nichts, da waren so andere Gebäude von irgendwelchen Firmen» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).

Der Rom Luka Banović erinnert sich an die Wohnsegregation in den frühen 1990er Jahren:

«Das – und Arbeit und Wohnung sowieso nicht, die haben wir sowieso nicht gekriegt, sondern immer nur Sozialwohnungen; wir haben in [Stadtname] in einer Obdachlosenunterkunft gewohnt, so hieß das damals in der [Name der Straße], da haben wir super lange gewohnt. Erst haben wir in der [Name der Straße] gewohnt in [Name des Ortes], das war auch so‘n ehemaliges Kasernengebäude. Ja, in so‘nem Waldstück, wir waren mehr oder weniger wirklich ganz abseits vom Geschehen, dort haben wir lange gelebt, und dann sind wir in die [Name der Straße] gezogen, und [Name des Viertels] war auch so‘n Gettoviertel zu dem damaligen Zeitpunkt – und dort gab’s halt diese Obdachlosenunterkunft in der [Name der Straße], weiß ich noch wie heute, und da haben wir gewohnt dann, meine Eltern und ich. Und das war schon ‘ne ziemlich heftige Zeit, weil natürlich auch das Umfeld sehr stark mit Ressentiments und Ausgrenzungsmechanismen uns gegenüber war» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

Daniela Dumitru, eine rumänische Romni, beschreibt ihre Erfahrungen mit den Lebensbedingungen in einem Hostel sowie die fehlende Unterstützung beim Erhalt der Unterkunft:

«Wir haben Probleme in [Stadtname]. Es gibt ein Hostel, in dem nur Frauen [Romnja] wohnen. Es gibt ein Zimmer, und wir sind zu zehnt in dem Zimmer. Öfter schaltet er [der Vermieter] Strom und Wasser aus und die Heizung. Wir haben viele kleine Kinder. Das Jobcenter gibt mir nicht meine Rechte. Wir bekommen Kindergeld. Arbeiten gehe nur ich. Vom Jobcenter bekommen wir öfter Ablehnungen. Ich musste bei meiner Mutter zwei Jahre lang wohnen mit meiner Tochter. Deswegen ging ich zum Jobcenter und habe einen Antrag gestellt, aber sie haben mich abgelehnt. Ich bekam keinen Platz im Wohnheim» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).

«Sie haben mir für einen Monat ein Wohnheim gegeben, aber dann haben sie mich abgelehnt [Antrag auf Kostenübernahme], weil ich keine fünf Jahre in Deutschland bin. Ich wurde abgelehnt, weil ich nur fünf und keine sechs Monate gearbeitet habe. Dann bin ich wieder zurück zu meinem Vater gegangen und habe da gewohnt. Es war schwer, aber sie haben mich abgelehnt und gesagt, ich muss fünf Jahre in Deutschland sein. Ich bin mit einem Dolmetscher hingegangen, um nach einem Wohnheim zu suchen. Aber trotzdem haben sie mich abgelehnt. Viele wurden nach Hause geschickt. Viele Roma und Romnja. Sie wollten ihnen nicht helfen und ihnen Unterstützung vom Jobcenter anbieten. Sie haben ihnen gesagt, sie sollen zurückgehen» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).



### 3.3.2 Diskriminierung durch Nachbar:innen

Im Gruppengespräch *Jugendliche Rom:nja* und im Einzelgespräch mit Luka Banović schildern unsere Gesprächspartner:innen direkte und indirekte alltägliche Diskriminierungserfahrungen durch Nachbar:innen.

Im Gruppengespräch beschreibt ein rumänischer Rom die alltäglichen Schikanen durch einen Nachbarn, der ihn und seine Familie letztlich zum Auszug bewegte:

««Woher hast du Geld, die Miete zu bezahlen?», fragte der Nachbar. «Ich bezahle meine Miete, wie ich kann, das ist nicht deine Sache, ob ich arbeite, wie ich arbeite. Wenn meine Miete bezahlt ist, ist sie bezahlt.» Und der Nachbar sagte: «Okay, okay, ich geh' morgen zum Sozialamt, ob du Sozialhilfe bekommst und ein Auto fährst.» Ich sagte: «Das ist meine Sache, ob ich Auto fahr' oder nicht.» Er ging zum Sozialamt und nach ein, zwei Tagen ist er gekommen: «Ja, ich war bei Sozialamt, und ich hab' gefragt, ob du Sozialhilfe bekommst.» Ich sagte: «Was geht Sie das an, ob ich Sozialhilfe bekomme oder nicht?» Ich bekomme keine Sozialhilfe, egal ob ich ein Ausländer oder nicht in Deutschland bin, ich bekomme keine Sozialhilfe, ich mache meine Arbeit, die ich mache. Und vieles mehr war noch mit unserem Nachbarn. Ein Mann ist gekommen, sie haben uns die Sicherung vom Strom genommen – wirklich. Ich hab' eine Nummer angerufen. «Vermieter», sag' ich, «was ist los? Mein Strom ist bezahlt und der Hausmeister hat zweimal die Sicherung herausgenommen.» Und nur wegen dieser Sache mit dem Nachbarn sind ich, meine Frau, meine Mutter, mein Vater aus der Wohnung rausgegangen, und wir haben uns eine neue Wohnung genommen. Der Vermieter hat gewusst, dass ich rausgemobbt worden bin» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

«Ich konnte nicht ausrasten, weil in dieser Zeit mein Vater sehr krank war. Mein Vater war krank ... Zu uns kam Besuch, und auch das wurde mit der Kamera aufgenommen. Mit uns auf der Etage war eine Familie aus der Türkei. Und wenn Besuch zur türkischen Familie gekommen ist, hat er immer Fotos gemacht. «Das ist deine Familie!» – «Nein», sagte ich, «es ist nicht meine Familie, das ist die türkische Familie.» – «Ja, die sind in deine Wohnung gegangen.» – «Nein, sind sie nicht», hab' ich dann gesagt» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

Auch Luka Banović berichtet von diskriminierenden Aussagen von Nachbar:innen und verortet diese in zeitlichen, örtlichen sowie schichtspezifischen Kontexten:

«Das war ‘n Haus, was auf – es war eigentlich nur zwei Stockwerke, es gab das Erdgeschoss, erstes Obergeschoss und zweites Obergeschoss, und wir haben oben in dem zweiten Obergeschoss in einer Dachwohnung gewohnt, das war so‘ne kleine Dreizimmerwohnung, die hatte, wenn überhaupt, sechzig Quadratmeter, und in dem Haus war eine ungarische Familie, eine deutsche – eins, zwei, drei deutsche Familien, und wir haben ganz oben gewohnt. Also, es waren nur vier Familien, die dort gewohnt haben, und die Kommunikation, die Begegnung in diesem kleinen Abrisshaus war dadurch erschwert, dass die Leute einfach von vornherein ihre stereotypen Gedanken und ihre rassistischen Vorurteile auch offensichtlich gelebt haben. Damals war das Wort ~~«Zigeuner»~~ auch noch, mehr oder weniger, noch verpöner als wie heute. Also, und mit ~~«Zigeuner»~~ assoziiert man halt einfach nun mal Delinquenz, deviant, kriminell, Untermensch etc. Und das war auch das, was die Menschen uns mehr oder weniger auch an den Kopf geworfen haben. Die Umgebung, wo wir gewohnt haben, war sehr weiß, aber auch sehr – ich würd’ mal sagen, ökonomisch untere Grenze, also Menschen, die jetzt nicht unbedingt einen gewissen Wohlstand auch vorzeigen konnten, sondern selber von öffentlichen Geldern gelebt haben, und da kamen dann schon diese Aussagen wie: ~~«Wie, ja, ihr seid ja nur hierhin gekommen, weil ihr hier Geld kriegt»~~ – und so nach ‘m Motto: ~~«Geht mal arbeiten», «Verdient euch mal euer Geld» und «Verdient euch mal euren Aufenthalt»~~ und diese Aussagen, die wir in unserer Umgebung mitgekriegt haben, die haben sich dann natürlich auch in allen Institutionen wiedergegeben, insbesondere bei den Ämtern» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

### 3.3.3 Diskriminierung durch Vermieter:innen bzw. Makler:innen

Diskriminierung durch Vermieter:innen und Makler:innen erleben unsere Gesprächspartner:innen im interpersonellen Umgang und auf struktureller Ebene. Die Erzählung im Gruppengespräch *Jugendliche Rom:nja* zeigt, wie im Verhältnis zwischen Vermieter:innen und Mieter:innen die Grenzen zur Privatsphäre nicht eingehalten werden. Misstrauen sowie Nachforschungen von Nachbar:innen werden durch Vermieter:innen bis in die Wohnung hinein fortgeführt:

«Danach ist der Vermieter zu uns gekommen – der Vermieter war ein sehr guter Mann, der war aus Polen. Und der hat mich angerufen, er wollte zu uns kommen. Ich sagte: ~~«Kommen Sie bitte.»~~ Er ist gekommen, hat die Tür aufgemacht, was ich gesehen hab’, und was er dann gemacht hat, ich war schockiert. Er ist auf den Flur gegangen

und hat gezählt, wieviel Paar Schuhe ich habe. Ich hab' gesagt: <Was machen Sie, Herr [Name]?> Er sagte: <Ich muss wissen, wie viele Leute in eurer Wohnung wohnen.> Aber der war schlau – der war schlau, der Mann, der alte Mann, schlau war der. Meinetwegen hundert Personen, du bezahlst die Miete, mir ist es egal. Aber für die anderen Leuten waren wir wie Steine, die vom Himmel gefallen sind» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

Agnes Kraus, eine deutsche Sintizza, schildert aus ihrer Beratungsarbeit das Misstrauen und die Denunziationen gegenüber Familien und die daraus resultierenden Kontrollen durch Vermieter:innen:

«Und mein Vater und ich, wir suchten dann eben auch die entsprechenden Teamleitungen auf etc. Und da ergaben sich meistens ganz gute Gespräche, aber die Diskriminierung ging weiter – und bis zum heutigen Tag. Und es ist kein Wunder, also es ist für mich nicht verwunderlich, dass Leute ihre ethnische Zugehörigkeit verbergen, aus Angst vor Benachteiligung, aus Angst vor Arbeitsplatzverlust, auch aus Angst vor Wohnungsverlust, das haben wir auch schon erlebt, da lebt 'ne Familie, Vater, Mutter, Kind, mit zwei Kindern, und dann bekommen sie plötzlich Besuch von ihrer Großfamilie, und dann fängt der Vermieter an nachzuforschen, ob da noch Leute mit wohnen, woher die überhaupt kommen und wer das ist und so weiter» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

Alexandra Cocea, eine rumänische Romni, spricht über ihre erste Begegnung mit der Hausverwaltung und die respektlose Behandlung durch deren Mitarbeiterin:

«Wir haben eine Wohnung gefunden, und ich wollte die Frau mit der Hand begrüßen, und sie wollte mir nicht die Hand geben. Sie hat sich vor uns geekelt» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

«Weil sie gesehen hat, dass ich einen langen Rock und ein Kopftuch habe. Sie behandeln uns anders. Wir sind so angezogen, wie wir uns anziehen. Wir können keine Hosen oder andere Blusen anziehen. Wir wollen das nicht. Wir sind Pfingstler, und wir dürfen sowas nicht anziehen. Aber sie wollen, dass wir uns so wie sie anziehen» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Neben dem diskriminierenden zwischenmenschlichen Umgang berichten unsere Gesprächspartner:innen von Verletzungen ihrer Mieter:innenrechte, die bis zum Verlust der Wohnung

führen. Im Gruppengespräch *Jugendliche Rom:nja* schildert eine jugendliche Romni, wie sie und ihre Mutter ihre Wohnung verloren haben:

«Meine Mutter hat so ähnliche Probleme gehabt. Meine Eltern haben sich getrennt, und da hat meine Mama Sozialhilfe bekommen, damit sie die Wohnung bekommt, alles, wir ham' ja ein Jahr gelebt in [Stadtname]. Richtig schön. Die Nachbarn war'n okay. Und dann kam ein Hausmeister, den kenn' ich sehr lange von klein auf, der meinte so: «Ja, Menschen kommen, die wollen eure Wohnung sehen, die wollen eure Wohnung kaufen.» Meine Mutter hat sich dabei nichts gedacht. Okay, jeden Tag kamen zehn bis vierzehn Menschen rein, diese Wohnung anzuschauen» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

«Dann haben sie diese Wohnung angeschaut, dies und das. Dann hat ein Mann diese Wohnung gekauft, und dann, nein, die haben sie noch nicht gekauft, eigentlich hat der Hausmeister nur gesagt: «Ihr müsst auszieh'n, dann muss man so eine Bescheinigung nehmen» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

«Sie haben gesagt, ihr habt einen Monat Zeit auszuziehen, sonst gibt's Ärger, dies und das, und meine Mutter hat voll viel Stress gehabt. Das geht nicht, dass Menschen, jeden Tag zehn bis fünfzehn Menschen, reinkommen, um diese Wohnung anzuschauen. Man sollte einem Menschen erst einmal Zeit geben, eine Wohnung zu suchen, erst einmal, und dann erst die Kündigung geben oder so. Das war sehr rassistisch, würde ich sagen. Wär' das 'ne deutsche Familie, hätten sie sofort nein gesagt» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

In dem Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* schildert unsere Gesprächspartnerin, eine deutsche Sintizza, wie ihr Wohnungsverlust durch Kündigung seitens des Vermieters drohte, obwohl sie lebensbedrohlichen rassistischen Übergriffen durch Nachbar:innen ausgesetzt war:

«Jeden Tag, das ging jeden Tag. Ich hab' abgenommen, ich hab' nur noch vierzig Kilo gewogen, ich hab' gearbeitet, ich musste früh aufsteh'n.»

«Aber die ist jetzt im Gefängnis, oder?»

«Ja. Das hab' ich dann meinem Vermieter mitgeteilt, ich hab' die Kündigung bekommen für die Wohnung. Ich! Und die hat dann noch gedroht, dass sie mich umbringt, und das hab' ich der Kriminalpolizei gesagt. Das war – das ging da rein und da raus.

Die wollten keine Anzeige aufnehmen, ich hab' gesagt, ich möchte eine Anzeige machen. Das wurde nicht aufgenommen, gar nichts. Gar nichts, und da soll man – das war das Schlimmste.»

«Ihr habt da eine Einigung erzielt?»

«Ja, das war wegen der Miete, der hat's dann eingesehen, hat alles zurückgenommen und hat dann [Name] gekündigt. Das war das schlimmste Erlebnis eigentlich für mich. Meine Mutter konnte nichts ausrichten, die hat dann noch gelebt, die hat gesagt, dann komm', und schlaf bei uns. Aber ich hab' zwei große Hunde. Und die Hausbewohner kannten die Hunde. Sie hat mir die Tür eingeschlagen. Ich werde – ja, die hatte 'ne 88 hinten rein tätowiert, weißte, was das bedeutet?» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Andere berichten von Hakenkreuzen an den Wohnungen und auf Spielplätzen:

«Also hier, ich sprech' jetzt erstmal nur für mich, und hier die Einrichtung hier in [Stadtname], wo ich schon sehr lang die Arbeit mach' – jetzt, seit 1995, also schon relativ lang, und Rassismus begegnet mir sowohl in ganz klarer direkter Art, das heißt, es gibt immer noch Menschen, die zum Beispiel an Wohnungstüren Hakenkreuze hin machen, mit Edding-Stift, und draufschreiben <Ihr seid vergessen worden zu vergasen> oder <Zigeuner raus>, sowas finden wir auch auf Spielplätzen, wo mehrere Sinti-Familien leben, dass da Hakenkreuze dran sind und das eingekratzt ist in den Bänken, sowas, wir haben hier verschiedene Sachen gehabt» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

«Bei euch an der Haustür haben sie's Hakenkreuz gemalt» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Eine junge Frau, die mit ihrer Familie als Kind aus Rumänien nach Deutschland migriert ist, musste anfänglich regelmäßig für ihre Eltern dolmetschen. Sie erinnert sich an die diskriminierende Behandlung durch eine Maklerin bei einer Wohnungsbesichtigung:

«Also, ich hab' eine rassistische Situation erlebt, als mein Vater und ich bei einem Besichtigungstermin waren, und da waren nun mal auch andere Leute, mein Vater hat jetzt schon ein typisches Roma-Aussehen, weil, ich meine: Wir sind Roma. Die Hausvermietung hat dann einfach einen sehr blöden Kommentar abgegeben, weswegen ich auch denke, weswegen wir die Wohnung auch nicht bekommen haben. Sie meinte

nämlich – ja, das sind irgendwie so dreckige Leute, aber nicht vom Aussehen, sondern – ich glaub’ du weißt, was ich meine. Ich glaub’ sie meint so von der Ethnie her, von der Ethnie her. Und ich war klein, ich wusste nicht, was ich sagen soll, ich war nur da, weil mein Vater nicht so gut Deutsch sprechen konnte, und das hat sie ihm ja auch angehört und also – und dann waren da so, so richtige Deutsche – also deutsche Personen, denen man das auch angesehen hat, mit denen war sie auch so voll nett. Ganz am Ende hat sie noch so Bewerbungsbogen ausgeteilt, natürlich haben wir den nicht bekommen, sie hat sich aber trotzdem verabschiedet bei uns wie bei allen anderen, so mit einem ‹Schönen Tag noch› oder irgendwie so, aber da, so, war’s mir so richtig klar: Okay ...» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

«Aber ich glaub’ auch, also um ehrlich zu sein, wir sind so – die krassste Sache ist, wir sind auf der Suche nach einer Wohnung schon seit – sieben Jahren fast. Und wir haben nie eine Wohnung bekommen – also, wir sind immer noch auf der Suche. Aber ich hab’ jetzt gehört, die Familie von einer deutschen Freundin von mir aus der Klasse zieht grade um [lacht], schon das dritte Mal dieses Jahr, weil sie irgendwie ‹Platzmangel› – in Ausrufezeichen – haben. Hach... Wo ich mir so denke, das ist irgendwie doch – das sollte man doch als Außenperson sehen, dass wir einfach so keine Chance haben, eine Wohnung zu bekommen, weil wahrscheinlich auch die Hausverwaltungen eher Deutsche bevorzugen» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

Klaus Berger, ein deutscher Sinto, erinnert sich ebenso zurück an seine Jugend, als ihnen ein Grundstück verweigert wurde:

«Dann, was meine Eltern an Rassismus erlebten, mein Vater wollte Ende der Fünfziger Jahre in [Stadtname] einen Bauplatz kaufen, das wurde ihm verweigert, weil die damalige Besitzerin des Grundstücks sagte, sie wolle an sogenannte ~~Zigeuner~~ nichts verkaufen» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

Die Erfahrung der Wohndiskriminierung, die er als Kind über seinen Vater vermittelt bekommen hat, setzt sich zwei Generationen später fort in den Erfahrungen, die seine Enkelin macht:

«Meine Enkeltochter, vor Kurzem erst hat sie eine Wohnung gesucht, hat telefonisch angerufen und ist dann eingeladen worden, dass sie einen Antrag ausfüllen soll, sie sollte vorbeikommen, und wie die Sachbearbeiterin sie dann gesehen hat, weil das Kind auch eine typische Sinteza ist, also dunkel in der Hautfarbe, war die Frau sehr

schroff zu ihr – und hat ihr zu verstehen gegeben, dass sie in dieser Gesellschaft keine Wohnung bekommt» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

Die aus Rumänien migrierte Romni Daniela Dumitru schlussfolgert aus den Erfahrungen ihrer langen Wohnungssuche, dass die Nationalität bei der Wohnungsverweigerung eine Rolle spielt:

«Es ist schwer, auch Wohnungen zu finden. Weder kann man eine Wohnung in [Stadtname], noch in [Stadtname] finden. Die Deutschen wollen den Rumänen keine Wohnung vermieten. Wenn sie sehen, dass wir Rumänen sind, schicken zu uns weg. Die Wohnungen werden Arabern, Türken oder Deutschen vermietet. An Rumänen vermieten sie nicht. An Bulgaren auch nicht» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch mit Sintizze aus der ehemaligen DDR schildert eine Gesprächspartnerin ihre Erfahrungen mit der Ablehnung bei der Wohnungssuche aufgrund ihres Nachnamens:

«Es fängt schon bei der Arbeit an – Ausbildungssuche, Wohnungssuche, da fängt's schon an. Ich hab' drei Jahre lang alleine gelebt in meiner eigenen Wohnung, und ehe ich die bekommen habe, war das ein Riesenschritt, den ich erst einmal gehen musste. Ich hab' da so 'n Beispiel. Ich hab' bei meinem Vermieter angerufen, hab' mich mit meinem Nachnamen gemeldet und dann ging's: «Nee, die Wohnung ist weg.» Zehn Minuten später hab' ich meinen Freund anrufen lassen, und der hat 'n Besichtigungstermin bekommen. Und es war genau dieselbe Wohnung. Das ist halt einfach so dieses – mittlerweile lach ich halt drüber, weil: Ich bin wie jeder andere Mensch! Und das ist einfach so, bei den Menschen ist das so tief in dem Kopf drin, «Zigeuner stinken, klauen, die mach'n alles kaputt, die können ihre Miete nicht zahlen, dies und das», dass man das schwer aus einem Menschen rausbekommt, weil sie gar nicht mal in der Lage dazu sind, sich selbst mal richtig anzuhören. Jeder Mensch darf Urteile haben, finde ich, aber jeder Mensch muss auch irgendwie in der Lage sein, sich mal was anzuhören und sich umstimmen zu lassen. Und das machen die wenigsten, das ist traurig» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

Bogdan Stojanov vermutet, dass sich die Diskriminierung bei der Wohnungssuche direkt auf die Herkunft als Rom bezieht und dass diese besser verschwiegen werden sollte, wenn möglich:

«Wenn man dann als ein Rom eine Wohnung haben möchte, wäre es da besser zu verbergen, dass man ein Rom ist, man kann dann viel schneller eine Wohnung bekommen, als wenn da jemand sagt, ich bin ein bewusster Rom – oder wenn ich sage, ich bin ein Rom, dann ist es sehr schwer, eine Wohnung zu bekommen. Ich muss mal sagen, vor paar Jahren war das anders. Das war ein bisschen interessant, es war mehr so ein bisschen etwas Exotisches. Aber mittlerweile hat sich die Situation, die politische Situation, im negativen Sinne verändert» (Bogdan Stojanov, in den 1970er Jahren geboren).

Auch unabhängig von einer Arbeitsstelle und notwendigen finanziellen Mitteln ist es für Rom:nja aufgrund der Diskriminierung schwierig, eine Wohnung auf dem freien Markt zu bekommen. Darko Nikolovski schildert die Erfahrung seines Bruders:

«Letztes sind mein Bruder und seine Freundin eine Wohnung besichtigen gegangen, die Vermieter haben direkt gesehen: Roma. Die durften nicht mal die Wohnung besichtigen, direkt rausgeschickt» (Darko Nikolovski, in den 2000er Jahren geboren).

Der Sinto Klaus Berger schildert im Einzelgespräch, wie er aufgrund seiner Angabe, Mitarbeiter einer Sinti:zze- und Rom:nja-Organisation zu sein, bei der Wohnungssuche Ablehnung erfahren hat:

«Ganz gravierend war für mich eins: Ich wollte von [Name des Stadtbezirks] umziehen. Und wollte dann ‘ne neue Wohnung haben. Bin dann gefragt worden, was ich von Beruf sei, sagte ich wahrheitsgemäß, ich bin der Vorsitzende des [Name der Organisation] und bin dort der Geschäftsführer. Und wie die Frau dann gehört hat, es war ‘ne Frau, mit der ich telefoniert hab’, ah, von Sinti und Roma, da brach sie gleich das Gespräch ab und sagte: ‘Rufen Sie mich doch bitte morgen an.’ Und dann hab’ ich sie dann morgen angerufen, und da hat sie gemeint, ja, sie hat das ja nicht gewusst, ihr Mann hat ja die Wohnung schon vermietet. Das war für mich sehr frustrierend, das muss ich auch sagen» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

Aufgrund der geschilderten Schwierigkeiten, eine Wohnung auf dem regulären Wohnungsmarkt zu erhalten, sind viele unserer Gesprächspartner:innen auf Makler:innen angewiesen, die sie sich nicht leisten können – oder die ihre Notsituation ausnutzen. Darüber hinaus sind sie gezwungen, unangemessene Wohnbedingungen hinzunehmen:



«Mein Mann ist zuerst nach Deutschland gekommen und hat das Zimmer im Hostel gefunden. Ein Zimmer. Acht Personen. Es war sehr schwierig, aber jetzt ist es, Gott sei Dank, besser.»

«Wie war es in dem Zimmer mit acht Personen? War es ein Wohnheim oder Hostel?»

«Ein-Zimmer-Wohnung [im Hostel]. Wir sind da alle geblieben. Meine Töchter sind auch mit ihren Kindern gekommen und haben da geschlafen. Meine Söhne sind auch mit ihren Frauen gekommen und sind dortgeblieben. Es war sehr schwer. Wir sind dort fünf Jahre geblieben» (Alexandra Cocea, in den 1970er Jahren geboren).

«Der Vermieter war sehr schlecht. Er hat uns sehr schlecht behandelt. Das Warmwasser hat er uns abgestellt und die Heizung. Er hat uns nur abends für ein paar Stunden Warmwasser gelassen. Aber ansonsten hat er uns auch den Strom abgeschaltet. Es gab Mäuse in der Wohnung. Zurzeit sind noch Familien in dem Hostel, und sie haben immer noch Mäuse in den Wohnungen. Es ist sehr schwierig, dort zu wohnen. Alle, die dort wohnen, haben Angst, etwas zu sagen. Obwohl es so schwierig ist. Sie wohnen ohne Strom, ohne Wasser» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Alexandra Cocea schildert im Einzelgespräch, wie sie auf der Wohnungssuche, sobald bekannt wurde, dass sie Rumän:innen sind und viele Kinder haben, Ablehnungen von Vermieter:innen erfuhren. Mit dem Versuch, Makler:innen zu beauftragen, mussten sie große finanzielle Verluste tragen. Dem ersten Makler bezahlten sie 2.000 Euro und ein zweites Mal 3.500 Euro, ohne Erfolg. Danach haben sie eine Wohnung gefunden:

«Fünf Jahre haben wir eine Wohnung gesucht. Sobald wir in dem Hostel in diesem Zimmer angekommen sind, haben wir angefangen, eine richtige Wohnung zu suchen. Was wir gespart haben, haben wir einem Makler gegeben, um uns eine Wohnung zu finden, und wir haben ihn nie wiedergesehen.»

«Damit ich besser verstehe, ihr habt diesem Mann Geld gegeben, damit er euch eine Wohnung sucht. Er hat das Geld genommen, aber euch keine Wohnung gefunden. Und seitdem habt ihr den Mann nicht mehr gesehen?»

«Ja, genauso.»

«Und dann, was habt ihr gemacht?»

«Dann haben wir einem anderen Mann 1.250 Euro gegeben. Ich weiß nicht, was er war. Aber auf jeden Fall kein Deutscher. Wir haben das Geld gegeben – und dann nichts. Danach haben wir einem Türken 2.000 Euro gegeben, und er hat uns nur 500 zurückgegeben. 1.500 Euro hat er uns nicht zurückgegeben. Dann haben wir einen anderen gefunden, der uns diese Wohnung vermietet hat» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

«Mein Vater hatte eine Drei-Zimmer-Wohnung gefunden, weil er weg von dem Hostel wollte, wo wir zu acht in einem Zimmer gewohnt haben. Aber jetzt hat er auch Probleme. Der Deutsche hat die Wohnung von einem Türken genommen, aber der Türke ist jetzt in der Türkei. Er wurde in der Türkei verhaftet. Mein Vater hat dann den Hausmeister gefragt. Er meinte, er kann den Vermieter nicht erreichen. Mein Vater möchte die Miete zahlen und keine Probleme bekommen. Der Hausmeister meint, ich gebe dir die Kontonummer und du überweist. Und dann kam raus, dass die Miete viel weniger ist» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).

Nachdem der Hausmeister mit dem Vermieter gesprochen hatte, stellte sich jedoch heraus, dass die Wohnung ursprünglich als Gewerbewohnung vermietet war. Infolgedessen hat das Jobcenter die Leistungen gekürzt.

Andreea Ciobanu, eine junge Romni, berichtet darüber, wie ihr Vermieter offen zugibt, Rom:nja als unproblematische Mieter:innen zu bevorzugen, da sie ihre Mieter:innenrechte nicht einfordern würden:

«Also, um ehrlich zu sein, unsere Hausverwaltung meinte – und das meinte er sogar in so einem Interview: «Ja, also ich nehm' Roma lieber in mein Haus, das ist eine Änderung, weil, wenn irgendetwas kaputt geht oder so, oder wenn das Treppenhaus zu schmutzig ist oder irgendetwas, wenn es irgendwie zu viel Müll im Hof gibt, dann sagen die nichts dazu.» So, «Dann machen die das selber sauber.» Das hat der öffentlich gesagt. Also, ich find' das so, so krass. Aber, ja, ich glaube, – ich weiß nicht genau, wie ich deine Frage beantworten soll, irgendwie glaube ich, dass er das erkennt, wer Roma sind. Vor allem mit dem Sprachmangel und so erkennen sie das auf jeden Fall. Also meine Mutter zieht sich halt nun mal mit 'nem Rock und 'nem Kopftuch an. Aber das hat ja eigentlich – ich weiß nicht. Dafür muss man doch keine Person irgendwie anders behandeln!» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

### 3.3.4 Stereotypisierte Wohngebiete

Auch die Wohnbezirke werden stereotypisiert und wirken auf die Bewohner:innen zurück:

«Wo man wohnt, wo man lebt, meistens gibt es dann auch schon den ersten Punkt, wenn man aus einer schlechten Wohngegend kommt in Großstädten, die als sogenannte soziale Brennpunkte bekannt sind» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

Durch das Wohnungsumfeld entsteht die Sichtbarkeit als Sinti:zze:

«Ja gut, also wenn man da wohnt, wo wir eigentlich da sind, die kennen schon auch von den Namen, wer Sinto ist und wer nicht. Das ist von vornherein klar, wenn du dann schon so lange Jahre da wohnst» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

«Ich war da immer mit dabei, da waren wir in dem Barackenviertel da im [Name des Bezirks und der Stadt], da waren alles «Zigeunerviertel», wenn man so will, also Reisende, Komödianten, aber auch Sinti und Roma mit dabei, da hab' ich mich persönlich wohlgeföhlt, aber das war trotzdem – das war der einzige Punkt damals, wo ich überhaupt mit Sinti und Roma in Verbindung gekommen bin» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

### 3.3.5 Prekäre Wohnbedingungen nach Abschiebung aus Deutschland

Im Zweiergespräch mit Nina und Nebojša Djurović berichten die beiden nach Serbien Abgeschobenen über ihre aktuellen Wohnbedingungen, insbesondere über die beengten Wohnverhältnisse:

«Ja, die ganze Familie lebt hier im Haus, alle zusammen.»

«So viele Familien in einem Haus. Es ist nicht so groß, das Haus. Aber viele Familien wohnen da.»

«Und das Einzige, worauf sie schlafen, das ist hier, wo man das auseinander macht, um zu schlafen, so schlafen sie alle zusammen, so gibt es gar keine Chance, irgendwo ein Bett zu haben oder ein Bett zu kaufen, weil, wie sollen sie ein Bett kaufen, wenn sie auch kein Geld haben, weil, entweder machen sie Musik oder so, dass sie etwas Geld verdienen» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

«Ich weiß nicht, wo ich das Kind hintun soll» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

Eine nach Kosovo abgeschobene Romni, die ihre gesamte Schullaufbahn in Deutschland absolviert hat, berichtet über ihre Lebensbedingungen. Sie und ihr Mann finden keine Arbeit. Beide werden bei der Arbeitssuche rassistisch diskriminiert, sie gehen davon aus, das «liegt viel an der Hautfarbe» (Sara Kulić). Der Mann spricht kein Albanisch oder Serbisch, nur Deutsch. Die Kinder sprechen ebenfalls Deutsch. Sie versorgen sich aktuell mit Resten aus Abfällen. Die einzige Einnahmequelle ist der Verkauf von Plastik: Sie sind «den ganzen Tag unterwegs, um abends eventuell etwas Brot zu haben» (Sara Kulić). Zu ihren Wohnbedingungen führt sie aus:

«Es ist schwierig, hier zu leben. Ich spreche aus sehr viel Erfahrung. Vor neun Jahren habe ich in einem Camp gelebt, Flüchtlingslager, wo man die Zimmer teilen musste, das Badezimmer teilen musste, die Küche teilen musste, alles allgemein teilen musste, und wo wir immer in Probleme geraten sind, weil andere halt nicht so waren, wie wir es hier, es in Deutschland gelernt haben, mit Hygiene zu arbeiten. Es war halt nicht alles leicht gewesen. Es ist mehrmals vorgekommen, dass Leute uns angeschrien haben, wenn man vielleicht ein bisschen länger unter der Dusche war: «Ja, komm' raus hier, was meint ihr, ihr seid ja nicht die Saubersten.» Keine Ahnung, solche Sachen halt, ich hab' schon viel durchgemacht, ja, gut, habe heute ein Haus» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

«Zimmerhaus, kann man sagen.»

«Zimmerhaus, weil, die Häuser wurden alle zusammengebaut. Es sind viele Insekten hier, weil, es ist auch unangenehm. Zu viele Insekten von den Nachbarn halt, wegen den Nachbarn. Ich versuche immer, alles sauber zu halten, versuche immer, sauber zu streichen, und spüle und mache alles, aber die kommen von den Nachbarn, da ist halt nichts zu machen. Ich bin halt in Kroatien geboren, in [Stadtname], bin mit anderthalb Jahren nach Deutschland gekommen, weil damals halt Bürgerkrieg in Kroatien war. Das ist kein vernünftiges Haus, wir haben ganz kleine Zimmer, wir schlafen zu viert im Schlafzimmer. Es passiert manchmal, dass die Kleine auf den Boden fällt, weil's so eng ist. Im Wohnzimmer kann man halt nicht schlafen, auch überhaupt wegen den Insekten. Es ist sehr, sehr schlimm. Die meiste Zeit haben wir keinen Strom, die kommen einfach, stellen unseren Strom ab, weil wir es nicht bezahlen. Aber ich würde gerne Strom bezahlen, wenn ich Geld dafür hätte. Ich habe leider keinen Strom, die

meiste Zeit stellen sie mir den Strom ab, aber es gibt manche von der Arbeit, die halt 'n bisschen mehr Herz, sag' ich mal, haben, die kommen wieder und sehen, ich bin immer noch im Dunkeln, ist mir schon zweimal vorgekommen, dass sie selber Strom eingeschaltet haben, haben gesagt, gut, aber wenn Kommission kommt, dann müssen wir das abstellen, aber manche sind gutherzig, weil die gesehen haben, es geht nicht, die kommen rein, sehen, es ist sauber und sagen: «Nee, komm', kannst du nicht bezahlen?» Sag' ich: «Womit denn, ich würd' gern bezahlen ...» Dann kommen die Wasserwerke-Rechnungen und so, für Wasser: «Bezahlen, oder ich stell' ab», ist schon ein paar Mal vorgekommen, dass ich geweint hab'. «Stellen Sie mir nicht das Wasser ab. Nicht das Wasser, das ist das Einzige, was mich ein bisschen an Hygiene erinnert. Ohne Wasser kann ich gar nichts machen, ich kann nicht kochen, ich kann die Kinder nicht waschen, ich kann nicht schrubben, ich kann nichts machen, bitte nicht das Wasser, lassen Sie mich im Dunkeln, aber nicht ohne Wasser!» – «Ja, bezahl', mach' irgendetwas», sagen sie dann, «mach' irgendetwas.» Ich sag': «Ja, wie denn?»» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

Sie erzählt weiter, dass es trotz harter körperlicher Arbeit nur für ein «Stück Brot und einen leeren Magen» reicht.

«Wenn ich alleine wäre, würde ich schon vielleicht irgendwie überleben können, aber es geht nicht mit kleinen Kindern, die Kinder, jeden Tag denke ich daran, wie werden meine Kinder nur groß, wie werde ich sie schulen, wie werde ich denn irgendetwas machen aus denen, sollen sie denn genauso wie ich werden, wie ihr Vater, dass sie eines Tages groß sind und zu den Mülltonnencontainern laufen, da Sachen rausholen, und überall die Finger drin haben? Ja, ich kann die meiste Zeit nicht schlafen, wenn solche Gedanken kommen. Versuche, mir Mut zu machen, aber es ist wirklich sehr schwer – sehr, sehr schwer» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

Im Gespräch mit Bajram Krasniqi schildert der Gesprächspartner die familiäre Lebenssituation im Kosovo, in den sie abgeschoben wurden. Als Rückkehrer:innen aus Deutschland haben sie Schwierigkeiten, staatliche Wohnhilfe zu erhalten, aber auch, überhaupt eine Wohnung anzumieten:

«Wieso? Wieso, weil die Leute wollen Geld kassieren, für sich, wie jeder. So. Sie versprechen: «Ha, ihr werdet eine Wohnung bekommen. Ihr bekommt das, ihr bekommt das.» An einer anderen Stelle sagen sie: «Ihr braucht gar nichts mitzuschleppen, kein Bett, kein dies, kein das.» Dahinten, da war gar nichts zu schlafen. Ich kann auf dem

Boden schlafen, schießegal. Aber meine Oma kann das nicht. Meine Oma kann das nicht, weil, sie kann noch nicht einmal auf den Beinen stehen. Vorher haben wir Miete gezahlt. Eine Wohnung gehabt, aber Miete kannst du nicht bezahlen, wenn du keine Arbeit hast. Wenn du gar nichts hast und die Leute sehen: «Ah, die sind vom Kosovo.» 200 Euro. Fragt niemand, ob du 200 Euro bezahlen kannst» (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).

«Aber es gibt hier Leute, da wohnen sieben Leute. Alleine. Die das gar nicht dürfen. Als ich aus Deutschland gekommen bin, hab' ich gehört, dass von Deutschland, von Österreich, von Russland 16 Millionen für Rückkehrer geschickt wurden. Ich weiß nicht» (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).

«Es gibt Leute, die haben noch nicht einmal Geld für den Bus. Kommt eine Kontrolle, musst du aussteigen, halbe Stunde auf den anderen Bus warten, vielleicht hast du Glück, vielleicht hast du kein Glück» (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).

«Ja, sieben Leute, aber du kannst nichts machen. Wenn du mit denen von der Stadt reden willst, die lassen dich nicht einmal ausreden – du fängst an zu reden, das erste Wort, sie hören dich, das zweite Wort, sobald du anfängst, das dritte Wort zu reden, keine Chance. Die sagen: «Ich hab' dich gar nicht gefragt.» Was soll das, was soll das heißen? Erst einmal sagen sie: «Lass' uns reden, wie das gemacht wird, wie es für euch besser wäre.» Aber sobald einer anfängt zu reden, sagen sie: «Ich hab' dich nicht gefragt.» Was soll das? Wir sind doch keine Hunde. Ich und mein Onkel. Ich schlafe auf dieser Seite, meine Oma muss irgendwo schlafen, die kann noch nicht einmal aufstehen.» (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).

Die Bedingungen der vermittelten Wohnunterkünfte für die Rückkehrer:innen sind katastrophal. Bajram Krasniqi berichtet weiter über die Sanitäreinrichtungen:

«Ja, aber wenn du das Bad siehst, ich glaube, besser solltest du dir das nicht angucken, du würdest einen Schock kriegen. Glaub' es mir. Ich hab' mich nicht daran gewöhnt, ehrlich, ich hab' mich nicht daran gewöhnt. Ich geh' manchmal zu meinen Kollegen duschen. Ich schwör's dir. Zu meiner Freundin geh' ich duschen, du kriegst hier einen Schock» (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).

«Zwei Toiletten und Dusche, direkt, können wir uns angucken, es ist kein Problem. Die Türen sind hier auf, ich kann euch das zeigen, die kommen gar nicht. Gar keiner, noch nicht einmal angucken. Und die Leute können noch nicht mal... Wie es da

stinkt, die können noch nicht einmal auf die Toilette gehen. Es kommen Leute zu meiner Tür: «Bitte, gib mir mal den Schlüssel, lass' mich auf die Toilette gehen!» Was soll das?» (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).

### **3.4 Rassismuserfahrungen im Bereich Bildung**

Auf die offenen Fragestellungen nach ihren Rassismuserfahrungen stellten nahezu alle Gesprächspartner:innen im Verlauf des Gespräches einen Bezug zur Bildung her. Die Aussagen aus Einzelgesprächen zum Kontext Bildung verteilen sich von den hier insgesamt 16 zitierten Personen auf 8 Rom:nja (4 Roma, 4 Romnja) und 8 Sinti:zze (4 Sinti und 4 Sintizze) und in 7 Gruppengesprächen auf 24 Rom:nja (7 Roma, 17 Romnja) und 16 Sinti:zze (0 Sinti und 16 Sintizze). Insgesamt ist sowohl in den Gruppengesprächen als auch in den Einzelgesprächen unter unseren Gesprächspartner:innen eine ausgeglichene Verteilung von Rom:nja und Sinti:zze, eine breite Altersverteilung zwischen 14 und 69 Jahren, eine Vielzahl von unterschiedlichen Aufenthaltsformen, von der Duldung bis zur deutschen Staatsangehörigkeit, und es sind migrierte und nichtmigrierte Personen abgebildet. Ebenso vertreten sind Angehörige verschiedener Milieus, formaler Bildungsabschlüsse und Menschen mit hoch variierenden Einkommen, ebenso wie Rom:nja und Sinti:zze, die über verschiedene (zusätzliche) Merkmale rassistisch angesprochen bzw. verfolgt werden, beispielsweise über Phänotyp, Kleidungsstil, Asylstatus, als «Ausländerin» und/oder Muslimin.

In den Gesprächen fanden vier Bereiche – Kita, Schule, Ausbildung und Universität – Erwähnung, wobei die Redebeiträge zur Schule bei allen Generationen eindeutig überwiegen und hier entsprechend gewichtet sind.

Die beschriebenen Formen der rassistischen Diskriminierung im Kontext Bildung reichen von Beschimpfungen und Anschuldigungen bis hin zu körperlichen Übergriffen. Die Gesprächspartner:innen beschreiben die interaktive Diskriminierung im Bildungskontext als vornehmlich von Lehrer:innen und Mitschüler:innen ausgehend. Daneben reflektieren sie auch Formen institutioneller Diskriminierung.

### 3.4.1 Kita

Zur Kita sind im Kontext Arbeit (Kapitel 3.2) bereits Aussagen zur Diskriminierung aus der Perspektive einer Erzieherin beschrieben. In diesem Kapitel äußern sich zwei Angehörige von Kita-Kindern zum Thema. Im Gruppengespräch Romani Selbstorganisationen berichtet eine Gesprächspartnerin über die ungleichen Erwartungshaltungen an die Eltern:

«Wie zum Beispiel, dass die Kitaleiterin meines Neffen es auf meinen Bruder abgesehen hat, weil sie der Meinung ist, er bringt sich nicht genug ein in die Kita, aber sieht nicht, dass er selbständig tätig ist und dass er von morgens bis abends arbeitet, also solche Sachen, wo ich mir denke, von den anderen Eltern verlangt sie nicht so eine Initiative, aber von meinem Bruder unbedingt – warum? Weil er ein großer, Schwarzer, langbärtiger Mann ist, der vielleicht wie ‘n Mafioso aussieht, oder was? Und irgendwann [...] nimmt man das gar nicht mehr vielleicht auch so wahr, aber in manchen Momenten denkt man, auch wenn es vielleicht doch kein rassistischer Hintergrund war, oh doch, da ist auf jeden Fall was, es ist wegen meiner Identität, es ist deswegen, man verliert so ein bisschen auch die Objektivität, glaub’ ich, weiß ich nicht» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Im Einzelgespräch beschreibt Ekaterina Markovska in der Reflexion von Rassismus den Kindergarten des Asylheims als geschützten Raum, da die Kinder hier alle gleich behandelt werden:

«Aber jetzt, durch das Interview, weil wir jetzt darüber sprechen, ist mir aufgefallen, dass in der Mitte dieses ganzen Asylantenheims, war da so ‘n Kindergarten, und der war halt wirklich nur für uns, wir aus diesem Asylantenheim, also Roma, Serben, ich glaub’ da waren sogar einige aus, ich bin mir nicht sicher, ob Syrien oder so. [...] Aber war eigentlich so jetzt in Ordnung, klar, aber das waren halt alles dieselben Leute, und die Kinder halt, da ist auch nie irgendwie, hat man sich nicht schlecht gefühlt, weil die Erzieherinnen, muss ich auch sagen, die waren total lieb, die haben uns nie als anders angesehen oder so, wahrscheinlich, weil die auch schon Kontakt hatten, oder so gearbeitet hatten mit Leuten aus unseren Ländern da» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).



### 3.4.2 Schule

In der Schule erfahren unsere Gesprächspartner:innen über Generationen hinweg institutionelle Diskriminierung sowie direkte rassistische Diskriminierung bis hin zur Gewalt durch Mitschüler:innen und durch Lehrkräfte. Zur Schule haben sich die meisten Gesprächspartner:innen geäußert. Im vorliegenden Kapitel zitieren wir aus den Einzelgesprächen insgesamt 16 Personen, davon 8 Rom:nja (4 Roma, 4 Romnja) und 8 Sinti:zze (4 Sinti und 4 Sinti:zze). Außerdem zitieren wir aus 7 Gruppengesprächen mit insgesamt 24 Rom:nja (7 Roma, 17 Romnja) und 16 Sinti:zze (0 Sinti und 16 Sintizze).

#### 3.4.2.1 Zuweisung in die Sonderschule

Aus ihren Erfahrungen als Mitarbeiterin einer sozialen Beratungsstelle für Sinti:zze und Rom:nja berichtet Lina Schmidt:

«[d]ass viele Sinti-Kinder, also als sie eingeschult wurden, sofort in die Sonderschule kamen. Ohne einen Test, den man normalerweise macht, die haben schon von vornherein die Kinder in die Sonderschule geschickt» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

Für die 2000er Jahre bestätigt das auch ein junger Rom, der in einer Jugendorganisation engagiert ist und daher viel Kontakt zu Schüler:innen hat:

«Ja, genau, und danach kamen die Kinder in Sonderschulen. Mit der Begründung, sie sprechen die deutsche Sprache nicht so gut» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Luka Banović beschreibt und reflektiert die Zuweisung und seine Erfahrungen in der Sonderschule:

«Und ich war dann halt in [Stadtname] gewesen und irgendwann so mit, ich glaub' mit sechs, sechs'nhalb, sieben, bin ich eingeschult worden, und das dann direkt in eine Sonderschule, also ich hatte nicht die Möglichkeit, direkt irgendwie in einer normalen Schule Fuß zu fassen, der Grund dafür waren halt einfach die mangelnden Sprachkenntnisse, die ich zu dem Zeitpunkt hatte, in Deutsch, und auch, ja, die – ja, die subjektive Wahrnehmung, dass Roma-Kinder nicht in der Lage sind, durch ihre kulturelle Vorbelastung, in der allgemeinen Grundschule eine Partizipation zu erlangen, also das

hat man uns quasi schon von vornherein abgetan, dass wir nicht gesellschaftsfähig sind» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Ja, ich kann mich noch an meinen ersten Schultag erinnern. Ich war das einzige Kind ohne Schultüte. Meine Mutter hat mich da hingebacht, weil sie nicht wusste, was 'ne Schultüte ist, wenn sie es gewusst hätte, was 'ne Schultüte ist und was da alles reingehört, hätte mir meine Mutter wahrscheinlich zehn besorgt, die hieß damals Schule für Lernbehinderte, und diese Schule war 'ne Schule, die zwar sehr modern war, die ist irgendwie irgendwann Anfang der Achtziger erst gebaut worden und war entsprechend sehr modern, auch heute noch. Dennoch, die Kinder, die dort eingeschult waren, oder die bereits dort unterrichtet worden sind, waren Kinder, die verschiedene Defizite hatten. Kinder, die auch geistige Behinderungen hatten, es waren viele Kinder da, die 'ne körperliche Behinderung hatten, es waren Kinder da, die Persönlichkeitsstörungen hatten, Migrationskinder, aber auch sehr viele weiße Kinder. Und ich persönlich hatte einfach das Gefühl, dass ich weder das eine noch das andere – außer den Migrationshintergrund – hatte, und ich dadurch vielleicht als Sonderling gegolten hatte und deswegen in dieser Schule quasi den Platz bekommen habe. Mir ist aber sehr schnell aufgefallen, insbesondere dadurch, dass wirklich sehr viele Kinder da waren, die auch wirklich geistig – geistig auch gestört oder zumindest behindert waren, – dass ich irgendwie hier nicht am richtigen Platz bin. [...] Weil meine Defizite nicht der Auflagen dieser Schule meiner Meinung nach entsprochen haben, sondern die Gründe waren, ich bin Roma und ich kann nicht Deutsch» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Ich war sieben Jahre an dieser Schule, bis zur siebten Klasse, und dann bin ich in die 8 Ü, weil das die Übergangsklasse war, von Sonderschule zu Haupt-, zur Regulär- ... In der 8ün der 8bund in der 9ewar ich dann in der Hauptschule gewesen, und dort hab' ich den qualifizierenden Abschluss mit 1,9 als ehemaliger Sonderschüler. Und dann hab' ich 'ne Ausbildung angefangen» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

Im Gespräch Sofja und David Kochev beschreibt eine ehemalige Aktivistin Erfahrungen mit einer Gruppe migrierter romani Kinder aus Rumänien in den 1990er Jahren und ihr Engagement gegen deren Zuweisung an die Sonderschule:

«Von vornherein sind da irgendwelche Tests gemacht worden, das kann ich nicht beurteilen, ich weiß nur, dass ich, als ich in den Heimen zu den Familien hinging, die Familien mir die schriftliche Zuordnung der Kinder auf die Sonderschule in die Hand drückten, daraufhin sagte ich: Nee, ich melde die jetzt einfach mal bei uns in der Hauptschule an, wenn das so ist, dann werden wir sie irgendwann tatsächlich auch dort wieder integrieren müssen, aber erstmal kommen sie in die Hauptschule. Und dann hatte ich sie in der Hauptschule – und sie konnten ja tatsächlich nicht schreiben und lesen, waren aber in der Hauptschule, das heißt, sie mussten innerhalb von kürzester Zeit alles aufholen. Das ist dann geleistet worden. Es war so, wir haben unterstützende Maßnahmen, den Kindern die Möglichkeit geschaffen, dass sie tatsächlich vieles aufholen konnten und nach ‘nem halben Jahr, als die Kinder benotbar waren und überall Dreien und Vieren in den Zeugnissen vorhanden waren, ich hatte immer engen Kontakt zu den Klassenlehrern, wusste immer, was dann im Unterricht besprochen worden ist, und habe das mit den Kindern in meiner Stunde in bilinguaem Unterricht durchgeführt. So waren sie imstande, den Unterricht dort vollkommen nachzuvollziehen. Und als sie dann benotbar waren, mit Dreien und Vieren, kam der Direktor der Schule zu mir hin und sagte: «Die Kinder waren alle für die Sonderschule zugeordnet, warum sind die hier bei uns?» Da hab’ ich nur geantwortet: «Haben Sie sich mit den Klassenlehrern der Kinder unterhalten? Die sind nicht dafür, warum sollten sie in die Sonderschule kommen? Sie sind benotbar, kommen regelmäßig zur Schule, wo ist das Problem?» Und es sind alle Kinder in der Hauptschule geblieben und mussten nicht auf die Sonderschule» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

### **3.4.2.2 Rassistische Diskriminierung durch Mitschüler:innen**

Im Gruppengespräch *Romani Schülerinnen* schildern vier Mädchen alltägliche rassistische Diskriminierung, die sie in der Schule seitens ihrer Mitschüler:innen erleben:

«Und wenn du Roma bist, fragen sie dich, ob du schon mal geklaut hast.»

«Und die sagen uns auch manchmal, wie wir das machen, klauen halt, ob wir das können – und wer uns das beigebracht hat» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«In der Schule ist es meistens so, dass wir ja als Ausländer bezeichnet werden. Und uns wurde auch sehr oft gesagt, dass wir vom Jobcenter Geld bekommen, Kindergeld bekommen, und ja eigentlich werden wir auch, wie gesagt, als ~~Zigeuner~~ bezeichnet und – man denkt, dass alle wirklich gleich sind, obwohl das eigentlich nicht stimmt» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Ein Junge in meiner Klasse sagt zu mir immer: «Du bist doch eine ~~Zigeunerin~~, geh' doch nach Hause, du kannst kein Deutsch» und so, «du machst eh keine Hausaufgaben»» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Bei mir ist es so: Jeden Tag gibt es einen Jungen, und zwar jeden Tag, wenn er mich sieht, sagt er: «Wie geht's, ~~Zigeuner~~, was machst du, du ~~Zigeuner~~» und so, immer das mit dem ~~Zigeuner~~ – und das nervt richtig» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Die vorhergehende Generation, ein Rom, der in den 1990ern–2000 Jahren in Spanien die Schule besucht hat, berichtet über ähnliche Erfahrungen in seiner Schulzeit:

«I remember for example, as an early experience of racism, I was a very good student when I was a child, six, seven years old. I was very smart, so I remember finishing all the duties before the others going out to the streets and then the other parents of the children will go to me and say: «You are Roma? You don't look like a Roma you don't have gold you don't have a gold teeth, you really don't look like Roma to us.» So actually, some of the earliest memories I have of both, understanding I am Roma and both being discriminated, as non-Romani people telling me you do not look Roma» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Rom:nja und Sinti:zze, die in den 1980–1990er Jahren die Schule besucht haben, berichten über ähnliche Erfahrungen in ihrer Schulzeit in Deutschland:

«Klar hab' ich in der Grundschule, kam es auf jeden Fall mal vor, dass ich gemobbt wurde, das waren so kleine türkische Jungs, die da mitbekommen hatten, dass ich aus Serbien bin, oder da waren auch, ich glaub', zwei oder drei Mädels, die auch in meiner Klasse waren, die auch aus Mazedonien und aus Serbien kamen, und, wenn man dann so erfahren hat, okay, wir sind halt aus Jugoslawien, dann kam das halt vor, dass man gesagt hat: «Ah, da sind die ~~Zigeuner~~kinder.» Ich hab' das jetzt persönlich nicht so schlimm empfunden, weil, ich glaub', vielleicht wegen des Alters, weil ich damals auch relativ jung war, und mir war das eigentlich egal, nur klar, irgendwann ging das

einem halt auf die Nerven, wenn die ständig [...] ‹Zigeuner›, ‹Zigeuner› hier, ‹Zigeuner› da ... Ich kenn' viele, die darunter gelitten haben, zum Beispiel aus meinem Freundeskreis aus Mazedonien» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).

«Da fällt mir ganz spontan eine persönliche Situation ein, das ist damals passiert in der fünften Klasse. Grad neu in die Klasse gekommen, und da hab' ich mich mit einer sehr gut verstanden – ja, über mehrere Wochen ging das, und dann auf einmal kam sie in die Schule und sagte, wir können nicht mehr befreundet sein. Total verwundert, und dann meinte sie, ja, meine Eltern hatten schlechte Erfahrungen mit Sintis gehabt, Punkt. Ich war total schockiert, hab' ich noch nie zuvor erlebt, damals halt erst in der fünften Klasse, und das hat mich sehr verletzt. Weil – warum? Warum sollte man jemanden nur wegen seiner Herkunft oder seiner Religion oder irgendwas – ja, so, nö. Fehlen mir grad auch die Worte. Und bin nach Hause gegangen, war total traurig, hab' auch geweint, hab' auch mit Mama drüber gesprochen, bis meine Mama dann in die Schule gegangen ist und gesagt hat, was soll das, nö, meine Tochter, nur weil wir Sinti sind, warum sollte man da jemanden ausgrenzen, so. Irgendwann war dann alles geklärt» (Anja Bergmann, in den 2000er Jahren geboren).

Auch die Großeltern erinnern sich an eigene Diskriminierungserfahrungen in der Schule, die sie in den 1950er–1970er Jahren erlebt haben:

«Und dann sagt dieser Klassenkamerad tatsächlich: ‹Um das Zigeunerpack...› – und ich steh' nebendran» (Barbara Hofmann, in den 1960er Jahren geboren).

«Ja, das erste Mal Diskriminierung erfahren habe ich in der Schule. Das heißt, da bin ich schon als ‹Zigeunerin› beschimpft worden. Da habe ich das erste Mal ein Bewusstsein überhaupt dafür bekommen, dass wir angeblich anders sein sollen als alle anderen Schüler» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Es war Ende der Fünfziger, wir waren die ersten Gastarbeiter, waren dann auch die Italiener, mein engster Schulfreund, mit dem ich eingeschult war, war Italiener, und wir beiden waren die Dunklen in der Klasse, und man setzte uns auch zusammen. War ja schon bezeichnend. Und ja – jedenfalls, das war das erste Mal, und ich hatte dann Angst vor diesem Jungen. Und ansonsten sind wir auch beschimpft worden auf der

Schule als ~~«Zigeuner»~~. Meine Geschwister und ich. Das war das erste Mal. Viel verdrängt man ja auch davon, weil man eigentlich dazugehören möchte» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Also, es ist so – eigentlich könnt ich viele Sachen erzählen, und das hat eigentlich begonnen, wo ich noch klein war. In der Zeit, in der Schule natürlich, dann hat es geheißen – ich und meine Schwester waren zusammen in einer Klasse, und wo wir uns umgedreht haben, da haben wir schon gehört: ~~«Ah, diese dreckige Zigeunerin»~~ und solche Sachen, und das war für uns natürlich sehr schlimm, und wir haben immer gemacht, als wenn wir das gar nicht gehört hätten. Und das – so hat es angefangen, wo wir klein waren» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

«Also, ich bin 1963 in der DDR geboren, bin hier aufgewachsen, bin hier zur Schule gegangen, 1970. Rassismus direkt in der DDR-Zeit kann ich nicht sagen. Also, wir wurden alle gleichbehandelt. Es gab vielleicht, weiß ich noch, so vierte, fünfte Klasse war das, da hat mal jemand zu mir gesagt: ~~«Du bist so dunkel, du bist Zigeuner.»~~ Das war alles, seitdem – also bis zur zehnten Klasse, ich hatte keine Schwierigkeiten» (*Sintizza mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

«Ja, also, ich kann mich gut erinnern, als ich in die Schule kam, dass ich keine Freunde hatte, weil ich Sintezza bin, oftmals hörte ich von den Mitschülern, wie sie geflüstert haben: ~~«Zigeunerin»~~, und das hat mir sehr, sehr wehgetan, dass ich keine Freunde hatte in der Schule, ich konnte auch nicht sehr gut Deutsch sprechen [...], wollte aber trotzdem Kontakt zu Kindern haben in der Schule, aber sie haben mich abgelehnt dadurch, was ich bin» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Eltern und Großeltern reflektieren nicht nur eigene Schulerfahrungen in der Vergangenheit, sondern sind ebenso über mehrere Generationen hinweg mit dem Rassismus, den ihre Kinder und Enkel:innen erfahren, beschäftigt:

«Meine Tochter, die hatte auch in der ersten Klasse ‘ne Schulfreundin gehabt. Und die war dann mal bei uns gewesen zu Besuch, und ihre Mutter hatte sie dann später abgeholt. Und es hieß dann, Geburtstag, sie möchte ihre Freundin mit einladen. Die hat sich gefreut! Ja, und das hieß dann, das Mädels darf nicht, und wie Kinder nun mal sind ... ~~«Warum darfst du nicht?»~~ – ~~«Ja, meine Mama hat gesagt, ich darf nicht zu euch, weil~~

ihr ~~Zigeuner~~ seid.) Erklär' das mal so'm Kind, die war halt traurig. Aber das ging dann auch so die Grundschulzeit von der ersten bis zur vierten Klasse, durfte die keinen Kontakt haben zu ihr» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

«Und das Traurige ist, dass das auch meine Kinder erfahren, mit Rassismus betitelt zu werden, wie der Fall von meiner Tochter, der jüngsten, in der ersten oder zweiten Klasse, indem sie heulend nach Hause kam und weinend sagte: «Ich bin doch keine ~~Zigeunerin~~, ich bin doch eine Sintezza»» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

««Du dreckiger ~~Zigeuner~~, der Bruder ist in der dritten Klasse, der ist total mit den Noten runtergefallen»» (Barbara Hofmann, in den 1960er Jahren geboren).

«I can tell the story of how my mother told me that she was rejected from school because I was Roma and they didn't want a Roma child in the school. So, once she wanted to put me in school the other parents even made a demonstration» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

### **3.4.2.3. Mobbing und körperliche Gewalt durch Mitschüler:innen**

In der Mädchengruppe schildern unsere Gesprächspartnerinnen Mobbing in der Schule, das ihre Geschwister bzw. sie selbst erleben:

«Ich mag es nicht, wenn es im Unterricht über Ausländer geht. Weil, dann gucken die, also die sind fast alle Deutsche in meiner Klasse, und die gucken dich so an und sagen: «Na, wie ist denn?», und ich meine so zu denen: «Was interessiert dich das denn!» Meine Schwester wird immer gemobbt, deswegen traut sie sich nicht, mit jemanden zu reden, auch mit der Lehrerin nicht, weil Lehrerinnen beschützen sie auch nicht – und sagen, dass sie immer Ärger macht, obwohl die – also die Deutschen – sie verprügeln und schlagen. Und die schreien sie einfach an, und wenn meine Schwester nach Hause kommt, weint sie» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Und manchmal fragen die auch: «In deinem Land ist ja kein Krieg, warum kommst du dann nach Deutschland?», also ich zum Beispiel, wenn jemand mich das fragt. Ich sag' ihnen ja nicht, dass ich vielleicht da Probleme hatte und so, ich sag nichts, und

deswegen schreien sie dich an und so» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Manche Kinder, zum Beispiel, sagen immer, dass ich Schleuser habe oder so» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Sie sagen: «Du kannst, du – geh’ mal Deutsch lernen, du kannst ja gar kein Deutsch», aber sie wissen nicht, wie schwer es ist, eine andere Sprache zu lernen, und so antworte ich auch manchmal: «Geh’ du Bulgarisch oder eine andere Sprache lernen, und dann sehen wir, ob es leicht ist» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Katrin Huber beschreibt im Einzelgespräch, wie sie in der Schule in den 1980er Jahren Erfahrungen mit Mobbing gemacht hat – und wie sie damit umgegangen ist:

«Ich fang’ mal an in der Grundschule, da hatte ich erst ‘n guten Kontakt mit den ganzen Mitschülern, und plötzlich ist das umgeschwungen und hat – also ging gegen mich, mit mir wurde nicht mehr geredet, ich wurde ignoriert, dann wurde ich im Sportunterricht in der Umkleidekabine von den ganzen Mitschülern unterdrückt und geguckt, ob meine Wäsche sauber ist, weil ich eine Sintizza bin, das war ein einschneidendes Erlebnis. Hab’ ich aber erstaunlicherweise gut weggesteckt, ich hab’ mich einfach stark gegeben und hab’ das alles ignoriert und hab’ gesagt, ihr könnt mich mal und hab’ mein Ding weitergemacht. [...] Das Einzige, was war – also ich wurde nie eingeladen zum Kindergeburtstag oder zu anderen Veranstaltungen, da war ich immer außen vor, daran kann ich mich noch gut erinnern» (Katrin Huber, in den 1970er Jahren geboren).

Im Einzelgespräch beschreibt die Sintizza Lina Schmidt, wie ihre Enkeltochter von einem Jungen in der Schule körperlich und mit einem Messer bedroht wurde:

«Da gingen dann noch die zwei Kleineren zur Schule, unsere Kleine, die war in der Schule, und da hat ihr wirklich ‘n Junge mit ‘m Messer gedroht – ja, ja! – mit ‘m Messer in der Hand, und die hatte so ‘ne Angst dann, nö, und dann waren wir auch mit ‘m Landesverband damals in der Schule, haben mit der Lehrerin gesprochen und eben versucht, wirklich, dass das nicht mehr vorkommt, aber für mich tut es heute noch weh [...]. Sie hat sich erst nicht getraut zu sagen – und einmal muss er ihr sogar das Messer an den Hals so gehoben haben» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).



Luka Banović erzählt von einem massiven physischen Übergriff in der Schule, der bis in die Gegenwart nachwirkt:

«Die Ressentiments in der Sonderschule, die waren extrem, ich hab' da so viel Gewalt erlebt, ich bin da gejagt worden auf dem Pausenhof, es gab eine schreckliche Situation, das war die schlimmste Situation ever, ever, ever, die ich in meinem Leben gehabt habe, und ich hatte so Glück, dass meine Lehrerin zu dem Zeitpunkt Pausenaufsicht hatte. Es war so: Ich hatte leider das Pech, dass ein Junge, der hat bei uns im Haus gewohnt, der hat mitbekommen, dass mein Vater damals, weil er irgendwie Scheiße gebaut hat, von der Polizei abgeführt worden ist und ins Gefängnis musste für neun Monate. Und das hat er dann in der Schule rum erzählt, und hat auch erzählt, dass ich ~~Zigeuner~~ wäre. Und ab diesem Zeitpunkt ging der richtige rassistische Mob in dieser Schule los, ich hatte wirklich fast jeden Tag irgendwie die Hölle dort, meine Lehrerin hat auch ganz viel unternommen, hat auch 'ne Schülerkonferenz, 'ne Lehrerkonferenz einbezogen, weil einfach das nicht mehr weiter ging, das Schlimmste, was mir passiert war, war auf dem Pausenhof, echt, die haben mich in eine Ecke gedrängt, in der Raucherecke, die ham' mich so vermöbelt, haben auf mich draufgepisst, haben 'ne Zigarette auf meinem Handrücken ausgebrannt, ich hab' die Narbe heute noch – hier kannst du die Narbe sehen. Hier, siehst du das?» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

Er fügt ebenso die strukturellen Lebensbedingungen in seine Argumentation ein, um zu begründen, weshalb er von dem Übergriff seiner Familie nicht erzählen konnte. Als Opfer schweigt er, um weitere Konsequenzen für die Familie zu verhindern und die Familienmitglieder vor möglichen Folgen zu schützen:

«Hier, da haben sie die Zigarette an mir ausgebrannt. Das war richtig heftig gewesen, also die haben mich zusammengeschlagen, haben auf mich gepisst und dann das noch, ey – das war so demütigend, das war echt, ich war traumatisiert, und das Schlimme ist: Bis heute hab' ich's meiner Mutter und meinem Vater nicht erzählt, bis heute wissen meine Eltern nicht, was passiert ist. Weil ich mir gedacht habe, was bringt es, es meinen Eltern zu erzählen? Die hatten voll die ander'n Probleme, die hatten voll die Probleme, 'n Aufenthalt zu bekommen, weißte? Die hatten jeden Tag Angst, dass wir irgendwie durch diese Duldung, die alle drei Monate verlängert worden ist, irgendwie auf 'n Abstellgleis sind und irgendwie nach Jugoslawien irgendwie verfrachtet werden, da wollte ich meinen Eltern auch nicht damit Angst einjagen, weil ich weiß, wenn

mein Vater das erfahren hätte, der wäre dahin gegangen und hätte die alle kaputtgeschlagen, und dann wär' – dann wär' sein Arsch noch mehr dran gewesen, er war zwar zu dem Zeitpunkt im Gefängnis ... Versteh' ... Ich hatte ja auch niemanden, dem ich das erzählen konnte, wem hätte ich das denn erzählen sollen? Die Familie war ja getrennt, ja? Der größte Teil war in [Stadtname], der kleinste Teil war in [Stadtname], ja? Und meinen Großeltern erzähl' ich sowas nicht, meiner Mutter, die nur weint, erzähl' ich nicht und, wenn mein Vater aus dem Gefängnis kommt und ich ihm diese Geschichte auftrische, dann geht der in die Schule, haut die kaputt, und dann ist der wieder im Gefängnis? Nee! Das hab' ich nicht gemacht. Deshalb – wie alt war ich damals, ich war damals in der vierten Klasse. Wie alt ist man da? Neun oder zehn. Das erzählst du nicht! Das behältst du dann für dich. Und meine Lehrerin hat mich gefragt: «Soll ich das zu Hause erzählen?» Da hab' ich gesagt: «Nein, auf gar keinen Fall! Auf gar keinen Fall. Auf gar keinen Fall!» Ich wollt' auch nicht, dass meine Lehrerin das meiner Mutter erzählt. Weil ich einfach Angst hatte, ich wusste nicht, was passiert» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

#### **3.4.2.4 Rassistische Diskriminierung, Herabwürdigung durch Lehrer:innen**

Über rassistische Diskriminierung durch Lehrer:innen berichten sowohl Sinti:zze als auch Rom:nja, aus der Vergangenheit wie auch aus der Gegenwart. Die Rassismuserfahrungen reichen von subtiler Benachteiligung, diskriminierender Benennung bis hin zu rassistischen Ausfällen mit Beschimpfungen, aber auch ungleicher Bewertung.

«Aber ich habe dann leicht erfahren, oder schnell erfahren müssen, dass ich das dann nicht getan hätte, weil, wir sind also schwer diskriminiert worden, auch von, nicht nur von Mitschülern, sondern auch von Lehrkräften» (Barbara Hofmann, in den 1960er Jahren geboren).

«Na ja, es gab erstmal viele Lehrkräfte, die ihre eigenen rassistischen Aggressionen, rassistischen Ressentiments mir gegenüber ausgelebt haben. – Also, ich würd' mal sagen, der größte Teil davon» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

Klaus Berger berichtet, wie er durch seine Lehrer:innen ganz selbstverständlich mit dem diskriminierenden Begriff bezeichnet wurde:

«Ich bin dann auch in die dritte Klasse – also in [Stadtname]. Da erlebte ich im Großen und Ganzen eigentlich keinen Rassismus. Trotz allem, dass auch unser damaliger Lehrer uns als «Zigeuner» bezeichnete. Ich bin dann in Niederbayern in die dritte Klasse weiter in die Schule gegangen, hab’ dann die Schule beendet» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

Ricardo Montoya reflektiert seine Erfahrungen mit Diskriminierung durch Lehrer:innen in den 1990er Jahren in der Schule in Spanien:

«The fact the teachers treat me horribly, I suffered plenty of racism. No, when I was growing up, I had no idea that that was because I was Roma. I thought all this horrible thing happened to me because I was unlucky or I was different or I was special. So I didn’t have the idea that this is not against me but this is against my people» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* reflektieren zwei Gesprächsteilnehmerinnen ihre Erfahrungen in der DDR in den 1970er–1980er Jahren:

«Und auch – ich musste viel in die Schule gehen, musste mich mit den Lehrern rumstreiten. Was wir nun gemacht haben, wir haben dann ‘ne Eingabe gemacht beim Erich Honecker, und das war dann, das wurde sofort bearbeitet – und die Lehrer und Erzieher wurden zur Rechenschaft gezogen. Aber ansonsten, was zu DDR-Zeiten war, kann ich nur Positives berichten, da gab es sowas überhaupt nicht.»

«Nee, gab’s nicht.»

«Und inwiefern, wie wurden die zur Rechenschaft gezogen – und was ist dann passiert?»

«Ja, die Lehrer haben sich entschuldigt, und die haben eine Strafe bekommen, und dann waren die auch ganz anders, die waren dann liebevoller – das ist nicht mehr vorgekommen, dass jemand «Zigeuner» gesagt hat oder «Du gehörst nicht hierher, du bist dunkel.»»

«Aber «Zigeuner» haben sie oft gesagt.»

«Doch, «Zigeuner» wurde öfters mal gesagt, doch» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* analysiert eine Mutter aus ihren Erfahrungen mit der Schule den Umgang der Lehrkräfte mit Schwarzen Kindern und Kindern of Color:

«Zum Beispiel Kinder, die in der Schule sind, obwohl die noch lernende kleine Menschen sind, sind die ja auch schon praktisch in diesem Muster drin, das sich dann so später fortsetzt, wenn man dann berufstätig ist. Aber das ist ja bei denen auch schon so, dass die dann auch von den Lehrkräften dann eben entsprechend behandelt werden und – ja, wenn du jetzt sagst, Sexismus, dann ist es ja auch klar, für ‘n Jungen, kann jetzt nicht gut lesen, ist ja nicht so typisch, Deutsch ist ja immer so für Mädchen, diese typischen Sachen, und genauso ist es ja auch mit den rassistischen Bildern, also ich hab’ jetzt zum Beispiel, in meinem Umfeld, schon ganz viel gehört, von Jungen of Color, die Schüler sind und die dann, wenn sie irgendwelche Probleme haben, in der Schule ganz schnell immer in dieser ADHS-Schiene geschoben werden, ob sie das nun haben oder nicht, oder ob es das überhaupt gibt, dazu will ich nichts sagen, das ist nicht mein Thema, [...] aber ich hab’ einfach durch Erfahrungen auch durch andere Eltern, Gruppen von rassistuskritischen, also bewussten Eltern hab’ ich sehr oft gehört, dass das tatsächlich so ein Fakt ist, dass zum Beispiel ein weißer Junge, der Schüler ist, bei ihm heißt es, gut, er hat auch Probleme, er will sich ausdrücken, das ist ein Hilfeschrei, er kommt aus schwierigen Verhältnissen, wenn das halt ein Schwarzer Junge oder ein Junge of Color ist, dann heißt es schnell: Er ist aggressiv – oder: Ja, wir wollen nicht, dass er noch andere Kinder verletzt oder so. Das ist auch ganz klar, diese rassistische Struktur, in der wir sind, die ist ja auch in der Struktur der Menschen, die sich entscheiden, ein Lehramtsstudium zu beginnen, die sind ja auch in der Struktur und dieses Lehramtsstudium ist auch in der Struktur. Und dann wird das natürlich in den Lehramtsstudium nicht behandelt, wie geh’ ich jetzt als Lehrkraft damit um, dass ich ‘ne diverse Klasse habe, weil die Welt divers ist» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Die Diskriminierung durch Lehrer:innen beschreiben auch Eltern aus eigener Erfahrung in ihrer eigenen Schulzeit in den 1980er–1990er Jahren:

«Also, ich erinnere mich, das hat schon in der Grundschule bei mir angefangen, ich war von der ersten Klasse bis zur sechsten Klasse Klassenbeste gewesen und hab’ trotzdem keine Gymnasialempfehlung bekommen. Von den Lehrern hieß es, das

schaffst du sowieso nicht mit deiner Sippe, du hast so viel zu Hause zu tun, es ist besser, wenn du auf die Realschule gehst» (*Rom:nja und Sinti:zze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

Eltern machen sich Gedanken über die unterschiedliche Behandlung ihrer Kinder aufgrund von Colorism:

«Und unser Jüngster, der ist halt, ich glaub', sogar etwas dunkler als ich und hat immer schlechtere Noten beim Lesen bekommen als deutsche Kinder» (*Rom:nja und Sinti:zze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

Eine Jugendliche erzählt im Gruppengespräch *Jugendliche Rom:nja* von einem rassistischen Ausfall und Beschimpfungen durch eine Lehrerin sowie über geschlechtsspezifische Diskriminierung:

«Ein Freund aus Syrien und ich, wir wollten halt auf die Toilette gehen, und da kam halt dann die Lehrerin, die ist gleich direkt ausgerastet, ohne Grund.»

«Sie hatte Pausenaufsicht?»

«Warum wir drinne sind, und wir meinten halt erstmal ganz normal, dass wir auf die Toilette geh'n wollen, und dann wurde sie halt noch lauter, und dann ist sie komplett ausgerastet und meinte, was das soll, und dass wir keinen Respekt vor Frauen haben in unserer Kultur und Herkunft, und dass wir Leute respektieren müssen, und dass wir nicht in unserem Land sind.»

«Weil ihr auf Toilette wolltet?»

«Ja, und dass wir auf Frauen hören sollten [...]. Wir wollten ja nix Schlimmes machen, und ja – das war auch sehr krass, sowas vom Lehrer zu hör'n, ohne Grund so was, und so ein Verhalten von 'ner erwachsenen Person, der eigentlich als Vorbild gelten sollte» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

Eine Schulsozialarbeiterin berichtet von ihren Erfahrungen mit einem rassistischen Ausfall in der Schule, bei dem eine Schülerin sowie auch sie selbst durch eine Lehrerin beschimpft wurden:

«Okay, ich erzähl' euch meine Stories von der Arbeit, jetzt, wo ich alles höre, da geht mir so viel in meinem Kopf rum und dann ... Es ist so: Schlimm, dass ich daran gedacht habe, okay, welche schlechte Geschichte soll ich jetzt erzählen? Also, weil es so viele gibt, ich wünschte mir, ich würde mir denken, oh, ich weiß doch nicht, was ich erzählen soll, aber es gibt so viele. Täglich. Gerade in den Schulen, wo ich arbeite, und, ähm... Es war – es ging um ein Mädchen, ein Roma-Mädchen aus Rumänien, und sie war in der Willkommensklasse, die Lehrerin wusste natürlich, dass sie Roma ist, weil ich ständig mit der Lehrerin, mit den Kindern auch und mit den Eltern übersetzen musste und zusammenarbeiten musste. Und an einem Tag ging ich rein ins Klassenzimmer, um sie zu fragen, ob sie Unterstützung braucht, und dann seh' ich einfach, wie sie das Kind anbrüllt mit einer Stimme so wie eine Soldatenstimme – «Ähh», sie schreit sie komplett an. Und das Mädchel steht so wie ein Soldat und weint, und die Tränen laufen so. Ohne Stimme, und zittert komplett, und da dachte ich, oh Gott, was ist jetzt hier los! Und sie hat mich nur geseh'n und desto mehr angefangen, sie anzuschreien und: «Ja, man kann mit euch nichts machen! Ihr seid es ja so gewöhnt, ihr habt sowieso nie die Schule besucht. Du kannst ja weiter deine Hausaufgaben nicht machen, weil du das sowieso nie machen würdest, dein Vater hat das nie gemacht, dein Vater ist ja nie zur Schule gegangen, worüber rede ich, also es ist egal, es ist besser, dass die Wände mich hören, als du» und – natürlich weinte das Mädchen weiter. Ich, ich war auch komplett sprachlos in dem Moment – und da dachte ich, okay, was mache ich jetzt, und hab' nur das Mädchen so berührt und hab' gesagt: «Hab' keine Angst, ich bin hier.» In dem Moment, wo ich das gesagt habe, hat sie angefangen, mit Stimme zu weinen, – also das war unglaublich, und ich habe die Lehrerin gefragt: «Was ist hier los, kann ich irgendwie unterstützen?» – «Was kannst du! Da unterstützen, was weißt du, bist du Psychologin, du hast doch auch nichts – du bist wahrscheinlich auch nicht in die Schule gegangen» – also, noch einmal: Ich bin auch Roma, natürlich, sie weiß das, und wie kann ich unterstützen, wie kann ich – besonders sie – unterstützen als Lehrerin, und, äh: auf keinen Fall konnte man mit ihr kommunizieren, das war ganz normal, und dann hab' ich gesagt, okay, ich werde das nicht erlauben! Und – ja, das ist nur ein, ein subjektives Beispiel von vielen anderen Beispielen in der Schule, wo ich danach natürlich mit dem Schulleiter gesprochen habe – und diesen Fall auch mit ihm besprochen habe und mich auf Unterstützung natürlich gefreut habe –, und er sagt nur: «Ach, [Name der Lehrerin], komm' doch. Du weißt doch, die schreit die Kinder nicht an, sie redet nur laut und sie ist sowieso» – macht er so: «verrückt... Nimm' das bitte nicht so ernst.» Und das war's. Und deswegen passieren auch

tächlich solche Situationen» (*Rom:nja und Sinti:zze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

Eine Gesprächspartnerin aus der Gruppe *Romani Schülerinnen* berichtet über die Diskriminierung durch Lehrer:innen, die sie in der Schule erfährt, und schildert auch die Diskriminierung ihres Vater durch eine Lehrerin:

«Man nennt uns auch manchmal hässlich, obwohl es vielleicht nicht stimmt. Sie sagen, du hast kein Geld, oder manchmal, wenn es Klassen-, also nein, Elternsprechtage gibt, sagen sie, also habe ich schon erfahren von meiner alten Lehrerin, dass sie zu meinem Vater sagt, obwohl mein Vater nicht so gut Deutsch versteht: «Du bist ganz schön dick.» Und ich guckte so, und dann lächelt sie mich an und dann meinte sie: «Das ist Spaß.» Aber, das war eigentlich kein Spaß für mich» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

#### **3.4.2.5 Mobbing und körperliche Gewalt durch Lehrer:innen**

Unsere Gesprächspartner:innen berichten über Erfahrungen körperlicher Gewalt durch Lehrer:innen, die von Schubsen bis hin zu Ohrfeigen reichen. Lina Schmidt berichtet über die Gewalterfahrungen ihres Sohnes in der Schule:

«Na gut, es hat nicht lange gedauert, da kam er aus der Schule zurück: «Mama, der Lehrer hat mich geohrfeigt»» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

«Ja, klar haben die das geleugnet, das hat keiner eingesehen eigentlich, wenn die Kinder so beschimpft worden sind als Minderheit. Das hat keiner eingesehen, sie meinen das nicht so, nö, es ist nicht so böse gemeint, aber die Erfahrung, wie gesagt, nicht nur mit meinen Kindern gehabt, für mich war's auch mit meinen Enkeln schlimm» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

Unsere Gesprächspartner:innen im Gruppengespräch *Romani Schülerinnen* berichten ebenso über ihre Erfahrungen mit körperlicher Gewalt durch Lehrer:innen, die mit Beschämung einhergehen:

«In meiner Klasse gibt es keinen Rassismus, weil wir halt auch aus einem anderen Land kommen, fast alle auch, und wir haben so drei oder vier Deutsche, und deswegen bin ich ja auch glücklich mit meiner Klasse, aber mit einem Lehrer nicht so ganz, weil

er uns einfach beschuldigt, uns anschreit, er uns schubst, obwohl er das nicht darf, er beschämt uns, er wollte uns sozusagen schlagen. Und dann denken diese Schüler, dass er ein Psycho ist, weil, unser Direktor hat ja gesagt, er kommt aus einem Gymnasium, dann haben wir, die Klassensprecher, uns einfach zusammengefunden und haben gesagt, nein, das darf er nicht, weil er jetzt in einer Grundschule ist, und er muss sich hier gut benehmen, weil wir noch Kinder sind. Und dann hat unser Direktor uns angeschrien und uns zum Weinen gebracht» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Manchmal wurde ich auch, also in meiner alten Schule, von der Lehrerin geschubst, die sehen mich manchmal so, als ob ich kein Mensch bin, das passiert auch oft mit meiner Schwester» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Nö, die Lehrer, ich kann mich noch erinnern, der [Name] so hieß der, der Herr [Name], der war unser – der Herr [Name], glaub' ich, hat Deutsch unterrichtet, ich weiß nicht, das war so 'n großer, blonder, weißer Mann. [...] Der hat zu mir gesagt: «Na, ham's – auf Mittelfränkisch, nö, so richtig: «Na, ham's den klein' Zigeuner richtig verprügelt, gell?!» – «Hast du's verdient – oder hast du's net verdient?», hat er mich gefragt, so auf diesem Mittelfränkisch, das kann ich mir heut' noch dran erinnern, ich hab' gar nichts gesagt, ich hab' mich einfach nur umgedreht, hab' den böse angeguckt und bin weg. Also, ich hatte von den Lehrern, insbesondere von diesem Herrn, das war auch so 'n richtiger Nazi... Der hat in der Sportstunde zu mir gesagt: «Weißt du, was die indonesische Backenschere ist?» Ich so, hm, indonesische Backenschere, was ist das, und dann hat er gesagt «Komm' her, komm' her» [...] zzzzt. Das ist die indonesische Backenschere. Mein ganzes Gesicht war blau. Soviel dazu» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Ja, bei denen war das wirklich Mobbing, dadurch, dass die halt auch etwa dunkler waren vom Hauttyp her, und die eine war zum Beispiel auch mehr so, was die Haare so betrifft, die hat sich halt wahrscheinlich nicht jeden Tag die Haare gekämmt oder so, und dann hat man direkt so dieses «Ja, Zigeuner» [...] und solche Sachen gesagt, und für die war das auf jeden Fall richtig hart, die wollte dann auch 'ne Zeitlang nicht mehr zur Schule gehen, und das fing dann ab der sechsten Klasse an» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).



### 3.4.2.6 Diskriminierende Schulkultur

Eine migrierte Romni beschreibt im Gruppengespräch Romani Aktivistinnen die Grenzen der Sozialen Arbeit in der Schule:

«Ja, irgendwo ist aber auch Schluss mit Konzepten und Lehrmaterialien usw., wenn du die Leute nicht beschäftigst. Es ist ja auch ein Klima, du musst ja die Themen Rassismus gar nicht durchnehmen, aber es muss rassismussensible Lehrer:innen geben, die Mathe einfach freundlich unterrichten – und nicht Roma-Kinder und andere Kinder in die letzte Bank drücken, die nicht, weil sie muslimische Jungen sind, sie automatisch als aggressiv abstempeln. Das ist ja ein strukturelles Problem, dass sie Multi-Kulti, wie du meinst, die Kinder nackt machen, und hier noch ein Stammbaum und was-weiß-ich, aber sie selber, die stellen sich nie in Frage: Die Sekretärin, die Direktorin, die Lehrerin, die Sozialpädagogin, die Erzieherin, beim Gesundheitsamt die Untersuchung, um in die Schule zu kommen, sie sind ja alle in dieser Gesellschaft und üben totale Gewalt aus, weil sie ihre Bilder auf so kleine Babys projizieren, das Jugendamt, alle diese Menschen in diesen Einrichtungen, die zusammenarbeiten und ein unausgesprochenes institutionalisiertes Einverständnis haben, das nicht mal irgendwo geschrieben steht, also das einfach, wo sie sich jemand angucken – und es herrscht im Raum schon ein Einverständnis. Und diese krasse Struktur zu durchbrechen, ich meine, das ist ja auch kein Zufall, wir hatten alle unterschiedliche Aufenthalte. Als ich nach Deutschland gekommen bin, musste ich in eine Ausländerklasse! Es gab Kinder immer bei mir, die von Abschiebung bedroht waren und so weiter, das war ja nie Thema. Aber das sind ja Themen, die die Kinder betreffen, also willst du Multi-Kulti machen, willst du ihre Herkünfte, dann reflektiere mal, dass in der Klasse verschiedene unterschiedliche Probleme haben, die sich nicht um Kısır und Čevapčići drehen, sondern die ihren Aufenthalt betreffen und die anderen Probleme, die sie haben, es sind ja noch viel mehr als Aufenthalte [...]. – Also, es wird die Relation nicht thematisiert. Es wird quasi: «Du hast keinen Aufenthalt, du bist Rom, du bist dieses, du bist jenes» ... Und auch von den Wohlmeinenden wird nicht der Bezug zu allem anderen hergestellt, nämlich: «Ich habe Aufenthalt, ich habe das Privileg», also dass die Schule Ungerechtigkeit produziert, bedeutet ja, dass es beide Seiten gibt, und das hab' ich in meiner Schullaufbahn nie erlebt, dass sich jemand in Relation zu mir gesetzt hat, auf eine gute Art, ja, und nicht, indem ich markiert wurde, zum Beispiel, als so-und-so-und-so-und-so und das ist eben die Fortsetzung, was ich jetzt mit der Wissenschaft meine, oder egal, auch mit dem Büro hier, dass wir nie in Relation gesetzt werden,

sondern permanent halt so unsere Stammbäume oder Aussagen so festgezurrt werden»  
(*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Agnes Kraus beschreibt, wie Sinti:zze und Rom:nja für ihre Lebensweise zugunsten von mehrheitsdeutschen Normen abgewertet und verurteilt werden. In Bezug auf eine Familie, die sie in einem schulischen Konflikt begleitet, kritisiert sie die fehlende Wertschätzung der Schule für die Fürsorge der Großmutter für ihre Enkelin:

«Sie hat ihre Familie. Die sich genauso sorgt um das Kind wie sie selbst. Und besser kann es ja so einem Kind gar nicht gehen. Das wird aber auch in den Schulen nicht akzeptiert, man möchte dann nur mit dem Vater oder der Mutter reden, und alles andere wird abgetan, es sei nicht relevant – und das ist manchmal schon ‘n ziemlich heftiger Kampf, das dann durchzusetzen, zu sagen, aber wir sehen das anders, oder finden das gut» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

Sie kritisiert auch die insgesamt fehlende Sensibilität in der Schule für die kollektiven Folgen und Herausforderungen für Familien, deren Großeltern und Eltern in Deutschland einen Genozid überlebt haben:

«Jegliche Liebe, jegliche Fürsorge wird, oder vielfach wird sie negativ ausgelegt. Wenn die Mutter ihr Kind abholt – ich hab’ in meinem Studium ein Praktikum an einer jüdischen Schule gemacht – da war es selbstverständlich, dass die Kinder auch in der vierten Klasse von ihren Müttern abgeholt wurden. Warum denn? Warum wohl? Nicht nur die Vergangenheit, auch die Gegenwart spielt da mit rein. Und wenn unsere Kinder dann abgeholt werden, dann wird sich darüber lustig gemacht: ‘Das ist unser Baby, der wird wieder von der Mama abgeholt, die anderen können schon nach Hause gehen.’ Was dann als Überbehütung und als negativ ausgelegt wird und, ich glaub’, das größte Problem ist, das was ich so oft mitkriege in der deutschen Gesellschaft, wenn es um Erziehung geht, die Abnabelung. Ich finde, wir haben viel größere Probleme mit den – also zwischen Eltern und Kindern, da geht es nicht um Abnabelung, da geht es einfach um Vernachlässigung. Das wird aber weniger hinterfragt als ‘ne enge Bindung, die wird hinterfragt. Eine Mutter geht mit ihrer Tochter zum Schularzt und der Schularzt sagt: ‘Komm’ mal zu mir her.’ – Das Kind ist grad sechs Jahre alt – das Kind hält die Hand der Mutter fest, zieht die Mutter mit. Der Schularzt fragt: ‘Macht sie das immer?’ Und die Mutter sagt: ‘Ist doch wohl normal, wir sind hier fremd, mein Kind kennt Sie nicht, ich finde das ist normales Verhalten.’ Das wird hinterfragt. Das

Kind gibt nicht gleich Antwort, steht diesem Typen negativ gegenüber, wird gleich negativ ausgelegt, ist noch nicht schulreif. So, und dieses Misstrauen ist eigentlich – damit wachsen unsere Kinder ja auch auf, dass sie Fremden gegenüber misstrauisch sind. Und grad in den Familien, in denen, sagen wir mal, die Familien teilweise fast gänzlich ausgerottet wurden, ist dieses Misstrauen da, das wirkt von Anfang an» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

### 3.4.2.7 Ungleichbehandlung durch Lehrkräfte

Erfahrungen von Ungleichbehandlung durch Lehrer:innen im Vergleich zu anderen Schüler:innen beschreiben romani Kinder und Eltern auf verschiedenen Ebenen:

«Man wurde ausgeschimpft. Aber die Deutschen halt nicht so. Wenn hinter mir zum Beispiel ein Deutscher ist, wenn er die Hausaufgabe nicht hat, dann sagt sie: «Ja, nächstes Mal kannst du es auch bringen», aber wenn es zum Beispiel bei mir ist, schreit sie mich an, die sagt: «Das geht nicht, du musst aufpassen!»» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Also, bei mir in der Schule ist es so, dass die deutsche Lehrerin – weil es gibt ja nur deutsche Lehrerinnen da – die deutschen Kinder mehr mögen als die Ausländer, so Roma-Mädchen. Es ist auch wegen der Hautfarbe, viele werden beschimpft. Und wegen der Sprache auch. [...] Manche Lehrerinnen beschimpfen die Kinder mit «Was hast du in deinem Land gemacht? Warum hast du nicht gelernt?», oder «Was haben die dir da beigebracht?», oder «Was für ‘ne Erziehung haben deine Eltern dir geben!» und auch: «Wie du zu Hause behandelt wirst, so behandeln wir dich auch in der Schule!», weil wir ja Ausländer sind, meinen die. Ja, und noch vieles Schlimmeres» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Die Kinder werden auch in der Schule anders behandelt. Es wird nicht auf die Kinder gut aufgepasst» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

«Einmal ist mein Sohn ein bisschen zu spät in die Schule gekommen, und die Lehrerin hat ihm nicht erlaubt, in die Klasse zu kommen. Mein Mann war dabei. Sie hat beide rausgeschmissen. Mein Sohn hat geweint und hatte Angst vor ihr. Sie hat auch große Probleme bei meinen Töchtern gemacht. Sie erlaubte ihnen auch nicht, zu spät in die Klasse reinzukommen, weil sie die Kinder nicht mag, weil sie Roma sind und weil wir

aus Rumänien kommen. Und den Kindern wird immer gesagt: «Ihr nehmt Geld vom Jobcenter»» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

«Ja, also zum Beispiel meinte meine Mittelstufenlehrerin, als ich gesagt habe, dass ich Abitur machen will: «Bist du dir da sicher?» So, sie war so richtig skeptisch, obwohl meine Noten voll gut waren, und ich hab' eigentlich auch nicht verstanden, was sie damit meinte. Und bei meiner Freundin, die halt keine Romni ist und die sogar, wenn ich sagen darf, schlechtere Noten hat als ich, sagte sie: «Du musst das auf jeden Fall machen!»» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

«Das war in meiner Schulzeit so, dass selbst meine Direktorin rassistisch mir gegenüber sich geäußert hat [...]. «Wie sieht's 'n hier aus, hier sieht's aus wie im Zigeunerlager»» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

Alexandra Cocea schildert, wie ihre Tochter aus der Schule nach Hause geschickt wurde mit der Auflage, einen Impfausweis vorzulegen, um wieder am Unterricht teilnehmen zu können. Eine an dieser Schule tätige Sozialarbeiterin bestätigte uns gegenüber, dass nur rumänische Kinder nach Hause geschickt und mit dieser Auflage belegt wurden.

«Ja, meine Kinder zum Beispiel, in der Schule. In dem Hostel, in dem wir wohnen, hatten manche Kinder Windpocken. Aber ich habe meine Kinder impfen lassen. Und so hatten sie sich nicht angesteckt. Sobald sie aber in der Schule erfahren haben, dass es bei uns in dem Hostel Windpocken gab, haben sie die Kinder aus der Klasse rausgeschmissen» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* erzählt eine Gesprächspartnerin, wie sie von einer Lehrerin unschuldig des Diebstahls verdächtigt wurde:

«In der DDR-Zeit kam es vereinzelt schon vor, in der ersten Klasse in der Schule, gleich zu Schulbeginn, und dann nochmal während der anderen Schulzeit, wo der Füller wegkam, in der Klasse. Und da wurde ich gleich, als allererste, vorgeholt und mein ganzer Ranzen wurde durchsucht. Ich war's aber nicht» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Über ihre Erfahrungen der Trennung innerhalb einer Klasse in den 1970er im Übergang zu den 1980er Jahren berichtet die Sintizza Barbara Hofmann:

«Weil, wir waren vier Kinder insgesamt, die in meinem Alter waren, wir waren in einer Klasse, und wir hatten Malzeug bekommen vom Lehrer, und der Lehrer hat dann gesagt, ja, wir sollen mal schöne Bilder malen. Und das haben wir am ersten Tag gemacht, wie wir dort in der Schule waren, wir haben das am zweiten Tag gemacht – und am dritten Tag hab’ ich dann einfach mal mich gemeldet und hab’ gefragt, warum wir jetzt Bilder malen sollen, wir wären ja eigentlich hier, um Lesen und Schreiben zu lernen. Und dann hat dieser Lehrer tatsächlich gesagt, also, ich hab’ die Worte noch wie heute im Kopf: «Was soll man euch beibringen? Euch kann man nichts beibringen!» Nö? Und ich dachte dann: «Ja, okay, können wir denn schon alles?» Also, ich muss sagen, ich war schon immer ein sehr vorlautes Kind gewesen, und dann hat der Lehrer gesagt: «Nein, ihr seid zu dumm dazu, euch was beizubringen»» (Barbara Hofmann, in den 1960er Jahren geboren).

Über die diskriminierende Trennung innerhalb einer Klasse in den 2010er Jahren berichtet auch unsere junge Gesprächspartnerin aus der Mädchengruppe:

«Wir werden auch manchmal in Gruppen geteilt: Ausländer und Deutsche. Ja. Oder manchmal, wenn jemand dich in der Klasse nicht mag, weil du ein Ausländer bist, die schließen dich einfach von etwas aus, die reden mit dir nicht, die helfen dir nicht, obwohl du eine Gruppenarbeit hast, du fragst für Hilfe – und die sagen: «Ja, musst du aufpassen»» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Direkten Ausschluss durch Lehrer:innen beschreibt eine junge Gesprächspartnerin:

«Also, ich hab’ gehört, dass Lehrer Kinder nicht von der Klassenfahrt ausschließen dürfen, aber manchmal ist das so, dass derjenige, der Ausländer ist, etwas getan hat, was nicht so schlimm ist, sie aber sagen: «Ich schließ dich jetzt von der Klassenfahrt aus, du darfst nicht mitkommen»» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Von einer subtilen Erfahrung der Ungleichbehandlung bzw. der fehlenden Anerkennung und Zuwendung seitens des Lehrers in den 1990er Jahren berichtet der Rom Luka Banović:

«Wir hatten so Technisches Werken in der Schule bei einem Lehrer, der hat allen Leuten aus der Klasse, also allen Jungs, das waren ja nur Jungs in diesem Werkunterricht, liebevollen... Allen weißen Jungs, ich war der einzige dunkelhäutige Junge in der Klasse. [...] Und er hat allen Jungs einen liebevollen Spitznamen gegeben, bezogen

auf ihren Nachnamen. Und mir hat er zum Beispiel keinen gegeben. Mich hat er komplett außen vor gelassen. Das war so das, was ich als Kind als Ausgrenzung gespürt habe, aber auch dieses – mit dieser Gewalt, die ich einfach da auch erlebt habe» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

### 3.4.2.8 Ignoranz gegenüber Diskriminierung in der Schule

Im Gruppengespräch *Jugendliche Romnja* berichtet eine Teilnehmerin, wie sie das rassistische Verhalten einer Lehrerin zur Sprache gebracht hat, und spricht über die daraus resultierenden Folgen:

«Dann hat sie meine Mutter eingeladen zum Gespräch, sie meinte: «Das geht gar nicht, wie Ihre Tochter sich anzieht – und dann fängt sie an, mich richtig anzuschreien, ich selber hab’ sie dann beleidigt, aus Wut.» Ich war so aggressiv, dann haben sie mich halt aus der Schule rausgeworfen und die Schüler haben dann überall im Netz geschrieben, dass diese Schule sehr rassistisch ist, und sie so: «Nein, das stimmt doch gar nicht», und dann hat sie einen Schwarzen aus BVB, dieser Fußballmannschaft, in die Schule eingeladen» (*Jugendliche Romnja*, in den 2000er Jahren geboren).

Eine in der Schule tätige Romni berichtet über ihre Erfahrungen mit der Ignoranz gegenüber Rassismus und Diskriminierung innerhalb der Schule, auch wenn sie das direkt thematisiert:

«Diskriminierung ist eigentlich ein großer Grund, warum Roma-Kinder nicht in die Schule gehen, und da seh’ ich auch durch meine Arbeit: Immer wieder versuche ich das mit den Lehrern, mit Schulleitern zu besprechen. Dass das der Grund ist, warum dieses Kind nicht regelmäßig die Schule besucht. Das wird aber nicht so wahrgenommen. «Nein, er hat keine Arbeitsmaterialien, der möchte einfach nicht, der schläft zu Hause aus. Der macht sich ein verlängertes Wochenende, die Eltern interessieren sich nicht...» Also: Man geht immer auf diese Gründe. Diskriminierung wird nicht wirklich als Grund für keinen Schulbesuch wahrgenommen – obwohl das wirklich sehr wichtig ist» (*Rom:nja und Sinti:zze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

Peter Ludwig beschreibt seine Erfahrungen in den 1980er Jahren mit der Ignoranz gegenüber seinen Beschwerden über Diskriminierung an der Schule:

«Also, eine Unterstützung hatte ich nie, wenn es um Diskriminierung ging. Ich hatte eher das Gefühl, dass man dieses Thema nicht besprechen wollte, also dass man es ignoriert hat, oder dann immer noch versucht hat zu tabuisieren, das war so mein Empfinden damals, also, ich hab' es benannt, hab' versucht, mich dagegen zu wehren, verbal, bin zum Lehrer oder zur Lehrerin, oder zum Rektor gegangen – und sagte es direkt. Und der Rektor sagte dann nur darauf: <Geht in euer Klassenzimmer und streitet euch nicht und vertragt euch.> Und fertig. Also, man hat das nicht thematisiert, man hat es weiter tabuisiert» (Peter Ludwig, in den 1960er Jahren geboren).

Peter Ludwig beschreibt in seiner Erzählung, wie ihn die Schule durch Diskriminierung ausgrenzt und seinen Bildungsweg erschwert, während seine Großmutter und die Familie seine Bildungsaspiration fördern:

«Ich hab' mich in meiner Schulzeit sehr alleingelassen gefühlt. Ich wusste – für mich war der Schulbesuch ein Spießrutenlauf. Und dass ich trotzdem die Schule geschafft habe, auch auf Umwegen, und immer interessiert war an Bildung, lag auch daran, dass ich eine Großmutter hatte, die selbst ihre formelle Schulbildung und ihre formale Bildung abschließen konnte, bevor sie geflüchtet ist. [...] Und wir Kinder hatten jemanden, der uns bei den Hausaufgaben helfen konnte [...]. Und deswegen waren wir nicht bildungsfern. Sondern der Bildung sehr zugetan, aber wenn ich – ich glaube, wenn ich in der Schule nicht so massiv mit Diskriminierung, mit Antiziganismus, konfrontiert worden wäre, wäre mein Bildungsweg wahrscheinlich auch ein anderer gewesen. Und deswegen ist mir die Schulzeit, sag' ich jetzt mal, immer noch im Kopf, weil ich mir manchmal denke, wenn das nicht so gewesen wäre, und ich hätte die Möglichkeit gehabt, frei und mit Freude und ohne Angst zur Schule zu gehen – wie wäre dann meine Entwicklung gewesen mit der Bildung?» (Peter Ludwig, in den 1960er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch mit Romani Selbstorganisationen fasst eine Teilnehmerin ihre Lebenssituation aus Perspektive einer Schülerin zusammen und flechtet fehlenden Schutz vor rassistischer Diskriminierung seitens der Schule und der Lehrkräfte mit dem fehlenden Schutz vor den strukturellen Lebensbedingungen als Kind ohne Aufenthaltserlaubnis zusammen:

«Ich hatte halt sehr starke Schuppen, es waren keine Läuse, ich hatte Schuppen, ganz viele Schuppen, als ich einige Tage später zurückkam, hat sich das aufgeklärt, ich hab' keine Läuse, jedoch ging es dann los mit den Mitschülern, es hieß, ich sei eine dre-

ckige Zigeunerin, und es blieb dann irgendwann nicht nur bei verbalen Auseinandersetzungen, sondern es kam auch zu körperlichen Auseinandersetzungen, und das hat dazu geführt, dass ich einfach nicht mehr zur Schule gegangen bin. Monate lang, bis ich irgendwann zurückmusste, weil meine Eltern ‘n Brief bekommen haben. [...] Ich hatte überhaupt keine Unterstützung von den Lehrern [...], das hat mir auf jeden Fall ziemlich viel verbaut, weil ich sehr erhoffte, eine Realschulempfehlung zu bekommen. Bin dann auf ‘ner Hauptschule gelandet, was sehr schlimm für mich gewesen ist [...], diese Ereignisse, dieser Rassismus, diese Gegebenheiten, unter denen die Menschen hier leben müssen, unter diesem Duldungsstatus – oder Aufenthaltserlaubnis –, das macht so viel aus, vor allem im Kindesalter, im Jugendalter, weil, du kannst nicht wirklich als Jugendlicher dich um deine Zukunft sorgen [...]: Was für ‘ne Ausbildung will ich machen? Von Studieren war gar nicht die Rede, um Gottes Willen, ich hab’ überhaupt nie daran gedacht zu studieren» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

«Meine Tochter hat im Gymnasium hier in [Stadtname] im achten Schuljahr durch eine Deutschlehrerin zu hören bekommen, dass die Zigeuner eine Kultur haben, in der das Klauen der Kultur angehört. Freundinnen, die ebenfalls wussten, dass wir Roma sind, haben dann Partei für meine Tochter ergriffen und versuchten, der Lehrerin klarzumachen, dass das so nicht stimmt, dass sie da eine Unwahrheit verbreitet. Die Lehrerin ließ sich nicht drauf ein, das einzige Resultat, was für meine Tochter dabei entstand, war, dass sie sehr negativ benotet worden ist» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

### **3.4.2.9 Fehlende Erwähnung in der Schule, in den Lehrbüchern**

Die Auslassungen der Geschichte des an den Sinti:zze und Rom:nja begangenen Genozids im Schulunterricht thematisieren mehrere unserer Gesprächspartner:innen. Der Sinto Andreas Gunther beschreibt im Einzelgespräch, wie er sich im Unterricht gezwungen fühlte, den im Geschichtsunterricht unerwähnten Genozid zu thematisieren, und welche Folgen dies für ihn hatte:

«Also, als Kind hab’ ich das zuerst nicht gespürt, weil ich in einem Viertel aufgewachsen bin, wo fast nur Sinti und Roma gelebt haben, und in der Grundschule waren wir dann auch fast alles hier aus dem Viertel die Leute, richtig angefangen hat’s dann auf



dem Gymnasium. Als Sinto, als Mensch aus einem sozialen Brennpunkt, und dann auch noch als jemand, der nicht reich ist oder aus einem Akademikerhaushalt stammt. Meine Mutter hat am Anfang gesagt, sag' nicht, dass du Sinto bist, weil sie Angst gehabt hat vor den Diskriminierungen, die man so auf der Schule erlebt, und das fiel mir am Anfang sehr schwer, das zu verheimlichen. Als dann aber im Unterricht der Holocaust drankam und über die Juden berichtet wurde und die Sinti keine Erwähnung gefunden haben, dann konnte ich nicht mehr schweigen. Dann hab' ich halt gesagt, was ich bin – oder warum auch das nicht behandelt wird, über Sinti, hab' gesagt, dass mein Großvater auch Überlebender vom Holocaust ist, meine Familie im KZ war, und den Lehrer darauf hingewiesen, dass er doch auch mal über die Sinti sprechen soll. Das war dem gar nicht bewusst, das war Mitte der Neunziger. Und ja – damals war das Verständnis für Roma und Sinti nicht da. Und für die Schulkameraden war es natürlich 'ne ganz andere Erfahrung, plötzlich zu wissen, dass ich 'n Sinto bin, hat man teilweise von den Lehrern auch gespürt, da wurde praktisch so, wenn ich einen gewissen Kleidungsstil gehabt hab', gleich argumentiert mit: <Ja, klar, man sieht ja, wo er herkommt> oder so weiter» (Andreas Gunther, in den 1980er Jahren geboren).

Auch die Romni Andreea Ciobanu macht in den 2010er Jahren in der Schule die Erfahrung, dass die Verfolgung der Rom:nja und Sinti:zze keine Erwähnung im Geschichtsunterricht findet bzw. im Vergleich zur Verfolgung der Jüd:innen relativiert wird:

«Nein, da wurde überhaupt nicht irgendwas über Roma und Sinti erwähnt. Selbst im Geschichtsunterricht war da überhaupt nichts, auch als wir das Thema Zweiter Weltkrieg und seine Opfer hatten, war da nur ein Satz, der selbst rassistisch war, ich weiß nicht, ob ich das erzählen sollte, dass in diesem Buch halt einfach das Z-Wort stand.»

«In dem Lehrbuch?»

«Es war so ein ganzes Kapitel über die Opfer des Nationalsozialismus. Auf der allerletzten Seite, so in zwei Sätzen verfasst: <Roma und Sinti wurden eben genauso wie die Juden im Zweiten Weltkrieg verfolgt und ermordet> – und das war's. Und dann war da so 'n Sternchen bei Roma und Sinti, [...] <Roma und Sinti wurden und werden teilweise heutzutage als ... <Z> genannt>» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

«Nein, nein, nein, dass die Verfolgung von Juden schon ganz, ganz vorher geplant wurde, im Gegenteil zu allen anderen, die verfolgt wurden, ich will ja nicht sagen,

aber im Mittelalter wurden die Roma und Sinti als vogelfrei angesehen. Aber na gut – [ironisch:] die Verfolgung von Roma war ja nicht vorher geplant. Weil, ich meine, unsere Vorfahren – wurden – unsere Verfolgung wurde auch geplant, oder davor, es war schon immer eine Verfolgung eigentlich, so, selbst in Indien wurden wir ja als Sklaven mitgenommen und selbst da wurde, also von Anfang an wurden wir diskriminiert, und ich find’ jetzt nicht, dass das ein gutes Argument von ihm war, dass man sagt, ja, die Verfolgung von Juden war schon lang davor geplant. Weil, ich find’, die Verfolgung von Roma war auch lang davor geplant. Und Roma und Sinti wurden für eine sehr lange Zeit, oder werden immer noch, heutzutage, unfair behandelt. Und, ja, ich finde, dass es irgendwie, weil, Homosexuelle und Leute mit Behinderung wurden ja auch verfolgt und ermordet im Zweiten Weltkrieg, und daraufhin meinte er halt, das war aber im Gegensatz zu der Judenverfolgung eine sehr kleine Menge an Menschen. Aber ich finde, das macht doch keinen Unterschied, Verfolgung ist Verfolgung, ob jetzt irgendwie weniger Menschen gestorben sind oder mehr Menschen, hat es jetzt nichts zu sagen, und ich finde, dass im Unterricht halt nicht nur über Juden gesprochen werden soll, sondern über alle Menschen, die halt rassistisch verfolgt wurden. Weil ich finde, letztendlich, letztendlich wurden nun mal unsere Vorfahren verfolgt, und jetzt das nicht mal zuzugeben – oder beziehungsweise es nicht mal zu thematisieren, obwohl schon so viele gestorben sind –, finde ich das, voll – äh, krass. Dass Leute so ignorant sind» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

Andreea Ciobanu beschreibt auch, wie sie durch ihre Deutsch-Lehrerin in ihren eigenen Bemühungen, sich mithilfe eines Buches Wissen über die Verfolgungsgeschichte von Sinti:zze und Rom:nja anzueignen, entmutigt wurde:

«Schuld – Schuld – Schuldbuch. So vor der Klasse direkt. Und irgendwie mich die ganze Zeit irgendwie dafür kritisiert hat, dass ich so ‘n Buch habe, keine Ahnung, was so um die Roma-Geschichte ging, aber wenn es irgendwie um – mir fällt jetzt kein Beispiel ein, aber irgendwie so um ein klassisches Buch geht, oder irgendwie so etwas anderem –, dann wird da natürlich nichts gesagt. Sogar gelobt. Also, in der Schule gibt es auf jeden Fall – sagen wir mal –, wir werden auf jeden Fall zur Seite gestellt. Weil wir quasi die Unwichtigen sind» (Andreea Ciobanu, in den 2000er Jahren geboren).

Anja Bergmann beschreibt ebenso Erfahrungen mit der Auslassung der Sinti:zze- und Rom:nja-Verfolgung im Unterricht:

«Richtig, ja, die Juden, die werden nicht vergessen, so, aber über uns hört man sehr, sehr wenig. Das ist sehr schade, weil, bei uns gibt's halt auch Opfer. [...] Aber Sinti und Roma werden da leider nicht erwähnt. Da wird alles Mögliche erzählt, wie alles vonstatten gegangen ist, und mit den Russen und alles Mögliche, aber das mal zu sehen oder zu hören, dass wir ja auch dort – was sie mit uns dort gemacht haben –, nein, wird nicht gesagt» (Anja Bergmann, in den 2000er Jahren geboren).

### 3.4.2.10 Konfrontation mit rassistischem Wissen in der Schule

Über die historischen Auslassungen hinaus berichten unsere Gesprächspartner:innen von ihren Bemühungen, rassistische Wissensbestände in der Schule zu dekonstruieren und Lehrer:innen und Mitschüler:innen über den gegenwärtigen Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze fortzubilden. Im Gruppengespräch *Zweite und dritte Generation nach 1945* beschreibt eine Sintizza ihre Erfahrungen, bereits seit der ersten Klasse ihre Mitschüler:innen über die Verwendung diskriminierender Begrifflichkeiten aufzuklären:

«Es fing schon an in der ersten Klasse, da kam ja, das erste Mal, wo ich eigentlich mit diesem Wort ~~«Zigeuner»~~ konfrontiert worden bin, ja, das war in der ersten Klasse. Und ich hab' gar nicht gewusst, was es bedeutet überhaupt. Ich hab' nur gewusst, dass wir damit gemeint sind – und dass es nichts Gutes bedeutet. Und so habe ich schon in der ersten Klasse versucht, das irgendwie aufzuklären. Aber meistens hat man da so Spott geerntet, also die Kinder selber, die selber auch klein waren, Sechs-, Sieben-, Achtjährige, können mit Sinti und Roma nix anfangen. Sie kennen nichts anderes. Und so hab' ich's dann 'ne ganze Weile versucht, immer aufzuklären, wenn dieses Wort gefallen ist, ich weiß nicht, ob's euch auch so gegangen ist, plötzlich so 'n Herzrasen, Wut, Scham, alles auf einmal, und mit der Zeit gewöhnt man sich dran, sag ich mal –, nein, gewöhnt man sich dran ist das falsche Wort. – Man muss halt damit leben. Weil das so oft vorkommt» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Der Sinto Peter Ludwig, ein renommierter Bürgerrechtler, erzählt über seine Erfahrung mit der Aufklärungsarbeit in der Schule in den 2000er Jahren nach einem diskriminierenden Vorfall gegen seinen Sohn:

«Ich hab' drei Kinder, und als meine Kinder klein waren, wurde das Wort ~~«Zigeuner»~~ nie benutzt, weil es ein Wort ist, das wir selbst nie für uns annehmen, ein Konstrukt

der Gesellschaft ist. Ich hab' das mal ganz bewusst meinen Kindern, wie soll man sagen, einfach nicht genutzt, und auch verschwiegen, und hab' mir selbst die Frage gestellt, wie lange es wohl dauern würde, bis sie damit konfrontiert würden. Und es hat genau so lange gedauert, bis sie in der ersten Klasse waren. Das war bei meinem Sohn, der dann eines Tages nach Hause kam und hat erzählt, dass ein Mitschüler gesagt hätte, ob wir einen Wohnwagen hätten. Und weil er doch schwarze Haare hätte, ob er ein Zigeuner ist – und mein Sohn wusste also nicht, was ein ~~Zigeuner~~ Zigeuner ist, weil wir das Wort ja nie genutzt haben [...]. Und ich bin dann in die Schule gegangen und hab' dann dem Lehrer von dem Vorfall erzählt und der Lehrer war sehr, wie soll man sagen, unangenehm berührt davon, und ich sagte ihm, ich würde gerne mit dem Jungen reden. Und das war dem Lehrer ganz unangenehm, sag' ich, ich würde mit dem gerne mal reden, er sagt: «Nein, ich sag' das schon in der Klasse» und darauf sag' ich: «Das ist okay, ich würd' aber auch gern nochmal beim Elternabend dieses Thema aufgreifen, es nutzen, die Leute aufzuklären, über das, was hier gesprochen wurde, weil, ein 6-jähriges Kind kann das ja nicht aus der Luft gegriffen haben, also nehme ich an, dass diese Information über das Thema von den Eltern kommt.» Ja, das will er jetzt – erstmal mit den Eltern selbst klären und so. Und nach dem zweiten, dritten Tag, kam ein Entschuldigungsbrief von dem Kind, in dem er schrieb, dass er sich bei meinem Sohn entschuldigt dafür, dass er das nicht so gemeint hat. Ich bin mit diesem Entschuldigungsbrief wieder zu dem Lehrer gegangen und hab' gesagt, aber jetzt möchte ich den Jungen sehen, und dann hat er gesagt, ja, dann bin ich rein zur Klasse, hab' dem Jungen dann meinen Dank ausgesprochen und hab' ihm gesagt, wie ich mich darüber gefreut habe, dass er diesen Brief geschrieben hat und dass er sich dafür entschuldigt und dass ich das ganz toll finde, dass er das gemacht hat. Und hab' dann nochmal dem Lehrer gesagt, ich würde doch gern das Thema nochmal hineinbringen. Aber das wurde mir verweigert, nein, man hat das abgelehnt, das bräuchte man nicht. Das hat mir gezeigt, dass auch in der Institution Schule das Thema Antiziganismus bis heute noch ein Tabuthema ist und nicht genügend aufgearbeitet wird. Dass man es einfach gerne totschweigt, oder es manchmal aber auch als Alibi nur benutzt und – das ist leider nicht gerade vorteilhaft für die gesellschaftliche Entwicklung, die wir jetzt gerade in unserem Land haben, denn die Mehrheitsbevölkerung in Deutschland hat ihre Vergangenheit im Dritten Reich leider immer noch nicht wirklich aufgearbeitet, es gab ein mindestens 50, 60 Jahre langes Schweigen darüber, und damit hat man heute wieder zu kämpfen» (Peter Ludwig, in den 1960er Jahren geboren).

«Also, ich selber als Kind hier in der Schule unterrichtete meine Lehrerin, die ich sehr gerne mochte, die mich auch sehr gerne mochte, die sagte dann plötzlich: «Die ~~Zigeuner~~ leben in Zelten. Oder in Wohnwagen.» Und ich meldete mich und sagte: «Nein, die leben nicht in Zelten und Wohnwagen. Sie haben Wohnwagen zum Fahren, das ist toll, das mögen die Deutschen auch. Aber sie haben feste Wohnungen und feste Häuser.» Das wollte sie mir nicht glauben» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* resümiert nach dem Gespräch über die allgemeine Präsenz von rassistischem Wissen bzw. dem Fehlen von Diversität im Unterrichtsstoff eine Gesprächspartnerin:

«Die Kinder hier in den Schulen haben kein gutes, vollständiges Wissen der deutschen Geschichte, sondern nur ein Wissen, das auf eine weiße Perspektive praktisch ausgerichtet ist – und das sie lückenhaft bekommen. Also, das ist eigentlich im Interesse der ganzen Gesellschaft, dass praktisch das Wissen, das weitergegeben wird, eben das vollständige Wissen ist und dass das Wissen eben auch alle mit einbezieht» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Unsere Gesprächspartner:innen machen nicht nur die Erfahrung der Ignoranz gegenüber der Verfolgungsgeschichte der Sinti:zze und Rom:nja im Unterrichtsstoff. Sie erlebten darüber hinaus auch die Vermittlung rassistischer Inhalte im Unterricht. Agnes Kraus beschreibt, wie sie in der Schule eine rassistische Geschichte über eine ~~Zigeunerin~~ im Unterricht mitanhören musste – und danach sofort als Sintizza mit der Figur in der Geschichte verknüpft und diskriminiert wurde:

«Ja, ein Mitschüler, die Lehrerin las eine Geschichte – ich war in einer Parallelklasse, weil ich zur Klassenreise nicht mitfuhr – nicht mitfahren sollte, meine Eltern hatten halt Angst –, und das war, glaub' ich, in der vierten oder fünften Klasse, und dann las die Lehrerin eine Geschichte vor von einer «~~Zigeunerin~~», die alle Attribute verkörperte, die ja angeblich die sogenannten ~~Zigeuner~~ verkörpern sollen. Sie war ungepflegt, sie war laut, sie war böse, sie war wild, sie war schmutzig etc. Und ich hörte das und war sehr verängstigt darüber und hatte Angst, dass ich nach dieser Geschichte jetzt auch 'ne Erfahrung mache mit meinen Mitschülern. Und es kam, wie es kommen musste, nach dem Unterricht kam ein Junge zu mir und schrie zu mir: «Du bist die schmutzige

~~Zigeunerin~~» – oder eigentlich hat er gesagt, «die dreckige ~~Zigeunerin~~ in der Geschichte». Und ich weiß nicht, woher die das wussten, dass ich Sinteza war» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

Auch Thomas Mayer beschreibt ein ähnliches Erlebnis, wie über Märchen in der Schule rassistisches Wissen über ~~Zigeuner~~ hineingetragen wurde, und wie er in der Kindheit als Sinto mit diesen Situationen umgehen musste:

«Trotzdem war das zu einer Zeit in den Fünfziger/Sechziger Jahren, wo man mit der Begrifflichkeit ~~Zigeuner~~ umgegangen ist, und in der Schule musste ich dann über Erzählungen, zum Beispiel in den Märchen, wo, damals sagte man ~~Zigeuner~~, was immer sehr negativ war, und ich von meinem Hintergrund wusste, von meinen Eltern, von meinen Großeltern, dass ich Sinti bin, es aber nie in der Schule gesagt habe, hatte ich immer ein schlechtes Gewissen. Und es war mir auch peinlich, wenn meine Mutter in die Schule kam, weil, sie hat – weil sie natürlich etwas dunkler war wie andere Mütter, sag' ich mal, und wir dann schon oftmals darauf angesprochen worden sind. Für mich war das immer sehr beschämend, weil ich mich immer in der Schule dann damit schuldig gefühlt hab', weil ich nie gesagt hab', dass ich Sinti bin, und ich musste dann ertragen, dass oftmals über die sogenannten ~~Zigeuner~~ sehr negativ in den Klassen gesprochen worden ist. Und wenn ich dann nach Hause gekommen bin, meine Mutter mich gefragt hat, wie war es in der Schule, ist was Besonderes vorgefallen oder so, hab' ich das immer geleugnet und habe meiner Mutter immer vorgespielt, dass alles okay wäre in der Schule» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

Der Sinto Peter Ludwig verdichtet in seiner Erzählung die historischen Auslassungen in der Schule, rassistisches Mobbing und fehlendes Einschreiten seitens der Schule gegen den Rassismus, den er Mitte der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre erfahren hat:

«Thematisiert wurde das von den Lehrern nicht, obwohl ich es damals schon angesprochen und mich beschwert habe, weil es ja zu Konflikten kam – und auch zu körperlichen Auseinandersetzungen damals, ich war ja allein in der Schule als Sinto, und ich habe dann damals auch dem Rektor gesagt, ich wurde als «dreckiger ~~Zigeuner~~» beschimpft und so weiter, man hat es nicht thematisieren wollen. [...] Auch im Geschichtsunterricht habe ich in der Zeit, als ich auf der Hauptschule war, das Thema Holocaust nicht durchgenommen. Also man hatte zwar durchgenommen: Zweiter Weltkrieg, man hat auch mal kurz von Juden gehört, aber auch nicht die Zahl, aber Sinti wurden nicht erwähnt, weil das war schon damals – und da rede ich jetzt schon

aus dem Anfang der 80er Jahre, das war auch noch meine Schulzeit, es wurde überhaupt nicht erwähnt! Eher wurde ... Eine Sache, die ich niemals vergessen werde, ist, als ich in der siebten, achten Klasse war, mein Klassenlehrer war jemand, der nach '45 geboren wurde, also Nachkriegsgeneration. Und die Schüler selbst, einige Schüler, männliche Schüler, hatten sich Namensschilder gestellt, und zwar stand drauf ‹Hitler›, ‹Goebbels›, ‹Goering›, ‹Speer› und so weiter, und diese Schilder standen da, und so benannten sich die Buben dadrin. Die Schilder standen gut zwei Wochen da, und der Lehrer thematisierte das nicht. Und nach zwei Wochen war es dann uninteressant, und dann waren die Schilder irgendwann weg. Und da hat man gesehen, dass dieses Thema gar nicht aufgegriffen wurde, man wollte sich damit gar nicht reflektieren, das war so meine Erinnerung, erstmal, so grob in der Schulzeit. Also eine massive – massive Diskriminierung, seit ich denken kann, als ‹Zigeuner›, wenn ich gesagt hab', ich bin Sinto, wollte man das gar nicht wissen, oder was das ist, sondern ich blieb einfach ‹der Zigeuner›, der dahingehend Klavier spielen konnte, und das blieb meine komplette Schulzeit so» (Peter Ludwig, in den 1960er Jahren geboren).

### 3.4.2.11 Kontinuitäten

Peter Ludwig beschreibt Kontinuitäten in der Täter:innengesellschaft:

«Der einzige Spruch war: ‹Nimmt das mal runter›, aber die Kinder haben das dann runtergenommen und dann in der nächsten Stunde war's wieder drauf. Und damals, zu dieser Zeit, auch in der Schule, also nationalistische Ideologie, das war immer noch völlige Normalität, auch Hakenkreuze in der Schule wurden jetzt nicht besonders geahndet, sag ich jetzt mal, das hat man nicht besonders thematisiert, hat man gesagt: ‹Wisch' das weg›, aber sonst nichts Großartiges, man hat es nicht thematisiert, zu der Zeit; ich bin ja Jahrgang '66, das waren ja meine Mitschüler und Umschüler auch, aber die erzählt haben: ‹Mein Vater war bei der SS.› – ‹Mein Opa war bei der SS.› Also das war damals schon sehr oft, dass das kam, dass die Großväter oder Väter auch bei der SS waren, und man das mit vollem Stolz gesagt hat. Daran kann ich mich gut erinnern» (Peter Ludwig, in den 1960er Jahren geboren).

«Man ist ja schon damals als vogelfrei erklärt worden. Das heißt, jeder konnte dich damals auf der offenen Straße zusammenschlagen, erschießen, wir waren nichts wert. Und das spiegelt sich heut noch wider in verschiedenen Situationen, wie zum Beispiel

Arbeit, Schule» (*Junge Sintizze – Neue Bundesländer*, in den 1980 und 1990er Jahren geboren).

«Das Merkwürdige war immer, dass, waren es Roma-Familien, auch wenn sie genauso lebten wie die Nicht-Roma-Familien, wurden sie dennoch durch verbale Diskriminierung beleidigt. Und das taucht eigentlich immer wieder auf. Durch die Freunde, die mein Vater dort hatte, war es ihm möglich, in der Schule gut arbeiten zu können. Die Kinder wurden unterschiedlich behandelt. Waren es Roma-Kinder aus bestimmten Stadtteilen, wo nicht die Dusche im Haus war, wo das Wasser ganz weit geholt werden musste, sie waren nicht jeden Tag so ordentlich gewaschen wie die Kinder, die eine Dusche im Haus hatten. Weil die erschwerten Familienverhältnisse zeigten, wie sie lebten. Auch wenn einer nur arbeiten war, und das ist eigentlich bei allen Gesellschaften so, wenn Menschen mit sehr wenig Geld auskommen müssen, und die häuslichen Umstände es nicht zulassen, dass man diese – sie waren hygienisch sauber, aber nicht jeden Tag konnten sie duschen und nicht jeden Tag konnten sie ihre Wäsche wechseln, und jeder, der Kinder hat, weiß, wie schnell Kinder sich schmutzig machen, und so kamen sie manchmal auch schmutzig zur Schule. Und es war gleichgültig, ob das Gadge waren oder Roma, es war bei beiden Kindern mit diesen wirtschaftlichen Verhältnissen gleich. Trotzdem wurden die Roma-Familien oder die Roma-Kinder als dreckig bezeichnet. Und die anderen wurden anders gesehen, den Familien wurde nahegelegt, sie sollten das dann mal waschen, aber sie wurden nicht als dreckig bezeichnet. So erlebte ich als Kind immer wieder diesen Rassismus, eine Behandlung, die unterschiedlicher nicht sein konnte. Und dieser Rassismus in dem früheren Jugoslawien, den hatte ich schon in mir selbst gespeichert» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

«Der tiefe Rassismus, deshalb sagen wir Gadge dazu – ist in den anderen Völkern so tiefreichend, dass sie gar nicht mehr mitbekommen, wie ungerecht sie werden, wie viel Rassismus eigentlich in ihnen seit tiefster Kindheit drin ist – und wie unmenschlich sie uns behandeln» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

«Ich war mit vielen Eltern, die in der Klasse meiner Tochter waren, vorher schon als Elternschaft in der Montessori-Schule, und in der Montessori-Schule waren wir sehr befreundet, das heißt, wir haben dann auch Ausflüge miteinander gemacht, wir haben Zeltlager miteinander, schöne Abende verbracht, sodass wir aneinander sehr gut kann-



ten, und auch die Kinder sich sehr untereinander kannten, und daher die tiefen Freundschaften auch innerhalb dieser Klasse, außerdem bin ich Erzieherin bei der Stadt [Stadtname] seit Jahren, und da waren sehr viele Hortkinder, die bei mir großgeworden sind, die kenne ich von unserer Kindertagesstätte schon als Baby an, und die sind dann im achten Schuljahr immer noch am Hort bei mir gewesen, und deren Eltern kannten mich auch so viele Jahre, sodass da ein fester Zusammenhalt war. Die – wir kannten uns sehr gut. Sie wussten auch, dass wir Roma sind.» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

### 3.4.2.12 Intersektionale Diskriminierung

Unsere Gesprächspartnerinnen der Gruppe *Romani Schülerinnen* berichten über ihre Erfahrungen am Schnittpunkt von Rassismus und Sexismus:

«In der Sportstunde schäme ich mich. Dass ich mit einem – also, kurzen Shirt rein-gehe, weil alle gucken auf deinen Körper – und manche Jungs schlagen mich auch.»

«Nackenschelle? Rücken? Po? Boxen? Auf deinen Po?»

«Ja, unser Arsch, weil die denken, wir sind nicht solche, die sich Sorgen machen.»

«Ja, die denken, dass wir... Ja...»

«Also, mir ist das so passiert, ich war einmal, als ich zur neuen Schule gegangen bin, war ich so ein' Monat, und da kam ein Junge und hat mich an den Arsch geschlagen. Und dann hat er auch Schläge bekommen. Und da hab' ich Ärger gekriegt.»

«Was hat der Sportlehrer gesagt, kannst du das erklären?»

«Also, der meinte, das ist nichts, ich soll mir keine Sorgen machen. Aber ich meinte, ich mag das nicht, ich bin ein Mädchen und ich – also: Man fühlt sich nicht gut, man fühlt sich so wie – sozusagen eine Schlampe. Und deswegen gehe ich immer mit langem Shirt in die Sporthalle» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

«Und die Ausländer sagen, dass wir halt Zigeuner oder so rumänische Mädchen Schlampen sind, wir wollen ja nur Geld und so von Männern und so, und ich meinte, ein Lehrer hat mich gefragt, ob wir ja Jungfrau sein müssen, und ich hab' beantwortet, dass wir Jungfrau sein müssen, bis wir heiraten, und die meinten, nein, dass ich keine

mehr bin und so, und ich hab' einfach nichts gesagt» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Romnja-Schüler:innen* wird der Umgang mit kopftuchtragenden Mädchen in der Schule beschrieben:

«Mädchen mit Kopftuch werden auch...»

«... gemobbt...»

«... gemobbt, weil, die Deutschen ziehen einfach das Tuch aus, und das ist nicht gut, weil, die fangen an zu weinen, weil, das ist ihre Religion, sie muss das tragen, aber auch in der Schule sagen auch manche Lehrer, trage dieses Kopftuch nicht, du bist in Deutschland, und da hatte ich eine Freundin, wo sie geweint hat, wirklich viel geweint hat, und hat sich geschämt, hat dann ihre Haare geschnitten» (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

### **3.4.2.13 Eingeschränkter Zugang zur Bildung nach der Abschiebung aus Deutschland**

«Unsere Kinder werden nicht richtig beschult, ich hatte meinen Sohn hier in einem Kindergarten angemeldet, er war dort vielleicht zwei Wochen hingegangen, ich musste aufhören, ich habe ihm halt nicht mehr erlaubt, dort hinzugehen, weil, da wird nichts gelernt, die Kinder schlagen sich dort, die bringen Schimpfwörter bei und solche Sachen, die nicht in Ordnung sind, er ist fünf und kann noch nicht mal eins bis fünf schreiben, er kann sagen auf Deutsch, aber nicht auf Jugoslawisch, bringt ihm leider keiner bei, ich habe leider keine Zeit, bin den ganzen Tag mit dem Haushalt, mit der Kleinen, muss halt gucken, saubermachen, alles machen, kann ihm das nicht bringen, was ich normalerweise in seinem Alter schon konnte, meinen Namen schreiben, zählen – und auch sogar schreiben, die Nummern, das kann er heute alles nicht, und, wie gesagt, meine große Sorge ist, dass meine Kinder beschult werden. Das ist meine größte Sorge, die Schule hat viel zu sagen, ich wünsche es mir sehr» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

### 3.4.3 Rassismuserfahrungen in der akademischen Bildung (-arbeit)

Im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* diskutieren die Gesprächspartnerinnen das Problem ihrer Sichtbarkeit als Rom:nja bzw. Sinti:zze im akademischen Bereich bzw. der Wissensproduktion und die damit einhergehende Diskriminierung:

«Ich hab’ ein Buch kritisiert, ich habe es rein wissenschaftlich kritisiert. Mit meinen Kompetenzen. Und auch aus meinem Bereich. Und die Kritik war wirklich, und die ist ja auch durch mehrere Instanzen gegangen und wurde angenommen, und die war rein wissenschaftlich. Was bekomme ich vom Autor zurück? Eine Gegenrede, oder im Grunde eine Denunziation meiner Person als nicht-wissenschaftlich, als betroffen, befangen, weil: angeblich in Kontroversen verwickelt, aber Kolleg:innen haben’s auch so gelesen, wegen meiner Zugehörigkeit, das hat er aber so direkt nicht reingeschrieben. Und dann werden mir sachliche Fehler unterstellt, also die wirklich nicht stimmen, und am Ende heißt es noch, ich würde seinen Ruf schädigen. Und das schreibt dieser Typ an die Redaktion der Zeitschrift, die meine Rezension veröffentlicht hat, und ich weiß intern, dass das auch in anderen Kreisen übrigens noch weiter geht. Also, er antwortet nicht wissenschaftlich, sondern unter der Gürtellinie, persönlich. Und macht im Grunde einen totalen Aufstand und hält es eigentlich nicht aus, dass ich ihn kritisiere, obwohl das eben ganz normal ist, und meine Kolleg:innen aus dem wissenschaftlichen Bereich, in dem ich arbeite, ich hab’ vielen die Rezensionen gegeben, um zu sehen – ich wollte vor allen Dingen auch nicht übertreiben, es sollte wirklich gut, sachlich, fundiert und so weiter sein, haben alle gesagt, das ist okay, das ist auch nicht zu scharf. Aber: Trotzdem schafft der Autor das nicht, sich mit mir auf eine Ebene zu begeben, und einen ganz normalen wissenschaftlichen Disput zu führen, der in der Wissenschaft absolut gängig ist, das ist ganz normaler Alltag, so läuft das. Also, so geht das – also das ist *business as usual*. Aber nein, er denunziert mich» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

«Vielleicht kennt ihr noch diesen Aufsatz [Aufsatztitel], da hab’ ich nicht eine persönliche Sache gesagt – gar nichts über mich persönlich. Dieser Aufsatz wird empfohlen von ‘nem weißen linken Antiziganismus-Spezialisten, und der beschreibt dann unter meinen Namen, nennt diesen Aufsatz, und sagt, die Autorin verhandelt biografische Blablabla und so weiter – also sagt, dass ich biografisch irgendeine Verhandlung mache in diesem Aufsatz. Da steht nichts über mich drin, gar nichts. Es ist eine komplette Zuschreibung!» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

«Das heißt, die sehen dich gar nicht. Du kannst ja reden, wie du willst, du kannst ja sagen, ich bin das und ich bin jenes, aber in dem Moment, wo du sichtbar wirst, verändert sich eben der Raum auch dahingehend, dass sie anders hören. Du schreibst eine Sache – alle Menschen missverstehen sich ja immer, aber es ist in dem Fall ein extrem einseitiges, anderes Hören, nämlich *du* bist subjektiv, *du* bist persönlich, *du* bist dieses, *du* bist jenes, eigentlich hast *du* kein Recht, über deine Erfahrungen zu sprechen auf ‘ner analytischen Ebene» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

«Genau die Machtfragen, das war vorhin, hab’ ich auch nochmal daran gedacht, das find’ ich auch, die ist ja auch gestellt, wenn’s um Wissen geht. Also, das ist ja immer die Frage: Wer hat die Macht über das Wissen – dazu geht’s ja auch, und da ist auch noch so ‘n schönes Beispiel, wir hatten ja diese Arbeitsgruppe [Titel der Arbeitsgruppe], die nur aus Angehörigen von Sinti- und Roma-Communitys bestand und die dann bestimmte Empfehlungen entwickelt hat. Und das wird zum Beispiel von der Person, die auch jetzt mich angreift, und das ist wahrscheinlich kein Zufall, auch angegriffen. Permanent, das schreibt der jetzt überall, der greift das an. Aber er ist ja nicht allein, und der ist bekannt, der hat ein gewisses Standing. Er behauptet, die Arbeitsgruppe würde sagen, sie möchte, dass die Forschungen nur noch von Sinti und Roma selbst ausgeführt werden, was ja gar nicht stimmt, es geht darum, das in verantwortlichen Positionen und in maßgeblichen Positionen, wenn es um die Wissensproduktion geht, Sinti und Roma gleichberechtigt da sind – oder eben natürlich auch führend» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

«Er trägt bei zur Marginalisierung von den wenigen Wissenschaftler:innen aus der Community – und tut so, als ob sie das selber machen würden – abgefahren» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Eine Gesprächspartnerin im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen*, die in der politischen Bildungsarbeit tätig ist, schildert ihre Perspektive auf die akademischen Auseinandersetzungen mit Rom:nja-bezogenen und intersektionalen Themen:

«Und sie tun auch so, als ob sie gar keine Macht hätten und immer die Opfer sind, die nicht forschen dürfen, es ist eigentlich ‘ne totale Aneignung, oft, wenn ich in Workshops war und mit Menschen, auch mit Erwachsenen, die Rassismus erfahren [...] und die im Prozess des Erkennens waren – da kommt immer der Punkt, erkennen sie es, oder gehen sie dann zurück? Da ist ja immer diese Stelle, und dann sag’ ich immer:

«Guck mal, du kannst das einfach für dich selber testen, das mach' ich bei mir selber auch manchmal, indem du praktisch einfach die gleiche Situation hast und einfach die Personen ersetzt. Und wenn es rassistisch oder sexistisch ist, dann merkst du's ganz schnell, weil, wenn du dann 'ne andere Gruppe nimmst, anstatt einer Frau, setzt du einen Mann ein, erlebt der das auch so, oder 'ne Romni hat das-und-das erlebt, wäre das jetzt 'ne blonde Bettina, wäre das jetzt irgendwie komisch – und dann merkt man ganz schnell, ob das so ist oder nicht so ist.» Und wenn du das jetzt praktisch übersetzt in diese Forschung, und das ist nur diese Forschung, egal ob sie mit Z oder mit Ts am Anfang geschrieben wird, das ist im Endeffekt dasselbe, das sind Tsiganologen des 21. Jahrhunderts. Das ist vielleicht für manche krass, aber für mich sind sie das, weil sie bereichern sich an den ungleichen Verhältnissen, an der rassistischen Struktur, die Leute, die ganze Zeit unterdrückt und teilweise sogar bedroht, ihre Existenz sogar bedroht, manche Menschen sogar tödlich, es geht sogar um ihr Leben, vielleicht nicht für uns, die wir hier so gemütlich sitzen, aber für andere schon. Und die bereichern sich daran, dass sie es praktisch für ihre Forschung und ihre Promotion und dann Habilitation und was für 'ne -tion noch nutzbar machen, aber – das schmieren sie auf ihr Brot jeden Tag. Damit gehen sie einkaufen! Es ging ja auch mal um Schwarze Menschen und den *Black Studies* – gab es ja mal hier in [Stadtname], genau, wo dann ganz schnell – schnell war's nicht, aber – es war zumindest 'ne Bewegung da, bis es dann soweit war, hat's gedauert, aber es war 'ne Bewegung dann irgendwie da und ein Aufschrei, der dann Konsequenzen hatte, *Black Studies* da gab es einen Lehrstuhl in [Stadtname], und da waren nur weiße Leute» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Ricardo Montoya setzt sich mit den (exotisierenden) identitätspolitischen Zuschreibungen auseinander, die ihm einerseits Räume in der Akademie eröffneten, zu denen er andernfalls keinen Zugang hätte, und die andererseits auf dieser Basis keine Sicherheit bieten und sein Wirken einschränken:

«That's interesting. I started to work as a co-director of the [Name des Instituts]. The department of history and it was a terribly lucky thing. The truth is, I didn't have any of the qualifications that people would expect for such a job. I never studied, I quit school when I was twelve years old. That is the truth, again, when I was talking before my non-Roma children friends so to say or colleagues, showing me around, showing how great this no-Roma guy is and I was like do you trick that was some smart words and prove them that you are Roma and is like a zoo, this is a woman with the body of

a mermaid or the body of a lion, so is the same. And if you are Roma and if you are able to say hello my name is ... people are like: Wow, you are amazing! So I had all my life this kind of exotic thing, but I don't know, I was in a sense of very lucky and to be able to be given this opportunity to work in the university of [Name der Stadt] and it was a very rewarding work for some time, it was exciting but then, on the other side, I figured out you cannot change the world ten, twenty persons a year. It was not what I wanted to do, because I wanted to change the world. Education is a very slow way to change the world. Then on the other side the same thing, the same exotization that helped you to be embraced it can be very quickly torn against you. Because if you are in that place, just because you are Roma and smart at the same time, that is giving you the capacities to be in a place that all Romani people could not enter, it also makes you incredibly vulnerable to all kinds of questions, disconnections, so, yeah» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

«And then of course the job was fantastic, but a thing was just a three-month job a year. What is the future there? Where are you going to jump then? Yeah, you might be at an exotic place for Romani people, but there is no way you can progress over there. Because, yes you can access, let's put in to example, I don't know I could give you many examples. Camaron is an example, you know Camaron, Spanish Roma doing these extraordinary things. He was that exotic Romani that says, first he was bought that's when he got the name Camaron, he was a extraordinary singer, an orthodox education. So, all non-Romani flamenco lovers at a sense would say, hey look Camaron, you know it's the stereotype of an educated Gypsy that is able to do incredible things. Nevertheless, this helped him to arrive to a position at 31, but made him also unable to escape this position. And I think one of the reasons, apart of my health problems, that I am not thinking much to work in the academic world, is that I don't want to be in the position of the Roma posture child for the rest of my life. And then end up with absolutely nothing. This is a having food for today and having this some kind of irregular status of some kind of an exotic animal, but tomorrow there is no career there. There is nothing you can build. In this sense» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Die Gesprächspartnerin im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* beschreibt das unsichtbare Zusammenwirken der Institutionen und die Allgegenwärtigkeit von Zuschreibungen an andere, die sie als Beobachterin, aber auch als markierte Person erlebt hat. Dieses Zitat ist eine Antwort auf die Gesprächspartnerin, die zuvor beschrieben hat, wie in der Schule ihrer Kinder

Multikulturalität über Essen vermittelt wird und wie ihre deutschen Kinder, die ebenso wie sie selbst in Deutschland geboren sind, mit Essen aus «ihrer Kultur» aufwarten sollen:

«[U]nd bei den Schulen ist es ja auch so, dass sie dann zum Beispiel jetzt die Schule meiner Tochter, als jetzt Sommerfest war, hieß es dann – ja, wir machen – an der Schule sind schätzungsweise 85 Prozent Schüler:innen of Color – also, wir, ja, wir machen internationales Café, die Leute sollen was mitbringen, was so Spezialitäten sind, ihre Heimat und so –, und damit denken die Leute auch, da haben sie was total Tolles gemacht, also da können ‘se ‘n Haken machen bei *things to do*. Für Interkulturalität, für 2019 haben sie es erledigt, damit muss man jetzt nichts mehr machen, jetzt haben die irgendwie KİSİR mitgebracht, die anderen bringen was-weiß-ich-was mit, und dann ist alles super» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

### **3.5 Rassismuserfahrungen in Behörden**

Zum Kontext Rassismuserfahrungen in Behörden haben wir gemeinsam mit den Bereichen Bildung und Alltag die meisten Aussagen unserer Gesprächspartner:innen zu Rassismuserfahrungen erhalten. Viele Aussagen haben sich wiederholt, da ähnliche Erfahrungen bei Behörden bzw. durch Behörden gemacht werden. Im folgenden Kapitel werden in Einzelgesprächen 5 Rom:nja und 5 Rom:nja-Gesprächspartner:innen, 3 Sinti:zze und 3 Sinti:zze-Gesprächspartner:innen sowie Aussagen aus 6 Gruppengesprächen in einer Altersspanne zwischen 16–60 Jahren zitiert.

Unsere Gesprächspartner:innen thematisieren zum einen allgemein ihre Erfahrungen in und mit Behörden; zum anderen beziehen sie sich auf spezifische Behörden wie Jobcenter, Ausländerbehörde sowie auf Polizei, Justiz und Gerichte.

#### **3.5.1 Behörden allgemein**

Die Gesprächspartner:innen beschreiben, dass die allgemeine Unfreundlichkeit bei Behördenbesuchen zunimmt, sobald ihre Zugehörigkeit zur Minderheit bekannt wird. Manche fragen sich, ob sie sich hätten schützen können, indem sie ihre Zugehörigkeit verheimlichen, fühlen sich damit aber auch nicht wohl. Einige führen die Diskriminierung auf historisch tradierte

Stereotype und die mangelnde Auseinandersetzung damit zurück. Reflektierend stellt der Gesprächspartner Marko Joksimović fest, dass er sehr viel Lebenszeit verloren habe durch Behördenangelegenheiten. Thomas Mayer und eine Teilnehmerin aus dem Gruppenchat *Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen* führen zu allgemein despektierlichem Umgang in Behörden aus:

«Aber das Gefühl im Umgang mit Behörden, diese Art und Weise, mit Menschen zu kommunizieren, [...] ob das jetzt Arbeitsamt oder Bürgermeisteramt war, dass man immer etwas despektierlicher war, wenn wahrgenommen wurde, dass man Sinto ist» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

«Mangelnde Aufklärung und unzureichende institutionelle Entnazifizierung sind auch Ursachen. Die Leute haben teilweise echt noch die Vorurteile aus dem Mittelalter» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

«Ich musste immer jemandem erklären, was ich mache, wo ich es mache, und jetzt sage ich, ich habe zehn beste Jahre in meinem Leben verloren für Erklärungen, für Dummheiten, für Bürokratie, für etwas, was niemand wissen will» (Marko Joksimović, in den 1960er Jahren geboren).

Die behördlichen Anforderungen stellen für viele Familien fast unüberwindliche Hürden dar. Anstelle von Verständnis und Unterstützung erfahren sie Beleidigungen von Sachbearbeiter:innen:

«Wenn wir zum Jobcenter gehen, verlangen sie viele Unterlagen von uns, und wenn sie sehen, dass wir die Unterlagen nicht haben, schicken sie uns nach Rumänien zurück. Damit man nach Rumänien fährt, braucht man viel Geld. Um dort hinzufahren und zurückzukommen, um die Dokumente ausstellen zu lassen. Weißt du, wie viele Dokumente das sind? Und am Ende lehnen sie es wieder ab. Es ist sehr schwierig in Deutschland. Es ist ein großer Rassismus. Wenn die Gadge-Frauen uns mit den Kindern sehen, beschimpfen sie uns als *Zigeuner*. Besonders wenn sie sehen, dass wir Röcke tragen. Es ist für uns Roma-Frauen noch schwerer. Sie sehen uns als anders an» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).

In einem Einzelgespräch berichtet Peter Ludwig von einer offen rassistisch begründeten Ablehnung eines Bauantrags durch den Gemeinderat:

«Ich hab' ein Haus gekauft letztes Jahr, und in diesem Haus möchte ich ein Zimmer anbauen. Und wie man das so machen muss, macht man einen Bauantrag. Und diesen



Bauantrag habe ich bei meiner Gemeinde eingegeben, und der war völlig korrekt auch gewesen, und ja – jetzt hörte man ein, zwei, drei, vier Monate nichts mehr. Na ja, ich hab’ dann auch mal gedacht, na ja, gut, vielleicht werde ich jetzt bald mal nachfragen. Ja, dann bekam ich nach fünf Monaten, sechs Monaten, einen Anruf von einem Bürger aus meiner Gemeinde, der im Gemeinderat sitzt und mir gesagt hat, ich muss dir leider etwas sagen, du hast ja einen Bauantrag eingebracht hier, für dein Haus, das ist ja soweit alles in Ordnung, aber im Gemeinderat, da sitzen auch Bürger, die gesagt haben, «Ah, der Herr [Name], das ist doch ein Sinto. Der würde bestimmt in diesem Haus ein Auffanglager für Sinti und Roma machen. Oder ein Bordell.» Und aufgrund dessen hat sich dann der Gemeinderat gegen den Bauantrag ausgesprochen und abgestimmt, aufgrund dieser rassistischen Äußerungen. Und das war einigen von den Gemeinderäten sehr peinlich, unter anderem auch dem Bürgermeister sehr peinlich» (Peter Ludwig, in den 1960er Jahren geboren).

### 3.5.2 Jobcenter

#### **Antragstellung**

Anträge werden zum Teil nicht angenommen, wenn die einreichende Person nicht über (genügend) Deutschkenntnisse verfügt, selbst wenn der Antrag auf Deutsch ausgefüllt ist und ein:e Dolmetscher:in mitgebracht wird:

«Die schicken uns gleich weg. Sie unterstützen uns nicht. Wenn ich allein hingehen würde, sie würden nicht mit mir sprechen. [...] Wir brauchen jemanden zum Dolmetschen, wir müssen jemanden mitnehmen, der gut Deutsch spricht. Mein Mann ist mit einem Mädchen zum Jobcenter gegangen, um die Unterlagen abzugeben. Sie haben ihn nicht beraten, obwohl sie die Akten sich ansehen sollten, wollten sie nicht» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Fehlende professionelle Übersetzungen bzw. Mehrsprachigkeit der Behördenmitarbeiter:innen führen zu Informationslücken und Stress bei Kund:innen und ihren Familien. Ekaterina Markovska bemängelt die Unfreundlichkeit gegenüber Menschen, die sich nicht auf Deutsch verständigen können:

«Dort ist es am schwersten. Du wartest sehr lange. Es gibt viele Leute. Dann gehen wir zum Schalter. Wir können kein Deutsch sprechen. Sie sagen dir zwei Wörter. Wir

verstehen nicht. Sie lassen dich einfach so. Du musst dir beim nächsten Mal einen Dolmetscher mitbringen, damit die für uns auf Deutsch übersetzen. Ich spreche kein Deutsch. Ich verstehe nur ein bisschen» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).

«Meine Oma hat sehr viele Probleme auch damit gehabt, weil sie auch nicht so gut Deutsch gesprochen hat, und wenn man dann mit denen zur Behörde oder so gegangen ist, mein Onkel ist dann immer mitgegangen, der zweitjüngste, und musste dann immer übersetzen, und für die war das total nervig, so, dass sie viel nicht verstanden hat und dass die Leute dann auch direkt quasi einen abstempeln, weil in [Stadt], da ist das auch wieder 'n bisschen anders als hier bei uns. Die Leute sind da 'n bisschen – ich weiß nicht, ob ich das so sagen darf, aber – nazihaft, so. Waren auf jeden Fall ganz, ganz schlimm» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).

Drei Gesprächspartner:innen berichten, dass Leistungskürzungen sowie die schleppende Bearbeitung ihrer Anträge zu existenziellen Problemen anstatt zur Existenzsicherung führen. Die Sicherung des Wohnraums, aber auch des Lebensunterhalts ist durch die Untätigkeit und die Sanktionen der Behörde gefährdet. Auch führt die langsame Bearbeitung eines Antrags durch eine Behörde zu Leistungsverweigerungen durch eine andere Behörde:

«Ja, Gott sei Dank haben wir eine Wohnung gefunden. Aber jetzt haben sie uns die Leistungen vom Jobcenter gekürzt. Mein Mann arbeitet, und davon leben wir. Wir bekommen auch Kindergeld und davon leben wir. Fünf Jahre haben wir eine Wohnung gesucht. Sobald wir in dem Hostel in diesem Zimmer angekommen sind, haben wir angefangen eine richtige Wohnung zu suchen. [...] Das Problem ist, dass das Jobcenter uns keine Leistungen gibt, und es möchte uns nicht die Miete bezahlen. Deswegen bezahlen wir die Miete von dem Kindergeld. Weil, wenn wir das nicht machen, werden sie uns auf die Straße schmeißen» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Eingereichte Dokumente sind in der Behörde unauffindbar – mit der Folge, dass das Jobcenter die Leistungen kürzt. Nach erneuter Beantragung erhält die Familie drei Monate später die Leistungen rückwirkend. Sie musste sich finanziell beschränken und das Kindergeld für die Miete nutzen, um nicht wegen Mietrückständen die Wohnung zu verlieren. Besonders problematisch wird die Situation, wenn verschiedene Behörden ihren jeweils eigenen Rhythmus und ihre Anforderungen und Bedingungen geltend machen, die sich aber zum Teil widersprechen:

«Das Jobcenter zum Beispiel. Also ich bin ja dadurch, dass ich jetzt wieder ein kleines Baby hab', bin ich ja in Mutterschutz, und da kommt es auch oft vor, dass, wenn, ich weiß nicht, so vielleicht mal die Verlängerung von dem Aufenthalt oder von den Kindern oder irgendwie sowas, wenn das dann fehlt, dann bekommt man sofort 'ne Sanktion, also man kriegt dann das Geld nicht rechtzeitig, dann kriegt man immer so irgendwie zehn Prozent, dreißig und fünfzig irgendwie so – und irgendwann, wenn du dann immer noch nichts hast, dann kriegst du komplett das Geld nicht von denen, und das liegt halt daran, weil du so'n, entweder 'ne Fiktionsbescheinigung hast, oder 'n Aufenthalt, der muss ja – bis man diesen Aufenthalt auch verlängert, ich hab' zum Beispiel jetzt den von den Kindern, der war gültig bis Juli, den hab' ich abgegeben zur Verlängerung, die sagen immer, die haben drei bis sechs Monate oder so, haben die dann Zeit für diese Verlängerung, die Bearbeitungszeit, und das ist wirklich schon so lange her, und da ist immer noch nichts, also die haben da immer noch nichts gemacht, jetzt hab' ich vor Kurzem 'n Brief bekommen, die wollen halt jetzt nochmal wissen, was mit den Pässen ist, wegen [Name] jetzt, weil er braucht ja jetzt auch 'n Pass, und die wollen halt wissen, wie weit wir sind, und wie das jetzt aussieht mit den Pässen. Und was mit dem Vater ist und alles sowas, also das ist auf jeden Fall total nervig, weil das ist immer wieder das gleiche. Also, ob das jetzt das Jobcenter ist, oder das Ausländeramt, egal was, es ist – man kommt da nicht wirklich weiter, so. Ist immer das gleiche» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).

Wenn mehrere Bedingungen an die Leistungsgewährung oder den Aufenthaltstitel gestellt werden, sie aber nicht gleichzeitig (Sprachkurs und Erwerbsarbeit) oder nur in Abhängigkeit voneinander (Kitaplatz und Kurs oder Arbeit) erbracht werden können, kann ein Teufelskreis entstehen:

«Ich kann nicht gut Deutsch sprechen. Ich bin zum Deutschkurs gegangen. Dann habe ich einen Brief bekommen, dass ich in diesen fünf Jahren nicht gearbeitet habe. Ich konnte nicht arbeiten, weil meine Tochter klein war. Als meine Tochter angefangen hat, die Kita zu besuchen, konnte ich zum Deutschkurs gehen, und jetzt habe ich einen kleinen Sohn. Jetzt kann ich nicht hingehen. Ich muss auf ihn aufpassen. [...] Ich konnte nicht gleichzeitig arbeiten und einen Deutschkurs besuchen. Entweder Schule oder Arbeit. Wenn ich zum Deutschkurs gehe, kann ich nicht arbeiten gehen. Ich hab' meinen Deutschkurs regelmäßig besucht. [...] Ich kann nicht alleine eine Arbeit suchen, weil ich kein Deutsch spreche, und ich kann nicht schreiben und lesen. Und ich

kann nicht mit den Deutschen sprechen. Wie soll ich mit ihnen sprechen? Romanes?»  
(Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Problematisch wird es auch, wenn Behörden kulturelle Normen nicht anerkennen. Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* berichtet eine Teilnehmerin, dass sie ein bestimmtes Jobangebot und eine spezifische Sachleistung aus kulturellen Gründen nicht annehmen konnte und der Sachbearbeiterin die Gründe erklärte, woraufhin diese erwiderte:

«Ja, werden Sie denn auch von Ihren Sitten ernährt?» Dann wird halt gestrichen. [...] Da sagen die auch: «Nee, dann kriegst du eben gar nichts» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

### **Ablehnung von Anträgen**

Im Einzelgespräch berichtet Daniela Dumitru, dass ihre Anträge wiederholt negativ beschieden wurden, weil der Familienstand von den Behörden nicht anerkannt wird oder Unterlagen aus ihrem Herkunftsland fehlen, deren Beschaffung mit unerschwinglichen Reisen verbunden ist, da sie keine Leistungen erhält. Es entstehen Wohn- und Lebenssituationen, die unterhalb des Existenzminimums und jenseits der Menschenwürde liegen. Auch bekannten Familien ging es ähnlich.

«Ich musste bei meiner Mutter zwei Jahre lang wohnen mit meiner Tochter. Deswegen ging ich zum Jobcenter und habe einen Antrag gestellt, aber sie haben mich abgelehnt. Ich bekam keinen Platz im Wohnheim. [...] Hier beim Jobcenter sind alle Nazis. Man kann keine netten Leute im Jobcenter finden, die einfach deine Dokumente nehmen und bearbeiten. Ich habe einen Antrag im Jobcenter gestellt und sie haben mich abgelehnt, weil sie gesagt haben, ich muss fünf Jahre in Deutschland sein. Ich war in der Zeit im vierten Jahr in Deutschland. Ich habe fünf Monate gearbeitet. Sie haben aber gesagt, dass ich sechs Monate arbeiten muss. Es fehlte mir nur ein Monat und das war in der Zeit, in der ich schwanger war und mein Kind bekommen habe. Deswegen haben sie mich abgelehnt. Es ist sehr schwer. [...] Ich bekomme gar nichts. Wir haben Kindergeld durch meinen Mann, der arbeitet, und wir leben davon. Die [Jobcenter] verlangen von uns viele Unterlagen. Sie schicken uns nach Rumänien, um zu heiraten und einen Pass dort ausstellen zu lassen [wahrscheinlich den der Tochter]. In Rumänien heiraten, die Unterlagen bekommen und hier wieder einen Antrag stellen. Wir müssen leider warten, weil wir zurzeit kein Geld haben [um nach Rumänien

zu fahren]. [...] Nach einer Weile hat mich mein Vater unter der Adresse angemeldet. Und eine Person hat mich unterstützt, eine Geburtsurkunde ausstellen zu lassen. Dann habe ich auch Kindergeld und Elterngeld beantragt, damit ich meine Tochter versorgen kann. [...] Sie haben Leute aus Rumänien zurückgeschickt. Sie kamen, um sie mit dem Auto abzuholen, aber sie sind weggerannt. Sie haben ihre Häuser gelassen, haben ihre Kinder genommen und sind nach Rumänien weggegangen. Sie waren zehn Jahre hier. Hatten Arbeit hier. Die Kinder sind zur Schule gegangen. Sie hatten alles. Trotzdem wollte das Jobcenter sie nicht unterstützen und sie wurden nach Hause geschickt. [...] Ja, sie wurden danach abgeschoben. Die Leistungen wurden ihnen gekürzt. Die Mittel wurden nicht mehr bezahlt. Und sie haben gar keine Unterstützung mehr bekommen» (Daniela Dumitru, in den 2000er Jahren geboren).

Auch eine Sozialarbeiterin ist häufig damit konfrontiert, dass die Anträge ihrer Klient:innen abgelehnt werden, weil die behördlichen Anforderungen realitätsfern sind und die Sachbearbeiter:innen nicht zu Gunsten von Rom:nja entscheiden. Im Gruppengespräch *Romani Selbstorganisationen* berichtet sie:

«Die Ämter stecken dich auch in eine Schublade: «Du bist kein Deutscher.»»

«Es ist ein Teufelskreislauf, aus dem die Menschen nicht rauskommen können. Sie sind zwar jetzt explizit die EU-Bürger aus Rumänien, Bulgarien, sie sind in Führungsstrichen «privilegiert» als EU-Bürger. Aber im Endeffekt haben sie nichts, wenn sie herkommen. Nichts. Weil, sie kommen her, und haben nichts, können nicht die Sprache. Um die Sprache zu lernen, brauchen sie einen Deutschkurs, einen Sprachkurs. Um den zu bezahlen, brauchen sie einen Job. Um einen Job zu finden, müssen sie aber Deutsch können. Um diesen Sprachkurs irgendwie anders zu bezahlen, durch die Ämter, müssen sie in den Leistungsbezug kommen. In den Leistungsbezug kommen sie aber nicht, wenn sie keinen Job haben. Also ist das ein Teufelskreislauf. Es ist ein Teufelskreis, eine Wohnung zu finden. [...] Oft kommen sie mit den Unterlagen zu den Mitarbeitern [Sozialarbeiter:innen] und die Mitarbeiter sehen sich dann den Fall an und sehen: «Das ist nicht rechtens. Das ist nicht rechtens. Das darf eigentlich nicht passieren»» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

### 3.5.3 Ausländerbehörde und BAMF

#### Unsicherer Aufenthaltsstatus

Ekaterina Markovska ist 1991 im Alter von vier Monaten aus Serbien nach Deutschland gekommen und seitdem nicht mehr dort gewesen. Sie hatte von Beginn an verschiedene unsichere Aufenthaltstitel (Duldung, Fiktionsbescheinigung, auf zwei Jahre befristet u. ä.). Bis auf den jüngsten Sohn, der nach der Novellierung des Staatsangehörigkeitsrechts im Jahr 2000 geboren wurde, haben auch ihre Kinder, die hier geboren und aufgewachsen sind, noch nicht einmal einen unbefristeten Aufenthalt.

«Also, ich finde auch, dass das total unfair ist dadurch, dass ich so lange hier in Deutschland bin und ich auch wirklich keine Strafen oder irgendwie sowas, ich hab' nichts in Deutschland irgendwie Schlimmes getan, und wenn ich dann manchmal so überlege, dass ich immer noch keinen deutschen Pass oder überhaupt 'n Unbefristet oder so bekomme, das ist schon – das kränkt einen auf jeden Fall. Weil, ich kenn' ja Serbien nicht, ich bin seit 28 Jahren hier, bin auch nie da gewesen, auch nicht Urlaub oder sonst irgendwas, und das sind dann manchmal so Sachen, wo ich mir denke, das ist total unfair, aber ist halt so» (Ekaterina Markovska, in den 1990er Jahren geboren).

Eine Person im Gruppengespräch *Romani Selbstorganisationen* erfüllt die Bedingungen für eine Niederlassungserlaubnis und hat mit Hilfe ihres Sachbearbeiters die nötigen Unterlagen zusammengestellt. Als sie den Antrag stellen will, ist eine andere Sachbearbeiterin für sie zuständig, die ihren Antrag ablehnt. Die Person muss eine Anwältin einschalten und überlegt bereits, als nächstes den Vorgesetzten und die Presse einzuschalten, um ihr Recht zu erhalten.

«Ja, es war eigentlich alles klar mit dem Sachbearbeiter, und dann hat sich eine Frau, die bekannt ist in [Stadt], die eigentlich relativ wenig das Recht der Menschen kennt sozusagen, am besten will sie alle abschieben so ungefähr, und die ist jetzt meine Sachbearbeiterin. Ich bin da hingegangen und hab' auch explizit gesagt, bitte, Herr [Name], schauen Sie mal, dass es keine Kommunikationsprobleme mit Frau [Name] gibt, weil, man weiß, dass sie bekannt ist, und genau das ist jetzt passiert. Sie ist der Meinung, dass ich – 2015 war ich volljährig und deswegen würd' das irgendwie nicht gehen. Ich müsste minderjährig sein, damit das geh'n soll, was für mich völliger Quatsch ist, weil von den Paragrafen her steht da nichts, so, und ich hab' jetzt überlegt, wie soll ich darauf reagieren, ich hab' jetzt zuerst mal 'n schriftlichen Antrag gestellt, ich wart' jetzt auf 'ne Antwort von denen, und sobald ich 'ne Antwort habe, die

Anwältin ist eingeschaltet, die – ja, dann will ich weitere Maßnahmen angehen, also in den Zeitungen, als auch derjenige, der über sie ist und so, also die ganze Bandbreite von Möglichkeiten, was man so machen kann» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Rom:nja und Sinti:zze transgenerational* beschreibt ein Gesprächspartner seine langjährigen Erfahrungen mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge:

«Ein großes Problem ist das BAMF, wenn Eheleute nicht verheiratet sind nach Standesamt, werden sie getrennt, sie werden in Lagern untergebracht und mit fremden Leuten im Heim, Frauen, Mädchen, Kinder müssen sich mit anderen Männern, unbekanntem Leuten oft Bad, Toilette, Küche mit denen teilen. Auch die Anhörungen beim BAMF sind eine große Katastrophe, zum Beispiel Albaner übersetzen für Roma, die Leute, die sie vorher vertrieben haben, da gibt es kein Vertrauen, aber die übersetzen auch falsch, absichtlich falsch. Die Leute haben aber Angst, keiner sagt ihnen, dass sie sich wehren können, dass sie Einspruch gegen die Darstellung vom Dolmetscher machen können. Sie wissen auch nicht, dass sie ihre Aussage auch schriftlich machen können, keiner sagt ihnen das. Die BAMF-Entscheider haben oft keine Ahnung, aus welcher Situation die Leute kommen, aus welchen Ländern, was da los ist. Aber ist eh egal, weil durch die verschnellerten Verfahren für Menschen aus sicheren Herkunftsstaaten werden eh 99% der Anträge mit «offensichtlich unbegründet» abgelehnt» (*Rom:nja und Sinti:zze transgenerational*, in den 1950er, 1960er, 1970er und 1980er Jahren geboren).

## **Abschiebung**

Rom:nja aus sogenannten sicheren Herkunftsstaaten werden auch dann abgeschoben, wenn sie in ihrem Herkunftsland diskriminiert werden.

«Wir hatten am Anfang nicht so viel gestellt, ganz am Anfang, nur der Asylantrag, dann die ganz normalen Prozedere, wurden wir registriert, und dann gab's ein erstes Interview, haben wir quasi ein erstes Interview gegeben, warum wir hier sind und so weiter, und danach drei Monate später ist der Asylantrag abgelehnt worden, unbegründet.»

«Unbegründet? Und woran kann das, meinst du, gelegen haben?»

«Na, das ist die Einstufung Mazedoniens als sicherer Herkunftsstaat. Und deshalb werden alle Asylanträge aus Mazedonien als unbegründet abgelehnt, aus Balkan-Staaten» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Nina und Nebojša Djurović haben sich in Deutschland kennengelernt, sie wird schwanger. Sein Asylantrag wird abgelehnt, er unterschreibt, dass er freiwillig ausreist, geht nach Österreich und beantragt dort Asyl. Er wusste nicht, dass die «freiwillige Ausreise» bedeutet, dass er in sein Herkunftsland zurückmuss. Deutsche Behörden intervenieren und verhaften ihn, er kommt ins Gefängnis und wird schließlich abgeschoben. Die Kosten für die Abschiebung werden der Familie in Rechnung gestellt:

«Wir versuchen die ganze Zeit, dass er hierher kommen kann nach Deutschland, aber er hat halt Verbot für drei Jahre bekommen. Jetzt müssen wir das zahlen, die Abschiebung. Ja, 2.000 Euro kostet die Abschiebung. Aber wir haben kein Geld, weil ich bekomm' wenig Geld [...], das ist hier ziemlich schwer» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

Sara Kulićs Mutter kommt aus Mazedonien, der Vater aus dem Kosovo, sie haben sieben Kinder, die jüngsten sind fünf und sechs Jahre alt. Die Mutter soll zunächst allein abgeschoben und die Familie getrennt werden. Als ihre Tochter interveniert, wird die gesamte Familie abgeschoben:

«Wir sind aus Deutschland einfach so abgeschoben worden, weil meine Mama aus Mazedonien kommt. Wir sind sieben Kinder. Mama ist aus Mazedonien, Papa ist aus Kosovo. Die haben uns damals abgeschoben, nur weil Mama, die wollten meine Mama alleine abschieben, obwohl sie mit meinem Papa verheiratet war und sieben Kinder [...]; dass die uns abgeschoben haben, kam nur dadurch, weil, ich hab' viel Stress gemacht, ich war immer wieder beim Amt gewesen mit meinen Eltern [...]:«Nee, meine Mama kann nicht ausreisen, sie gehört zu uns, wir sind eine Familie, wir sind sieben Geschwister, wie soll die sich um meine Geschwister kümmern?» – und irgendwann einmal sind sie einfach so gekommen» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

Die Mutter wird aus der Psychiatrie heraus abgeschoben, die Geschwister morgens um 5 Uhr aus den Betten geholt und ebenfalls abgeschoben. Sara Kulić berichtet von der brutalen Abschiebung:



«Einfach so, ich verstehe das nicht, das war der Geburtstag meines Papas, der 13. Juli, es war fünf Uhr morgens, meine Mama war in der Uniklinik in der Psychiatrie, mein Papa war in der Nähe von ihr, weil, er wollte sie besuchen an dem Tag, an seinem Geburtstag, und vielleicht wollte er sie auch zum Weekend mitnehmen, dass wir alle zusammen zu Hause sind, bisschen Geburtstag von Papa feiern, dass sie halt was anderes im Kopf hat, und ich war alleine mit den Kindern zu Hause, und mein Bruder, fünf Uhr morgens, ich hab' nur ein Krachen gehört, ich war am Schlafen, ein Riesenkrachen, wie die Tür aufgebrochen wurde, und da haben sie mich einfach – die standen vor mir und sagten: «So, jetzt ab nach Hause», ich hab' da gestanden, hab' geguckt und hab' gedacht, was passiert da? «Was wollen Sie von mir?», hab' ich gesagt, das waren alles Beamte, Polizisten. «So, ihr geht jetzt alle nach Hause. Packt eure Sachen ein.» Und da hab' ich nur ganz laut meinen Bruder gerufen, [Name], das ist mein ältester, und kaum haben die gemerkt, dass mein großer Bruder da ist, sind sie direkt zu ihm ins Zimmer gerannt und haben einen Schocker vorm Hals gehalten, und der war noch im Schlaf, die haben ihn einfach gegen den Boden gepackt – vergess' ich nie. Das war ein Schock für mich, ich hab' geschrien, wie schlimm das war, wie brutal die ihn einfach gepackt haben, gegen den Boden geschmissen, obwohl er im Schlaf war, und ihm den Schocker vorm Hals gehalten hatten und sagten: «So, beweg' dich nicht. Beweg' dich nicht.» Ich war total im Schock – ich hab' geschrien, ich hab' – ja, ich hab', platt – ich hab' die Beamten versucht, ich wollt' mich wehren, aber ich konnte nicht, die waren einfach zu viert, zu fünft waren sie auf mich gekommen, hatten mich an den Händen, an den Füßen gefesselt und ab in Abschiebehäft, acht Stunden lang, ich und mein Bruder. Und den Rest der Kinder haben sie hin und her spaziert nach Kreis [Name], irgendwo, ich weiß nicht, wo die Kinder waren, ich hatte mir große Sorgen gemacht, meine Geschwister, die waren so klein, die waren damals fünf und sechs, ich hatte mir Sorgen gemacht und ich hab' die ganze Zeit geweint. Und meine Mama in der Psychiatrie, und vielleicht nach neun Stunden hatten wir uns alle in [Stadt] getroffen, da sah' ich meine Mama mit Tabletten, da waren zwei Ärzte dabei, waren Polizisten dabei, die haben uns bis zum Flughafen begleitet und die Ärzte waren dabei, die haben meiner Mama eine Tablette unter die Zunge gelegt, dass sie gar nichts sagen konnte, sie hat nur geguckt, sie hat uns Kinder, ihre eigenen Kinder, nicht wiedererkannt. Sie hat mich einfach im Flugzeug gefragt: «Wer bist du?», da bekam ich Panik. «Mama, Mama, kennst du mich nicht?» Ich war total außer mir, ich fing da an im Flugzeug zu schreien: «Meine Mama erkennt mich nicht, was habt ihr mit ihr gemacht?» Eine Ärztin: «Nein, die hat Beruhigungsmittel, keine Angst, da passiert ihr nix.» Und

erst, als wir in Mazedonien angekommen sind, da kamen die Beamten am Flughafen [...]» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

### 3.5.4 Justiz und Polizei

Im Bereich Justiz und Polizei werden Diskriminierungserfahrungen wie eine allgemein vorurteilsgeladene Behandlung, Traditionen der Erfassung, *Racial Profiling* sowie direkte Polizeigewalt und Gegenanzeigen bei Anzeigen von unseren Gesprächspartner:innen geschildert.

Daneben sind in diesem Kapitel Diskriminierungserfahrungen bei Gerichten aufgeführt.

Thomas Mayer spricht allgemein über gängige, von Stereotypen geprägte sowie diskriminierende Behandlung durch Polizeibeamte:

«Ich glaube, hier werden diese Vorurteile und Diskriminierung sehr unterschätzt, auch von Seiten der Justiz, von Seiten der Polizei zum Beispiel, ist es bei der Polizei nach wie vor gang und gäbe, dass, wenn man merkt, Menschen kommen aus einem gewissen sozialen Brennpunkt, oder man erkennt, dass sie Sinti oder Roma sind, dass sie oftmals durch die Polizei sehr diskriminierend behandelt werden, man respektiert sie nicht, man spricht sie gleich mit Du an, und man sagt: «Ja, wir wissen ja, wie es bei euch ~~Zigeunern~~ ist»» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

#### 3.5.4.1 Erfassung

Stefan Jung vermutet, Bezug nehmend auf historische Kriminalisierung und Erfassung von Rom:nja und Sinti:zze, eine weiterhin praktizierte Erfassung der Minderheit durch die Polizei:

«[D]ass also wir den Verdacht haben, dass es nach wie vor Karteien gibt, dass nach wie vor Erfassungen laufen, dass Familien immer noch als Verbände aufgenommen werden. Dann war ja auch in der Justiz so ein Strukturwandel der Begriffe: Vorher war's «Zigeuner», dann war's «Ziehender Gauner», dann war es «Reisender», dann war's «fahrendes Volk», dann war's «mobile ethnische Minderheit», dann «häufig wechselnder Wohnort», ja, so, dann «Südländer Typ 2», und jetzt sind 'wa «Rotations-europäer». Allen Begriffen ist gemeinsam, dass keine Sesshaftigkeit unterstellt wird, dass man nicht sesshaft ist, hier in JVA's zum Beispiel mitbekommen, dass man nach wie vor von 'nem «Rottenvolk» spricht, also nicht von Sinti und Roma oder Menschen,

die 'ne ethnische Minderheit darstellen, sondern ‹Rottenvolk›, Vollzugslockerungen verweigert worden sind, mit der Begründung, dass die ja, wenn sie dann irgendwie Ausgang gehen, in ihre Familien zurückgehen. Und nachdem die alle kriminell sind, ist im Prinzip die weitere, die fortgesetzte Kriminalität vorprogrammiert, so also, die gehen raus, um weiter kriminell zu sein, und ihre Familien, da ham' 'wa's zwar net nachweisen können, aber die sind alle grundsätzlich kriminell, so» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

### 3.5.4.2 Razzien und *Racial Profiling*

In Einzel- und Gruppengesprächen wird von wiederholten verdachtsunabhängigen Polizeikontrollen berichtet. Ohne jeglichen Anlass und ohne Rücksicht auf Kinder werden Personen aufgrund äußerlicher Merkmale als Sinti:zze oder Rom:nja identifiziert und kriminalisiert. Siedlungen, in denen Rom:nja und Sinti:zze wohnen, werden bei Straftaten irgendwo in der Stadt als erstes durchsucht. Sie fühlen sich der Situation hilflos ausgeliefert, können ihre Kinder nicht beschützen, schämen sich, haben Angst und erleben Razzien und *Racial Profiling* als massive Gewalt, insbesondere wenn Polizeibeamte sie mit Waffen bedrohen. Sie werden an historisch erlittene Unrechtserfahrungen durch die Polizei erinnert.

«Und ständig bei uns, ständig in dieser Zeit in [Stadt] kam die Polizei, wenn irgendwie 'n Verbrechen, oder ein Einbruch war oder ein Diebstahl irgendwo in der Gegend, ständig war die Polizei bei uns. Ständig, ständig, ständig war die Polizei bei uns, mindestens einmal in der Woche war die Polizei bei uns, das war so schlimm. Es war ja auch sehr beschämend, also diese Erfahrung zu machen, dass ständig irgendwie die Polizei bei dir ist, beschämt dich ja auch als Kind, und deshalb, aus dieser Scham heraus einfach, stehst du dann einfach, solltest du dann auch nicht zu deiner Identität stehen, aber für mich war's irgendwie so, ich hab' dann auch nicht so drüber nachgedacht, wenn mich jemand gefragt hat, was ich bin, hab' ich gesagt, ja, ich bin Roma. Viele wussten natürlich nicht, dann musste ich halt dieses Wort ‹Zigeuner› sagen» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Ja, ich kann mich nur anschließen. Ich hab' auch viel erlebt, viel Rassismus, ich wurde öfters schon angegriffen. Da ich auch ziemlich südländisch aussehe. Muss ich dazu sagen, man sieht halt, dass ich 'ne Sinteza bin. Hab' schon öfters mit den Be-

hörten verschiedene Situationen da, auch mit der Polizei, normale Kontrolle, Verkehrskontrolle, da hatte ich ganz eine schlimme Situation. Damals noch mit meinem Ex-Mann zusammen, wir hatten damals zwei Kinder. Und fuhren auf der Autobahn, wurden auf der Raststätte kontrolliert, und da kamen die Polizisten auch gleich mit Maschinengewehren auf uns zu, nahmen meinen Ex-Mann aus dem Auto raus, meine Kinder damals noch ziemlich klein, die heulten, hatten Angst, ich hatte auch Angst, und da hieß es auch: «Ihr seid Zigeuner.» Wir bejahten das auch: «Ja, wir sind Sinti.» Wir wurden behandelt, als wär'n wir richtige Verbrecher. Wir waren auf der Autobahn in den Ferien, Urlaub zu machen mit unseren Kindern, das war ganz eine schlimme, schlimme Situation. Wir waren zwei Stunden lang an der Raststätte, bis wir weiterfahren durften. Meine Kinder sind jetzt mittlerweile erwachsen, die haben Kinder, die haben bis jetzt noch immer wieder die Bilder vor Augen. Wenn wir mal wegfahren zusammen, 'ne Raststätte anfahren, kommt das immer wieder hoch, wird das auch immer wieder erwähnt, was damals passiert ist» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Ricardo Montoya meint, dass die Angst (wegen erfahrenen und antizipierten Unrechts) verrät, dass jemand Rom:nja ist.

«I remember once with my friends we needed to cross a coffee to get out to the street, there was two doors in the coffee in the train station in Valencia, so we open the door and we were just about to crossing to get out, a policeman took a gun and pointed at us saying: «You cannot cross the coffee to get to the other side.» When we were already almost crossing the coffee and I was shocked, but for my friends it was totally normal» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

«I have two friends in Valencia and every time I go with them, police stop us, every single time. For me this is something that does not happen often. People think I am Columbian, I am from Chile, I am Moroccan or whatever. They will not think I am Roma, because I do not conform to their stereotype of what Roma is. It's not that I am not asking, it's not that I don't have black hair and black beard and black eyes, is just the way I talk. I talk a lot about why do a non-Roma do not recognize the Roma in me constantly. I think it is because of the security I talk with. I talk with security and I talk with strengths and most of Romani people talk with a deep sense vulnerability. And I think this kind of vulnerability is this what non-Roma identifies Romani people. Not how they look. But a fear» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Die Angst vor der Polizei hängt mit den unbegründeten Verdächtigungen zusammen und aktualisiert Erinnerungen:

«Also, schon erzählt, dass meine Oma bis zu ihrem Tod, sag' ich, Angst hatte. Sehr viel Angst, das ist geblieben, dieses Trauma, sie hatte Angst, wenn sie 'ne Uniform gesehen hat, 'nen Polizisten gesehen hat, dann ist sie gleich weitergelaufen – und Kopf nach unten, oder wenn sie im Fernsehen was geseh'n hat, was Politik, da hat sie immer große Angst gehabt, hat uns immer gefragt, was passiert jetzt, müssen wir Angst haben und so, das hab' ich schon erlebt bei ihr. Und meine Generation und die von meinen Kindern, die gehen halt wieder ganz anders damit um, die sind – ich würd' sagen, die denken gar nicht mehr so sehr daran» (Katrin Huber, in den 1970er Jahren geboren).

Lina Schmidt kennt Anweisungen zu Polizeikontrollen aus ihren Recherchen, aus denen hervorgeht, dass zwar nach dem NS nicht mehr mit gleicher Argumentation kontrolliert und erfasst werden darf, dies aber dennoch zu geschehen habe:

«Wir haben solche Sachen eigentlich in den Unterlagen manchmal selbst gefunden, [...] zu kontrollieren, ja, – auch zu erfassen. Fünfzig war das Schreiben. Und man kann sie natürlich nicht mehr nach den Kriterien behandeln, wie das im Nationalsozialismus war. Aber eben doch in der Form, indem man richtig und gründlich kontrolliert» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

### 3.5.4.3 Polizeigewalt

Im Gruppengespräch *Zweite und dritte Generation nach 1945* berichtet eine Teilnehmerin, dass anlässlich eines Kindergeburtstages Nachbar:innen die Polizei rufen, weil es ihnen zu laut ist. Diese rückt mit Gewehren, Stöcken und Spray bewaffnet an und löst den Kindergeburtstag brutal auf.

«Geburtstagsfeier war bei meiner Tochter in der Wohnung, und da waren dann auch paar Kinder da in dem Alter, von drei bis sieben, kamen dann die Kinder, und dann kam nach 'ner Weile, es dauerte gar nicht lange, kam ein Überfallkommando. Hatten die Nachbarn die Polizei gerufen, kam gleich ein Überfallkommando. Und es waren – wir waren nur Frauen und Kinder. Bei der Geburtstagsfeier von meiner Enkelin, wo drei Jahre alt wurde. Dann kam meine Cousine auch mit ihren Kindern, drei Kindern,

die wurde gar nicht mehr hereingelassen. Hausflur, Treppenflur, war voll mit Polizisten, bewaffnet, mit Stöcken, auch mit Gewehren, mit Spray und weiß-ich-was alles, und es wurde aufgelöst – ja, die Geburtstagsfeier wurde aufgelöst. Meine Enkelin, drei Jahre alt, Geburtstagsfeier wurde aufgelöst. Also es war eine Geburtstagsfeier von einer Dreijährigen [...]. Meine Cousine, die wurde gar nicht mehr reingelassen, die wurde auf den Boden geschmissen. Von den Polizisten. [...] Die wurde aus dem Hausflur verjagt, und die wurde dann draußen auf dem Gehweg auf den Boden geschmissen, Handschellen an, ihre Kinder, damals auch noch ganz klein, die haben geschrien, alle Kinder haben geschrien, hatten fürchterliche Angst, auch wir hatten Angst, ich versuchte sie zu beruhigen, meine andere Cousine auch, dass sie sich beruhigt. Sie hat geschrien wegen der Kinder: «Bringt meine Kinder weg, bringt meine Kinder weg!», sie hatte große Angst, meine Cousine, und ich und meine andere Cousine probierten, sie zu beruhigen, und nahmen dann auch die Kinder, alle zusammen, und haben dann die Kinder da weggebracht. Es war wirklich ganz eine schlimme Situation, was wir da erlebt haben, also das waren wir, Erwachsene, aber auch unsere Kinder. Und meine Enkelkinder, das war wirklich ein Erlebnis, wenn meine Enkeltochter Geburtstag hat, kommt es auch immer wieder hoch, und wenn wir Einladungen verschicken, sagen dann öfters viele: «Du, ich bin mir nicht sicher, ob ich komm’, nicht, dass da wieder was passiert.» Ja, zwischenzeitlich feiern wir nicht mehr in der Wohnung Geburtstag, weil wir Angst haben, feiern wir draußen, also dann entweder im Kinderland oder auch McDonald’s, also nicht mehr zuhause, grad dass sowas nicht mehr passiert, weil man hat wirklich ‘n Trauma davon, auch unsere Kinder, alle haben da ein Trauma davon, also das war für mich eigentlich das Schlimmste, was ich schon erlebt habe durch das, weil auch so viele kleine Kinder da waren, war das ganz eine schlimme Situation, was bis heute für uns alle nicht nachvollziehbar ist – und auch nicht in Vergessenheit geraten kann» (*Zweite und dritte Generation nach 1945*, in den 1940er, 1950er, 1960er und 1970er Jahren geboren).

Im Einzelgespräch mit Barbara Hofmann erinnert sie sich an ihre Kindheit in den 1970er Jahren und wiederkehrenden Polizeirazzien an den Wohnwagenplätzen, an denen sich Sinti:zze aufhielten:

«Und wie wir dann in den Ferien von Ort zu Ort sind, Theater spielen, kann ich mich noch erinnern, als Kind, dass nachts Razzia auf dem Platz war, und wir mussten alle raustreten, dann ist geschaut worden, ob Kinder dabei sind, die blond sind, ja als Kind versteht man dann die Welt nicht mehr, und das hat einen geprägt, und mein Papa, und

mein Papa hat heute noch Angst vor der Polizei deswegen» (Barbara Hofmann, in den 1960er Jahren geboren).

Nebojša Djurović wird von der Polizei abgeholt, weil er zwar der Ausreiseanordnung folgt, aber nicht in sein Herkunftsland, sondern nach Österreich ausreist. Nina Djurović berichtet:

«Deutschland hat dann seine Beschwerde eingelegt und da wurde er von der Polizei abgeholt und war im Gefängnis in [Stadtname], einen Monat [...]. Ich hab' dann jedes Mal ihn besucht und irgendwann dann hat er mich halt angerufen und gesagt, nein, ich soll ihn nicht besuchen [...]. Die tun alle so, als wenn sie jemanden umgebracht haben oder geklaut haben oder so [...]. Andere Menschen klauen, Probleme machen, wir haben gar nichts gemacht, aber werden gefesselt» (Nina und Nebojša Djurović, junge Erwachsene).

Sara Kulićs Familie wird gewaltsam abgeschoben. Zunächst soll die Mutter allein abgeschoben werden. Als sich Sara Kulić beim Amt wehrt, weil die Familie auseinandergerissen werden soll – das jüngste der sieben Kinder ist fünf Jahre alt –, wird die gesamte Familie abgeschoben, nachdem sie zunächst getrennt und dann nach acht bis neun Stunden zum Flughafen gebracht wurde. Die psychisch kranke Mutter wird aus dem Krankenhaus heraus abgeschoben und für die Abschiebung mit Medikamenten ruhiggestellt.

Viele unserer Gesprächspartner:innen berichten, dass sie von der Polizei auch zu anderen Anlässen, etwa im Zuge von Kontrollen in Verkehrsmitteln, geschlagen werden.

#### **3.5.4.4 Gegen-/Anzeigen bei Rassismus**

In allen Einzel- und Gruppeninterviews wird von offenen und/oder gewalttätigen rassistischen Vorfällen berichtet. Sie werden mit den historischen Unrechtserfahrungen in Beziehung gesetzt und tragen zu großer Angst bei. Wenn sie gemeldet werden, kommt es jedoch nur selten zu Ermittlungen seitens der Polizei und zu Gerichtsurteilen, die den Rassismus sanktionieren. Stattdessen erleben einige zusätzliche Repressalien, wovon im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* berichtet wird:

«Meine Oma war Verfolgte des Naziregimes [...]. Und jetzt, ich wohne im Hinterhaus und im Vorderhaus, die wollten mich nicht haben, da wurden jede Woche bei mir die Scheiben eingeschlagen, die standen mit ausgestreckten Händen vor meinem Fenster

und haben gesagt, Hitler hat vergessen mich zu vergasen. Und jeden Tag Polizeieinsatz. Was denken Sie, was die Polizei gemacht hat? Gar nichts. Die haben gar nichts gemacht. Der Vermieter wollte mich kündigen. Aber das hab' ich mir nicht gefallen lassen. Das hab' ich mir nicht gefallen lassen, und seitdem: Das bleibt so. Glauben Sie's mir, das hat sich jetzt, als die Wende kam, hat sich da gar nichts geändert, das ist immer, das wird immer schlimmer [...]. Aber die ist jetzt im Gefängnis [...]. Das hab' ich dann meinem Vermieter mitgeteilt, ich hab' die Kündigung bekommen für die Wohnung. Ich! Und die hat dann noch gedroht, dass sie mich umbringt, und das hab' ich der Kriminalpolizei gesagt. Das war – das ging da rein und da raus. Die wollte keine Anzeige, ich hab' gesagt, ich möchte eine Anzeige machen. Das wurde nicht aufgenommen, gar nichts. Gar nichts, und da soll man – das war das Schlimmste»  
(*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Während Anzeigen von Rom:nja und Sinti:zze wegen Rassismus nicht weiterverfolgt oder gar nicht erst aufgenommen werden, finden Anzeigen, Verhandlungen und Sanktionen gegen Rom:nja und Sinti:zze statt, wenn sie Beamt:innen rassistisches Verhalten vorwerfen. Im Gruppengespräch *Jugendliche Romnja* berichtet eine Teilnehmerin, dass sie in einen unbedeutenden Autounfall verwickelt war, bei dem die Schuldige nach Ankunft der Polizei den Sachverhalt umkehrt. Die Polizei lässt sich den Hergang nur von der Unfallverursacherin schildern und lässt unsere Gesprächspartnerin nicht zu Wort kommen. Diese wird wütend und wirft der Polizei Rassismus vor, woraufhin sie von dem Polizeibeamten angezeigt wird und den Prozess verliert. Die Versicherung bezahlt den Schaden an ihrem Fahrzeug nicht, da sie am Unfall nachweislich unschuldig ist:

«Und dann kam die Polizei und die Polizei hat direkt die Frau gefragt, was passiert ist, und dann irgendwie die Frau hat angefangen, nicht die Wahrheit zu sagen, sie hat angefangen zu lügen. Dabei ich hab' nichts mehr in meinen Augen gesehen, ich hab' nur Wut gesehen und schwarz, ich hab' meine Würde verloren und hab' ich gesagt, nee, das stimmt nicht, also es war nicht so [...]. Ich hab' so'n bisschen lauter gesagt, also ein bisschen geschrien: «Das stimmt nicht, ist nicht so» und dann der Polizist hat mir gesagt: «He, he, he, wir sind hier nicht im Kindergarten», dass ich nicht mehr reden soll, und dann [...] hab' ich mich gefragt, was ist jetzt hier, also ich bin jetzt nicht wahrgenommen, oder so, dann hab' ich gefragt, he, was ist das, das ist rassistisch, ich hab' meine Würde verloren, ich konnt' nicht mehr richtig reden, und dann – natürlich hab' ich, ich weiß nicht mehr, die haben so weiter, so mich behandelt, dass ich irgendwie nicht existiert hab', und trotzdem ich hab' versucht, dazwischen reinzukommen in



dem Gespräch, [...] dass mir jemand glaubt, dass ich da war, oder dass ich die Wahrheit gesagt hab' oder so, was war, es war, die Frau, die haben so geschrieben, dass sie der Frau geglaubt haben und nicht mir. [...] Da wurde ich ganz schlecht behandelt, der Polizist hat nach mir geschrien, natürlich hab' ich ihm zweimal gesagt: Was ist das, rassistisch? [...] Und dann, nach ein paar Wochen, zwei Wochen ungefähr, hab' ich dann einen Brief bekommen [...], ich hab' den diskriminiert [...], in diesem Brief stand, dass ich ihn beleidigt hätte, den Polizisten, er hat auch eine Zeugin, das war die Polizeikollegin von ihm. [...] <Du bist ein Rassist.> Ich hab' gar nicht das Wort <du> benutzt, ich hab' nur <Sie> genannt. Und es gab dieses Gerichtsurteil, ich hab' auch eine Anwältin genommen, ich war bei der Antidiskriminierungsberatung [Name der Organisation], ich war total beleidigt, ich hab' geweint und so, ich konnte nicht darüber reden, lange Zeit, weil ich mich ganz beleidigt gefühlt hab', wie die Polizei – ich hab' nicht erwartet, von der Polizei, dass sie so behandelt die Leute, ich hab' mir gedacht, okay, ich fühl' mich immer gut, wenn die Polizei in meinem Bereich ist, [...] man ist geschützt von der Polizei [...]. Dann hab' ich meine Meinung total verändert in letzter Zeit. Und dann hab' ich mir gedacht, egal wieviel Geld dann ich muss auszahlen, ich möchte nur die Wahrheit rausbekommen [...]. Dann gab's ein Gerichtsurteil, Gerichtsverfahren, und dann die Anwältin war auch mit uns [...], und bevor der Polizist ankommt, der Richter hat mir gesagt: [...] Woher ich komme, aus welchem Land, wie alt bin ich, und – ja, dann ist der Polizist reingekommen, er wurde nicht gefragt, woher er kommt, aus welchem Land er kommt oder was er macht, es war klar, es war ein Polizist, es war ganz in Ordnung [...]. Und dann hat der Richter so entschieden, dass ich die Schuldige bin und ich muss noch eine Strafe bezahlen in Höhe von tausend Euro. [...] Und da waren noch Schüler in dem Saal, als ich das Verfahren gab, die haben das auch mitbekommen, die Staatsanwältin war auch da, sie war gleich beleidigt, ich kann das nicht sagen [...]. Die Versicherung hat sich geweigert, meine Versicherung zu bezahlen, weil sie sagen, ja, ich war nicht schuldig. Der Polizist sagt, es war meine Schuld, mit Unfall und so [...], dass die Versicherung hat gesagt, ja, ich hab' so Recht, das war nicht meine Schuld, ich habe mich ein bisschen gut gefühlt. [...] Es war keine große Sache, aber ich hab' mich total beleidigt gefühlt» (*Jugendliche Romnja*, in den 2000er Jahren geboren).

Eine andere Teilnehmerin berichtet, dass sie dem Vater einen Pkw kauft. Die Polizei nimmt diesem den Fahrzeugschein und die Kennzeichen ab. Der Vater ist aufgebracht und stellt die

Beamten zur Rede. Wie sich später herausstellt, haben sie den Pkw mit einem anderen verwechselt. Trotzdem erstatten sie Anzeige gegen ihn wegen Beleidigung:

«Das Auto ist angemeldet, das Auto war Freitag angemeldet und Sonntag haben sie die Schilder weggenommen. Aber da hat mein Vater zu dem Polizisten gesagt: <So, ich glaube, Sie haben heute Abend nicht gut geschlafen>, und der Polizist sagt: <Warum?> – <Weil du deine Arbeit nicht richtig machst.> [...] Und dann nachher hat er gemerkt, dass das Auto war angemeldet. Ja, es war ein Fehler. Es gab noch einen BMW X5, aber ein anderes Baujahr. [...] Okay, nachher rufen sie an: <Ja, wir möchten uns bei Ihnen entschuldigen, Sie können Ihre Schilder zurückbekommen.> [...] Nach einer Woche kommen wir nach Hause: Eine Anzeige gegen meinen Vater. Der Polizist hat meinen Vater angezeigt. Warum hat er ihn angezeigt, warum? Dumm genannt, aber er hat ihn nicht dumm genannt, er hat gesagt: <So, hast du nicht gut geschlafen heute Abend? Du musst deine Arbeit richtig machen, erst einmal gucken, danach abmelden.> Und was denkt ihr, mein Vater hat fünfhundert Euro Bußgeld gezahlt wegen dieser Sache» (*Jugendliche Rom:nja*, in den 2000er Jahren geboren).

Die Teilnehmer:innen ziehen Vergleiche zu ihren Rassismuserfahrungen in anderen Ländern. Dort geht die stärkste Gewalt von der Polizei aus. Traumatische Erfahrungen wiederholen sich in Deutschland, obwohl zunächst Vertrauen in die deutsche Polizei herrscht.

Barbara Hofmann berichtet von einer positiven Erfahrung, als sie der Polizei Rassismus vorwirft. Sie ist Zeugin eines rassistischen Polizeiverhaltens und bezeichnet es als solches, wird ernstgenommen und angehört, anschließend gar gebeten, einen Vortrag dazu zu halten. Ihre Eltern, die ebenfalls dabei sind, sind entsetzt, weil ihre Ängste aufgrund eigener Rassismuserfahrungen mit der Polizei reaktiviert werden:

«[W]eil ich das sehr rassistisch auch empfunden habe, was da vorgefallen war, und das hab' ich dann auch gesagt, und während der Aussage, wo meine Eltern sind belehrt worden, und mein Papa hat sehr, sehr viel Angst gehabt, hat auch mit mir geschimpft, weil wir 'ne Vorladung bekommen hatten und auch da hab' ich vor Ort – ich weiß das noch wie heut' – der Herr [Name] hat die Aussage aufgenommen, das war ein Kriminalbeamter von [Stadt], und der fragte mich dann auch, wie ich darauf komm', dass die Polizei rassistisch gewesen wäre in diesem Fall, dann hab' ich ihm den Fall erklärt, und ja, und habe dann – er hat mich dann eigentlich gebeten, ob ich keine Lust hätte, mal einen kleinen Vortrag zu halten, und das hab' ich dann auch ge-

macht, oder ich hab' direkt gesagt, ja, würde ich gerne machen, und dann hat er gesagt, okay, dann schauen wir mal, wir geben euch Bescheid für 'n Termin. Ja, die Heimfahrt war dann für mich katastrophal, weil meine Eltern total mit mir geschimpft haben, weil diese Angst vor der Polizei immer noch drinsteckt [...]. Wir hatten dann ja später dieses Wandertheater und, weil vor'm Krieg hatten wir ja ein festes Theater, das wir nicht mehr bekommen hatten, [...] und wie wir dann in den Ferien von Ort zu Ort sind, Theater spielen, kann ich mich noch erinnern als Kind, dass nachts Razzia auf 'm Platz war und wir mussten alle raustreten, dann ist geschaut worden, ob Kinder dabei sind, die blond sind, ja als Kind versteht man dann die Welt nicht mehr und das hat einen geprägt, und mein Papa hat heute noch Angst vor der Polizei deswegen, und so ging's nicht nur mir, sondern vielen, wo es so ging, dass dann Razzien gemacht worden sind, und man ist vom Platz verjagt worden» (Barbara Hofmann, in den 1960er Jahren geboren).

Die historischen und aktuellen Erfahrungen mit der Polizei werden innerhalb der Community ausgetauscht und sind in der Regel negativ.

### **3.5.4.5 Täter:innenentlastung bei Opfern aus der Minderheit**

Die Gerichte folgen häufig der Darstellung von Polizeibeamt:innen und/oder Gadge-Prozessbeteiligten und misstrauen Sinti:zze und Rom:nja. Im Gruppengespräch *Jugendliche Romnja* wird von einem unbedeutenden Autounfall berichtet, in dessen Zuge das Unfallopfer von der Polizei zum Schweigen gebracht wird und lediglich die Version der Täterin aufgenommen wird (s. o.). Als sie sich wehrt und den Beamten Rassismus vorwirft, klagen diese. Vor Gericht wiederholt sich die Konstellation, obwohl inzwischen belegt ist, dass die Version des Unfallopfers zutrifft. Die Verhandlung des Rassismusvorwurfs gegen einen Polizeibeamten als Beleidigung, der eine Folge des polizeilichen Fehlverhaltens am Tatort war, wird vor Gericht von seinem Kontext abgetrennt:

«Und dann hat der Richter so entschieden, dass ich die Schuldige bin, und ich muss noch eine Strafe bezahlen in Höhe von tausend Euro» (*Jugendliche Romnja*, in den 2000er Jahren geboren).

Auch im Einzelgespräch mit Thomas Mayer wird das gerichtliche Misstrauen gegenüber Sinti:zze und Rom:nja bestätigt:

«Das heißt, diese Vorurteile, die gehen bis hin zum Obersten Gericht, dass es schon öfters mal vorkommt, dass der Richter nicht zugunsten von Sinti und Roma urteilt, sondern oftmals auch gegen sie urteilt, weil ihnen auch in manchen Fällen eben nicht so geglaubt wird, wie in anderen Fällen» (Thomas Mayer, in den 1950er Jahren geboren).

Im Einzelgespräch berichtet Stefan Jung von einem Prozess, in dem die Zugehörigkeit der Opfer zur Minderheit zur Entlastung des Täters führt:

«Zum Beispiel 1998 hatten wir eine Situation, die im [Name] war, wo ein Pädophiler, der sich an 7-, 9- und 11-jährigen Kindern vergangen hat, und zwar mehrfach und nachgewiesen und mit Videos und mit allem Drum und Dran, in erster Instanz zunächst zu einer Haftstrafe verurteilt worden ist, und in zweiter Instanz dann auf Bewährung freigekommen ist, mit der Begründung des Richters, dass Kinder, die im [Name] oder in dem Milieu groß werden, schon so milieugeschädigt sind, dass man ihnen keinen Schaden anrichten kann – das heißt also faktisch, dass ein Missbrauch von Kindern in dem Alter an ~~Zigeuner~~Kindern nicht so schlimm ist, ja, weil sie geschädigt sind» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

### **3.6 Rassismuserfahrungen im Bereich Soziale Arbeit**

Zu Rassismuserfahrungen im Bereich der Sozialen Arbeit haben wir ein thematisches Gruppengespräch mit 4 romani Sozialarbeiterinnen geführt. Alle Frauen sind im Bereich der Sozialen Arbeit tätig und haben mit Ausnahme einer deutschen Romni Migrationserfahrungen aus Serbien, Ungarn und Rumänien. Alle haben abgeschlossene Hochschulausbildungen als Sozialarbeiterinnen bzw. im pädagogischen Bereich, die entweder in Deutschland beendet bzw. im Nachhinein als gleichwertig anerkannt wurden. Ihre Berufserfahrungen reichen von fast 30 Jahren bis zu 2 Jahren Tätigkeit im sozialen Bereich.

Neben dem Gruppengespräch mit dem direkten Fokus auf das Thema Soziale Arbeit sind Aussagen zu Rassismuserfahrungen in diesem Kontext auch in anderen Gruppen und Einzelgesprächen getroffen worden: In einem weiteren Gruppengespräch mit 5 Frauen im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen*, an dem 2 Rom:nja und 3 Sinti:zze teilgenommen haben, sprach eine Beteiligte über ihre Erfahrungen in oder mit dem Bereich Soziale Arbeit. In einem dritten Gruppengespräch (*Romani Selbstorganisationen*) mit 4 Personen, die in Selbstorgani-

sationen migrierter Rom:nja engagiert sind, schilderte ein Beteiligter aus Organisationsperspektive seine Erfahrungen mit der Sozialen Arbeit. In mehreren Einzelgesprächen mit Mitarbeitenden von Selbstorganisationen bzw. Fachkräften im sozialen Bereich – etwa mit Djana Stojanova, Stefan Jung, Agnes Kraus und Lina Schmidt – sind neben anderen Schwerpunkten ebenso Aussagen zu Rassismus in der Sozialen Arbeit getroffen worden.

Unsere Gesprächspartner:innen arbeiten in sehr unterschiedlichen Bereichen der Sozialen Arbeit: in einer Psychosozialen Beratungsstelle, in leitender Position beim Träger für ambulante Hilfen für Kinder und Jugendliche, als Familienhelferin, als Streetworkerin sowie in Selbstorganisationen der Rom:nja und Sinti:zze, die allgemeine Beratungen bei Problemen mit Schulen und Behörden sowie bei Aufenthaltsfragen für ihre Communitys anbieten. Dieses Kapitel ist daher – so wie die Soziale Arbeit auch – sehr breit gefasst. Dabei sind in dem vorliegenden Kapitel nur die Sichtweisen der Sozialarbeiterinnen vertreten, weil sie unsere Gesprächspartnerinnen waren. Die Perspektive ihrer Klient:innen und anderer Rom:nja und Sinti:zze, die diesen Ausschluss in den jeweiligen Kontexten (Institutionen, Gesundheit, Wohnen, Schule) direkt erleben, finden sich in den Kapiteln zu den Kontexten. Wenn zum Beispiel eine Sozialarbeiterin die Beobachtung einer Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt beschreibt, taucht dies in diesem Kapitel auf. Wenn eine Person ihre eigene Diskriminierung bei der Wohnungssuche beschreibt, taucht dies im Bereich «Wohnen» auf. Das liegt daran, dass wir die Kapitel an der Perspektive der jeweiligen Gesprächspartner:innen orientieren.

Die Gesprächspartner:innen in diesem Kapitel nehmen aus zwei Perspektiven einen Bezug zur Sozialen Arbeit ein: Einerseits beschreiben sie eine gegen sie persönlich gerichtete Diskriminierung, die sie als Fachkräfte im Rahmen ihrer Arbeit erlebt haben bzw. noch erleben. Sie sprechen andererseits über Diskriminierungen gegen ihre Klient:innen bzw. Schutzsuchenden, die sie als begleitende Fachkräfte oder als Mitarbeitende von Beratungsstellen beobachtet oder miterlebt haben. Wir haben uns entschieden, Aussagen über unmittelbar gegen sie gerichtete Diskriminierung in den Kontext Arbeit einzuordnen, da sie diese Erfahrungen – wie die «Absprache ihrer Professionalität» oder «Diskriminierung durch Klient:innen» im eigenen Arbeitsverhältnis als Arbeitnehmer:innen ausbalancieren müssen. In diesem Kapitel finden sich daher ausnahmslos Aussagen von Sozialarbeitenden als Zeug:innen der Diskriminierung gegenüber Klient:innen bzw. Personen, die sie im Rahmen ihrer sozialarbeiterischen bzw. pädagogischen Tätigkeiten temporär oder dauerhaft beraten und unterstützen. Sie sind als Rom:nja bzw. Sinti:zze zum Teil von der Diskriminierung gegenüber ihren Klient:innen, etwa bei verallgemeinerten Aussagen über «die Roma», natürlich direkt oder indirekt mitbetroffen. Selbstaussagen von Klient:innen bzw. Hilfesuchenden sind in den von uns geführten

Gesprächen nicht vorgekommen. Erfahrungen mit Institutionen der Sozialen Arbeit beschreiben sie teilweise im Kontext «Behörden». Für zukünftige Beschäftigungen mit dem Thema Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze wäre eine vertiefende Perspektive auf die Soziale Arbeit und damit auch auf deren Empfänger:innen bzw. Klient:innen ein unerlässlicher Fokus.

Die Wahrnehmungen und Beschreibungen unserer Gesprächspartner:innen über die Diskriminierungen ihrer Klient:innen haben wir entsprechend ihrer Aussagen in drei große Bereiche eingeteilt: erstens Diskriminierung beim Zugang zu sozialen Dienstleistungen und materiellen Leistungen, zweitens Diskriminierung im Umgang mit den Hilfesuchenden und drittens Diskriminierung im Rahmen intervenierender Hilfen.

### **3.6.1 Zugang zu (psycho-)sozialen Dienstleistungen und gesetzlichen Leistungen**

#### **Fehlen von mehrsprachigen Angeboten**

Im Gruppengespräch *Romani Sozialarbeiterinnen* ebenso wie im Einzelgespräch mit Bogdan Stojanov beschreiben die Gesprächspartner:innen die Folgen fehlender mehrsprachiger (therapeutischer) Hilfsangebote:

«Sie werden sterben. Wirklich, es ist – weil nichts gibt’s, was kann helfen. Du sprichst kein Deutsch. Was für einen Entzug, was für eine Therapie kannst du machen? Und Krankenversicherung wäre noch die letzte Sache, aber wenn du die Sprache nicht sprichst, dann kannst du diese Therapie nicht machen. Entweder brauchst du dann so ein System, wirklich auch für die Minderheit, auch für die Leute, die nicht deutsch sind, wozu es nicht die deutsche Sprache braucht, sondern Bulgarisch, Rumänisch, Serbisch, Ungarisch, solche Therapie, also das ist wirklich jetzt eine andere Richtung, aber das ist auch so für mich total rassistisch...» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Bogdan Stojanov berichtet über eine geflüchtete Familie, die kein muttersprachliches Therapieangebot bekommen hat:

«Und das ist dann eben ein psychisches Problem. Eine psychische Belastung, die Menschen sind belastet, und dann erscheinen diese Traumata. Und mit so einem Trauma sind sie auch hergekommen. Oder es gibt da noch viel krassere Sachen, wo ich mal jetzt nicht darüber sprechen möchte, wo man dann selbst bis zur Malträtierung

kommt, und alles andere, was da von der Mehrheitsgesellschaft mit unseren Roma gemacht wird. Oder ihnen fällt es auch sehr schwer, über so etwas zu sprechen, weil, die möchten es selber nicht wahrhaben, dass das so schlimm, dass die Situation so schlimm ist, und trotz allem versuchen sie, sich einzureden, wie soll ich es erklären – versuchen dann: «Na gut, es wird besser, ich muss nicht viel darüber sprechen. Das war Schnee von gestern.» Aber, wenn man da nicht genau darüber spricht, da wird es nie rauskommen. Da gab es einen Fall, die Familienangehörigen, alle wurden geschlagen. Zuhause. Von Nazis in Serbien. Und diese Familie war so durcheinander, wo die gesagt haben: «Moment mal, was ist da passiert? Sogar am Ende denken die, das war die Schuld von denen.» Eigentlich können die nichts dafür, dass die so arm sind, und dann so ein Erscheinungsbild haben» (Bogdan Stojanov, in den 1970er Jahren geboren).

«Wir haben am Anfang versucht, viele zu Ärzten zu begleiten, dass man dann solche Situationen klären kann, mit Psychologen sprechen, weil, das fällt auch sehr schwer, wenn da jemand nicht die Sprache kann, darüber zu sprechen. Aber es gab Fälle, wo viele nicht sprechen wollten in Gegenwart von uns, das hat eine sehr lange Zeit gedauert, bis es dieses Vertrauen gegeben hat, wir sind genauso fremd wie alle anderen. Wir sind Roma, wir sind Freunde miteinander, aber es sind Schicksale, viele von denen wollen nicht in der Öffentlichkeit darüber sprechen, sondern nur mit einem Arzt mit so einem Hintergrundgedanken: «Der Arzt hilft mir dabei.» Und das war ein sehr langer Prozess, die Situation zu bearbeiten. Aber, wenn mal jemand nicht Deutsch spricht, wie kann er dann mit einem Arzt sprechen, oder wie kann ihnen ein Arzt helfen? Oder viele Ärzte haben gesagt, okay, wir können eine Hilfe anbieten, dass man dann Medikamente bekommt, aber das Problem ist nicht gelöst, man muss über dieses Problem sprechen. Und das hat sehr lange gedauert, bis sie sich geöffnet haben, über ihr Schicksal zu sprechen. Und das war dann unsere Erfahrung in vielen Fällen» (Bogdan Stojanov, in den 1970er Jahren geboren).

Lina Schmidt problematisiert in ihrer Schilderung Dolmetscher:innen aus den Herkunftsländern der Rom:nja, die aber dort zur Mehrheit gehören, die Rom:nja rassistisch diskriminiert:

«Das find' ich, sind einfach krasse Sachen, was da geschieht im Einzelnen auch, wie mit den Leuten umgegangen wird – oder, wenn wir schon dabei sind, was von den Behörden auch aus vielem hervorgeht, indem einfach 'n Zusammenhang mit Menschen, die aus anderen Ländern kommen, was ihnen geschieht, dass einfach sie eigentlich

nicht wirklich angehört werden, sondern dass man da einfach – wir haben das ja auch gestern gehört mit jemanden, der dolmetscht, der eigentlich genau das Gegenteil tut von dem, was er tun sollte, ja, der schon selber mit Vorurteilen und Rassismus zugeeckt ist, ja, dass er gar nicht erkennt, dass da jemand aus seinem, ich sag jetzt mal, Land, wo Krieg ist, flieht, und das macht jeder. Keiner geht freiwillig aus seinem Land weg, wenn's ihm gut geht» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

«Das mein' ich, ja, aber da gibt's auch viel, ich hab' das auch früher manchmal so gehört, dass auch von den Rumänen selber, die nicht der Minderheit angehören, eben auch dieser Rassismus gegen diese Leute ganz massiv war bei den Behörden, und – ja, aber es gab ja, dann zum Glück, kamen dann ja auch Leute selber, die aus der Minderheit waren und übersetzen konnten, so wie du zum Beispiel» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

### **Diskriminierung bei der Wohnungssuche**

Im Gruppengespräch *Romani Selbstorganisationen* berichtet eine Gesprächspartnerin vom Kontext ihrer Beratungsarbeit in einer Rom:nja-Selbstorganisation. Stefan Jung spricht als Mitarbeiter einer sozialen Beratungsstelle über die Diskriminierung von Klient:innen bei der Wohnungssuche:

«Es ist ein Teufelskreislauf, aus dem die Menschen nicht rauskommen können. Sie sind zwar jetzt explizit die EU-Bürger aus Rumänien, Bulgarien, sie sind in Führungsstrichen <privilegiert> als EU-Bürger. Aber im Endeffekt haben sie nichts, wenn sie herkommen. Nichts. Weil, sie kommen her, und haben nichts, können nicht die Sprache. Um die Sprache zu lernen, brauchen sie einen Deutschkurs, einen Sprachkurs. Um den zu bezahlen, brauchen sie einen Job. Um einen Job zu finden, müssen sie aber Deutsch können. Um diesen Sprachkurs irgendwie anders zu bezahlen, durch die Ämter, müssen sie in den Leistungsbezug kommen. In den Leistungsbezug kommen sie aber nicht, wenn sie keinen Job haben. Also ist das ein Teufelskreislauf. Es ist auch ein Teufelskreis, eine Wohnung zu finden. Es ist für – in Führungsstrichen – <Normalbürger> schwierig, für Menschen, die schon lange hier leben, egal ob Deutsche oder Migrant:innen oder sonstwas. Für Leute, die schon lange hier leben, ist es schwierig, eine Wohnung hier in [Stadtname] zu finden. Stellt euch mal vor, wie es für andere ist, die kein Deutsch können. Also diese Erfahrungen sind überall, rassistische



Erfahrungen werden in allen möglichen Lebensbereichen sichtbar» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

«Die bekommen jetzt keine Wohnung, erstmal am Telefon zwar ja, aber danach, wenn sie dort zur Besichtigung gehen, heißt es: Nein, ist besetzt» (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

«Da geht's im Prinzip so durch, hier erleben wir ganz viel, dass Menschen überdimensioniert lange in Obdachlosenquartieren sind oder in Notunterkünften, und dass da teilweise Familien, die später kommen, Anträge stellen, weniger Punkte haben, schneller zum Zug kommen, zu Wohnraum, als die, die hier schon sind, wir haben hier Familien, die bereits acht Jahre warten für Wohnraum, während andere dazugekommen sind, die innerhalb von 'nem halben Jahr 'ne Wohnung hatten, also insofern ist auch klar, dass es da 'ne Diskriminierung gibt» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

Der Sozialarbeiter Stefan Jung hat im Rahmen seiner Tätigkeit Kontakt mit Wohnungsbaugesellschaften gehabt und so berichtet er von Informationen, die ihm unter einer Schweigepflichtung zugetragen wurden:

«Ich habe ja schon Diskriminierung erlebt gehabt, ja, unter anderem war auch eine dabei, ein Sozialarbeiter, der dann mal auf mich zugekommen ist und gesagt hat: «Ja, bei uns konzentriert sich das schon 'n bisschen mit den Wohnungen und der Wohnungsvergabe.» Und da sagte ich, was er mir sagen will, da hatte ich schon Vorträge gemacht mittlerweile, da sagt er: «Ja, komm mit, und versprich mir bei deinem Wort, dass du da nichts weitergibst.» Und dann hat er mir einen Ordner vorgelegt mit 25 Wohnungen, damals wie gesagt, war der Wohnungsmarkt leichter, aber bei allen 25 freigemeldeten Wohnungen stand hinten drauf «Keine Sinti und Roma». Das heißt, bei hundertprozentiger Ablehnung haben wir strukturelle Diskriminierung. Und ich durfte es nicht verwenden» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

Djana Stojanova, die Mitarbeiterin einer Beratungsstelle, schildert direkte Ablehnung ihrer Klient:innen:

«Ja, ich hab' – das ist interessant, ich hab' 'ne Familie auch aus Bosnien begleitet bei einer Firma von Makler, und wir haben uns erkundigt für Wohnung, und dann der Mann sagt, okay, woher kommen Sie? Dann hab' ich gesagt: «Ja, sie kommen aus Bosnien und Herzegowina.» Ach so, sagt er, für die Leute gibt es keine Wohnung. Und

dann war ich so schockiert, so sauer in dem Moment, die Klientin, die hat nicht richtig verstanden, aber ich wollte ja in dem Moment auch nicht erzählen, weil sie ist auch sehr schwer durch bosnischen Krieg traumatisiert, sie würde ihn sofort angreifen und dann ich war geduldig und dann habe ich gesagt, wo steht es, dass für die Leute, die aus dem Balkan kommen, gibt es keine Wohnung, für die – «Ja», sagt er, «mein Chef gestern, der hat mich angerufen und er hat mir gesagt.» Und dann hab' ich gesagt: «Okay, und dann hab' ich natürlich bei meiner Arbeit Bescheid gesagt, und genau, dann haben die bei der Rassismus-Stelle also das gemeldet und jetzt momentan weiß ich nicht genau, was gelaufen ist. Aber Hauptsache, die Sache ist gemeldet» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

### **Verweigerung gesetzlich zustehender Sozial- und Dienstleistungen**

Im Gruppengespräch *Romani Selbstorganisationen* beschreibt der Mitarbeiter einer Selbstorganisation seine Erfahrungen mit der Ablehnung von Leistungen und der Begleitung von Hilfesuchenden zu den Ämtern:

«Oft kommen die Leute, jeder Fall ist sehr unterschiedlich und sehr vielfältig. Die Leute kommen dann zu uns zurück, sind frustriert, dass es nicht geklappt hat, wir schicken die oft nochmal alleine, und dann, wenn es wieder nicht funktioniert, versuchen wir zu begleiten, und da merkt man – da merkt man oft, dass es dann anders ist, dann klappt es auf einmal, wenn die Leute merken, aha, da ist jemand dabei, der die Leute unterstützt und weiß, worum es geht. Aber wir hatten auch Situationen, wo sich Sachbearbeiter auch mit unseren Mitarbeitern angelegt haben, die haben, also das ist heftig, was für Diskussionen dann aufkommen, dass man irgendwie immer wieder versucht, abzulehnen. Man sucht einfach sozusagen das Haar in der Suppe. Man sucht das Haar in der Suppe, um abzulehnen, und die Leute abzuwimmeln» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

«Zum Beispiel – das fängt ganz klein an. Wenn die Leute einen Antrag im Amt abgeben wollen, da fehlt irgendwas, die nehmen das nicht an. Das dürfen die nicht. Ämter sind verpflichtet, die Anträge anzunehmen. Egal ob sie vollständig sind oder nicht. Selbst wenn sie im falschen Amt sind, müssen die Ämter die Anträge annehmen und sie sind dafür zuständig, sie an die richtige Stelle zu schicken. Also da fängt es schon an» (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Eine Sozialarbeiterin beschreibt in dem Gruppengespräch *Romani Sozialarbeiterinnen*, wie ihrer Klientin durch Mitarbeiter:innen des Jobcenters ihre gesetzlich garantierte Leistung verweigert wird:

So I think that we are getting a little bit closer now also to institutional racism. This topic, it doesn't have an end for me. So I'm here in [Stadtname] just for like one year since I'm working, but everyday I experience – I mean not personally, but mostly my clients – experience here institutional racism. And it's a paradox, because I thought that social welfare is so German and the system is really well made and they are so welcoming and so helpful. But it happens to me everyday, that for instance I go with my clients to the Jobcenter, they meet all the requirements they need, they just go there to receive their rights. They don't go there to beg. So there is a social law and they go there, because they have the right to be like the beneficial of that certain SGB zwei oder etwas, and then it's so weird, because the workers there... And most of them are not even qualified social workers. Most of them are young Germans, who have no clou, what it means to be poor. They don't know what it means to not be able to give your children to eat. They don't know what it is to receive a fine on S-Bahn because you have to think to buy bread or buy a ticket. So they don't know all of these. And they can't understand it and then I go there with my clients, and they have no money on their account and then they say: <Oh, but why are you here? You are Romanian, go to Romania! I cannot help you.> And then I'm like <I'm sorry? Could you repeat that again?> And then <Yeah, if she doesn't have money to feed her children, she can give them to Jugendamt. Or she can go to Romania, why is she is here?> And I was like shocked and was like: <You didn't even look on her documents.> This is a single mother with her children, how do you tell her to go to Romania? And the background is, that this woman she worked for more than a year. And then she had the right to receive – how to say this in English like – unemployment benefit" (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Der Sozialarbeiter Stefan Jung berichtet über unrechtmäßige Ablehnungsbescheide der Jobcenter:

«Ich bin geschult, ich bin natürlich da diplomiert, und ich hab' auch Jura mit studiert, sodass ich also da drin lieg, aber es ist schon frappierend, was da manchmal abläuft, ja, ja, so wenn's um Bereich freie Berufswahl geht, hatten wir auch schon, dass dann

jemand sagt, ja, da draußen im Flughafen Sicherheitsbeamter zu werden, ist 'ne Ausbildung, «Das da, da machen wir nicht mit, weil, da entstehen Fahrtkosten», das heißt, man braucht 'ne zuzahlende Hilfe. «Ja, der soll sich gefälligst 'ne Ausbildung in [Stadtname] suchen», und zu sagen «Ja, spinnt der jetzt?», das ist 'ne Einschränkung des freien Rechts von Arbeit – da haben wir Freizügigkeit, das ist ein Grundrecht, da kann doch jetzt nicht über Verwaltungsrecht gebeugt werden sowas, vor allem, wenn jemand das selber findet, [Name der Person] hat das alles gemacht und alles auf die Beine gestellt und sich dann Mobilität eigentlich als 'ne Fähigkeit mit dran – aber was soll ich sagen, vielfach, wo wir immer wieder mit kämpfen» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

«Es gibt mittlerweile auch Aufweichungen, dadurch, dass wir mittlerweile überall dran sind, aber in den Jobcentern ist 'ne Anlaufstelle, wo sämtliche Bescheide mit überprüft werden, natürlich auf die Richtigkeit, und wir stellen immer wieder fest, dass grad bei den Analphabeten immer wieder Bescheide ausgestellt werden, die zu Ungunsten der Klienten sind und die sie überhaupt nicht verstehen und meinen, das ist halt so, und dann, wenn man's dann überprüft, also wir hatten auch schon mit der rechtlichen Überprüfung vom Sozialgericht dann auch Dinge, wo dann wirklich auch Gelder hatten zurückbezahlt werden müssen oder bezahlt werden müssen, die schon in die vierstelligen Summen gehen. Also nur dass so klar ist, es gibt so 'ne Verwaltungshoheit, die ja sowieso von vielen Sinti und auch von Roma als große Blockade oder Hürde gesehen werden, weil sie einfach sich nicht darin auskennen, und wir brauchen teilweise schon Juristen, um in dieses Verwaltungsdeutsch auch einzusteigen und das zu verstehen» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

Djana Stojanova, die Mitarbeiterin einer Beratungsstelle ist, beschreibt eine Mischung von Verweigerung der Leistung und unangemessener Kontrolle ihrer Klient:innen durch den Sozialhilfeträger:

«Und die sind auch halt geflüchtet aus Mazedonien – und Sozialamt weiß auch, dass die Familie Roma sind. Die haben erstmal in einer Unterkunft gewohnt, wo es sehr laut war und so weiter, viele negative Sachen sind da aufgefallen. Und da haben wir als [Name der Beratungsstelle] unterstützt, dass die Familie umzieht in eine Wohnung. Das heißt, wir brauchten Zeit, Nerven, wo wir auch mit dem Staat diskutiert haben, dann musste sich auch das Gesundheitsamt anschließen, dann musste ich dort auch hin, und wir haben geschafft, dass die Familie dann in eine Wohnung umziehen durfte,

aber das Sozialamt war bei der Familie in einem Monat vielleicht drei, viermal. Und die wollen von der Familie die Schlüssel. Als Reserve. Die meinen ja, falls was kaputt ist, oder wenn sie, weil die Frau ist krank, dass die nicht die Wohnung verbrennt: ‹Wir haben das Recht, mit unserem Schlüssel reinzukommen, weil wir zahlen diese Wohnung, und wir sind verantwortlich!› Und dann die Familie, das war für die Familie natürlich sehr stressig, und die Frau ist auch sehr traumatisiert. Also, die haben sogar die Keller durchgesucht und kontrolliert, die Türen, die Badezimmer, Balkon, ob alles okay ist bei denen, die wollten die dann nach paar Monaten aus der Wohnung rauschmeißen, dass die wieder in eine Notunterkunft kommen, aber Gott sei Dank, [Name der Beratungsstelle] hat vieles mitgemacht und unterstützt, dass die Familie immer noch seit vier Jahren jetzt in dieser Wohnung bleiben darf› (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

Dieselbe Sozialarbeiterin beschreibt auch die fehlende Versorgung bei der Behandlung ihrer Klient:innen im Krankenhaus:

«Ich hab’ ‘ne Familie auch, seit zwei Wochen, eine neue Familie. Die kommen auch aus Mazedonien, sehr schwer krank, und der Mann hatte auch ein Bein amputiert, schon im Heimatland, aber als er hier auch diese Infektionen, Bakterien und so weiter bekommen hat, er war schon ein paar Mal im Krankenhaus, und er soll alle sechs Wochen auch zur Kontrolle gehen und auch dableiben, dann haben sie ihn zurückgeschickt. Sie haben sich beschwert bei der Sozialarbeiterin, der Typ ist sehr laut, und dann sagt die Sozialarbeiterin: ‹Wie, ich kenne doch die Familie sehr gut, können Sie mir beschreiben, wieso?› Die haben immer wieder versucht, irgendwelche Klischee darüber zu erzählen, über den Typen, und die Sozialarbeiterin sagt: ‹Okay, ich nehme mein Auto und fahre in das Krankenhaus.› Sie war dort und sie hat verstanden, worum es ging, wieso er halt auch laut war, weil er halt aus Mazedonien kommt, direkt haben sie gewusst, dass er Roma ist, die haben das Zimmer von ihm nicht aufgeräumt, gar nichts, eine Woche lang, und alles, was sie ihm zu essen brachten, die Teller, oder das Tablett, stand alles da, also die bringen ihm nur zu Essen, aber das schmutzige Geschirr und so weiter, sie haben das nicht weggeräumt. Und das hat der halt, der hat sich halt beschwert, sagt er, da müssen sie saubermachen, und das hat die halt gestört, und dann die Sozialarbeiterin, die hat sich engagiert hat dann gesagt, dass sie ‘ne Beschwerde einleitet, und das hat sie, wie ich sie verstanden habe, das hat sie auch gemacht.»

«Und dieser Fall, beziehungsweise diese verschiedenen Fälle von Diskriminierung, die du ja in Bezug auf Roma erlebt hast, du hast jetzt gesagt, die Sozialarbeiterin hat ‘ne Beschwerde eingeleitet, weißt du, wie das Ende aussah?»

«Genau, die möchten ihn halt nicht mehr im Krankenhaus. Und die hat gesagt, okay, bitte nennen Sie mir einen Grund. Die haben versucht, darüber Klischees zu erzählen und so weiter, dann hat die Sozialarbeiterin gesagt, wissen Sie was, so eine saubere Familie habe ich bis jetzt noch nie gesehen, dass sie sogar die Wände mit Chlor desinfiziert, machen Sie das auch hier im Krankenhaus und so? Sie war sehr wütend und so weiter, dann hat sie mit mir gesprochen, dass sie beim nächsten Mal, wenn wir uns treffen, vielleicht ein anderes Krankenhaus suchen.»

«Was ist dann passiert?»

«Wir müssen halt jetzt mit Sozialarbeiterin nochmal schauen und suchen, wo er hingehen kann» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

Auch im Umgang mit der Ausländerbehörde, die ihre Klient:innen direkt anlügt, sowie mit der Polizei und begleitenden Ärzt:innen beschreibt die Sozialarbeiter:in fehlende Erfüllung von gesetzlichen Informationspflichten bis hin zur Verweigerung erster Hilfe:

«Ja, zum Beispiel habe ich auch eine Familie, die zu uns kommen, und ich übersetze nur da, und die Familie, die kamen als Gastarbeiter vor zwanzig Jahren nach dem Kosovokrieg, der Mann hat zwanzig Jahre gearbeitet hier in Deutschland, die hatten einen Aufenthaltstitel, die Kinder waren in der Schule, die haben Ausbildungsplätze, die sind auch gut in der Schule und so weiter, als dieser Verlängerungstag war, ganz normal die Familie ging zur Ausländerbehörde, das ist auch in einer anderen Stadt, nicht in [Stadtname], und dann haben die gedacht, okay, es wird so wie immer verlängert und an dem Tag gedacht, okay, sie kriegen ihren Aufenthalt, und sie warten einfach. Und dann die Leute gingen nach Hause und dann morgens früh um sechs Uhr kamen fünf Riesenbusse, Polizisten, mit Ärzten, die wollten die Familie abholen. Die Familie war geschockt, die Frau ist sehr krank, die wurde auch am Herz operiert, die ist umgekippt, sie war bewusstlos fünfzehn bis zwanzig Minuten, die Kinder durften der Mutter nicht helfen, die haben die Kinder in ein anderes Zimmer gesperrt, den Mann in anderes Zimmer gesperrt, der durfte nicht raus, und er schreit und klopft, sagt, bitte geben Sie Wasser für meine Frau, ich kenne meine Frau, sie ist krank, sie braucht Wasser. Und trotz allem haben die gesagt: «Nee, nee, sie wird aufwachen.» Polizei und so

weiter. Und da war auch der Arzt, das ist sowas von unglaublich, und nach fünfzehn oder zwanzig Minuten genau, haben die ihr Wasser gegeben und so weiter, dann ist sie tatsächlich wach geworden, und die hatte Blutdruck über 200 und noch was mit 180. Dann musste sie ins Krankenhaus und dann ein paar Tage später musste sie zum Amt, noch einmal, dass die freiwillig unterschreiben, dass sie gehen und natürlich haben dann [Name ihrer Beratungsstelle] auch erfahren, dann kamen sie zu uns und wir haben festgestellt, dass die Frau, die darf überhaupt nicht reisen, die ist sehr krank. Und dann haben sie für die Familie den Aufenthalt verlängert, aber es besteht immer noch halt diese Gefahr, dass die abgeschoben werden sollen» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

«Und dann haben wir auch mit Menschen zu tun, die plötzlich erwerbsunfähig werden, das heißt, wo dann sie diese Traumatisierung, Sekundärtraumatisierung einholt, und dann psychische Erkrankungen kommen, wo wir dann soziale Grundsicherung tatsächlich erreichen, und dann kommt der Rententräger mit rein und sagt, die können doch arbeiten, und wirft alles wieder um, und wir müssen dann wieder vor's Gericht ziehen und sagen, wie ist das möglich, hier sind drei verschiedene Gutachten da, wieso wird das alles über den Haufen geworfen innerhalb von fünf Minuten: «Ach so, das ist ein Sinto, das ist klar, der kann gleich gehen», und sofort werden Gutachten raus...» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

«Ich bin ja nur in dem Bereich tätig. Insofern kann ich schlecht sagen, ist das jetzt bei den anderen auch so, aber ich spür' es natürlich deutlich, weil es mit in den Arbeitsbereich reinfällt. Und ich krieg' halt auch mit, dass wir tatsächlich in der vierten Generation sind und noch in der vierten Generation noch Traumatisierungen übergehen. Klar, die sind im Schatten ihrer Eltern, die wieder in ihren Eltern, und die haben praktisch die Angst übertragen über Generationen, und die Kinder dann krank gemacht. Da kann man jetzt natürlich drüber streiten. Aber die Anerkennung der psychischen Erkrankung wär' ja eigentlich ein wichtiges Indiz» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

### **3.6.2 Umgang mit Hilfesuchenden und Empfänger:innen von Sozialleistungen**

#### ***Othering***

Im Einzelgespräch beschreibt Djana Stojanova stereotypisierte Wahrnehmungen ihrer Klient:innen, die ihr über sachlich unbegründete Fragen nach der Herkunft deutlich werden. Gleichzeitig führt die Zurückweisung der Diskriminierung zu erneuter Beschuldigung (unhöflich) bis hin zur Verweigerung der Leistungserbringung:

«Also es gibt auch viele andere Fälle. Zum Beispiel auch fragen die bei der Diakonie die Leute, die jetzt aus dem Balkan kommen, zu welchem Volk die gehören, und natürlich unsere Leute verheimlichen es, viele. Es gibt auch Gründe, wieso man das halt auch macht, und dann versuchen die, ein bisschen frustrierter, sozusagen unfreundlich, mit den Menschen umzugehen. In [Stadtname] von der Diakonie oder AWO und so weiter. Aber das ist meistens von den Deutschen. Die Deutschen, die da arbeiten, also Mitarbeiter sind.»

«Weißt du, warum die das fragen?»

«Weil, die wollen es direkt wissen, ob die Roma-Familien sind. Und die fragen sie dann auch. Und dann habe ich einmal eine Familie begleitet, wo sie fragte, zu welchem Volk sie gehören, eine Familie, und mich auch. Ich sagte: <Volk?> Ich dachte erst einmal an Folklore oder so etwas, und dann hab' ich mir gedacht, nee, das kann nicht wahr sein, und dann hab' ich gesagt: <Wissen Sie was, können Sie mir das bitte nochmal sagen, ich hab' es nicht verstanden>, dann hat sie es mir nochmal gesagt, und dann hab' ich gesagt: <Wenn ich Ihnen jetzt sage, dass ich 'ne Pakistani bin oder keine Ahnung, würden Sie mir extra helfen deshalb?> Sie meinte: <Ja, wie können Sie so etwas sagen>, und dann hab' ich gesagt: <Ja, das war meine Frage jetzt. Sie müssen mir eine Antwort geben.> Und dann kam eine andere Kollegin und sagte: <Komm', gehen Sie bitte, das ist unhöflich, was du da überhaupt machst.> Und dann habe ich nachgedacht, was soll das? Und immer wieder beschwerten die sich, ja, wir sind unfreundlich zu den Leuten, und wenn wir auch fragen, zu welchem Volk halt die gehören, die wollen uns nicht sagen. Ja natürlich, ich verstehe, wieso, weil, die wollen unseren Leuten nicht tatsächlich helfen, die möchten sogar diese Klischees nur mitkriegen. Das ist das» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

Die Zurückweisung von Diskriminierung führt hier zu erneuter Beschuldigung («unhöflich») bis hin zur Verweigerung der Leistungserbringung:

«Aber die Therapeutin von [Beratungsstelle], die zuständig ist für die Klientin, die musste mit dem Richter fünf Stunden extra reden und erklären und so weiter, als



Roma, dass die diskriminiert sind im Heimatland und so, also die hat viele Fragen, ob die Familie tatsächlich gestärkt wird, obwohl das Roma sind und so weiter. Sie meinte: «Wie, Sie kennen die Familie seit fünf Jahren? Wie sind die?» Und überhaupt als Roma-Familie und so weiter, und die musste alles von A bis Z erklären, das war sehr anstrengend für uns alle» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

Fehlende Professionalität bei Therapeut:innen und Richter:innen (u. a.) muss von Klient:innen oder romani Sozialarbeiter:innen (kostenlos und unfreiwillig) erbracht werden.

Stefan Jung beschreibt stereotypisierende Erwartungshaltungen an Klient:innen:

«Eine Sozialarbeiterin, die in die Wohnung reinkommt und überrascht ist – und es dann auch der Mutter sagt: «Mensch, bei Ihnen ist es aber sauber», so, das ist ja indirekt, weil im Umkehrschluss heißt es, dass sie eigentlich denkt, dass es dreckig sein müsste, und die es aber gar nicht böse meint, sondern tatsächlich in vielen Familien reinkommt und das eher nicht erlebt, dass da alles in Ordnung ist, so, und dann plötzlich das erlebt und gleichzeitig weiß, da gibt's aber andere Probleme. Die belehre ich dann. Sage ich dann: «Können Sie sich vorstellen, wie das ankommt, wenn Sie das so sagen? Was heißt denn das im Umkehrschluss?» Wir Sinti haben da 'ne andere Sensibilität, das rauszuhören, was das eigentlich heißt. Und da weise ich auch wirklich drauf hin und sag': Bitte da vorsichtiger sein, damit stößt man Menschen vor'n Kopf, Sie haben's gut gemeint, Sie wollten sie loben, das nehm' ich ab, aber es ist nicht angekommen, das Loben» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

Er berichtet auch über Beratungsstellen, die Beratung für Gadge über Rom:nja und Sinti:zze anbieten und wo das spezialisierte Angebot mit ihrer besonderen Unzugänglichkeit begründet wird, die wiederum an stereotypen Wahrnehmungen ansetzt:

«Das wär' dann so 'ne indirekte Geschichte. Natürlich gibt's da viel – wir haben jetzt auch grad, in [Stadtname] hat so 'ne Beratungsstelle aufgemacht, die heißt [Name der Beratungsstelle], eine Beratungsstelle, die speziell dafür da ist, um andere zu beraten, wie man mit Sinti und Roma umgeht, weil die ja so schwierig sind. Okay – die [Name] ist dahin, ja, hat sich als ehrenamtlich da ausgegeben und hat gesagt, sie würde es mal interessieren. Sie hat dann einen Bericht zurückgeliefert, der also sagt, mit welchen Stereotypen, was alles reingepackt wird an negativen Dingen, was die Roma sind, und was die bildungsfern sind und welche eigenartigen Heiratsregeln sie

haben und so weiter, alles zusammengepackt da rein» (Stefan Jung, in den 1960er Jahren geboren).

In dem Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* berichtet eine Pädagogin von einer lange zurückliegenden Sitzung. In einer professionellen Runde von Sozialarbeiter:innen wurde sie Zeugin einer Erzählung über eine Romni, der bedrohliche Zauberkräfte zugeschrieben werden:

«Vor zwanzig Jahren habe ich das erlebt in dieser indirekten Art und Weise, das war irgendwo ‘ne Veranstaltung von der Diakonie mit Sozialarbeiter:innen. Es gab irgendwie so ‘ne – wie das damals eben so noch hieß – zum Thema Roma – wahrscheinlich in der Sozialarbeit oder als Klientel oder irgendwas. Und da gab’s ‘ne Vorstellung-, die waren schon qualifizierter, [...] da gab’s ‘ne Vorstellungsrunde, und da erzählte wirklich ‘ne Sozialarbeiterin, dass sie mit einer Romni, aber wahrscheinlich sagte sie nicht Romni, aber es war klar, mit ‘ner Roma-Frau, sagte sie dann wahrscheinlich, zu tun hatte, und mit der es irgendwie Konflikte gab, weil sie wahrscheinlich die Dinge nicht so erledigen konnte, wie es eben notwendig war oder irgendetwas. Und dann sagte die tatsächlich: «Ja, und dann kam die, und die hat mich verflucht, und ich hatte richtig Angst», also sie erzählte wirklich so ‘ne Szene, wie sie der gegenüber saß und vor dieser Frau Angst bekam. Weil sie das Gefühl hatte, die verflucht sie, oder die verzaubert sie – also ganz ernsthaft. Ich saß drei Menschen weiter und saß da und dachte irgendwie – also ich war fassungslos und hatte meine eigene Vorstellung schon vorbereitet, und die beinhaltete auch mein Outing» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

## **Beschimpfungen und Unfreundlichkeit**

Die Fachkräfte berichten über Beschimpfungen und Unfreundlichkeit gegenüber ihren Klient:innen und darüber, dass Interventionen von Sozialarbeiter:innen erfolglos bleiben (Missverständnis, Diskriminierung ging weiter...) und Klient:innen es daher vorziehen, ihre Zugehörigkeit für sich zu behalten, was nicht immer gelingt:

«Wir haben sowas gehört, die Leute berichteten uns das, das war beispielsweise, damals war es noch nicht Jobcenter, Arbeitsamt: «Gehen Sie doch dahin, wo Sie hergekommen sind.» Das war – und wenn man das dann ansprach, dann war das natürlich ‘n

Missverständnis. Und mein Vater und ich wir suchten dann eben auch die entsprechenden Teamleitungen auf etc. Und da ergaben sich meistens ganz gute Gespräche, aber die Diskriminierung ging weiter. Und bis zum heutigen Tag. Und es ist kein, also es ist für mich nicht verwunderlich, dass Leute ihre ethnische Zugehörigkeit verbergen aus Angst vor Benachteiligung, aus Angst vor Arbeitsplatzverlust, auch aus Angst vor Wohnungsverlust» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Ich begleite auch Familien bei Behörden, und da habe ich eine Familie begleitet, die haben mich gebeten, du musst bitte mitkommen, weil, wenn wir dort hingehen, werden wir angeschrien, beschimpft und so weiter. Ich dachte mir, okay, soll ich das mitmachen oder nicht, da habe ich natürlich mit meiner Koordinatorin gesprochen. Sie meinte, okay, du darfst, aber du darfst halt nicht immer die Familien begleiten, und wo ich dabei war, die waren so freundlich zu der Familie, und dann hab' ich mir gedacht, okay, jetzt wissen sie, weil ich sie begleite, beim nächsten Mal muss ich wahrscheinlich nicht, die würden tatsächlich freundlicher zu der Familie sein, aber leider ist das nicht so passiert, und an dem Tag konnte ich die Familie nicht begleiten, die waren ganz normal zur Verlängerung gegangen. Die Frau muss von einem Kind eine Geburtsurkunde beim Amt abgeben, aber diese Geburtsurkunde ist so kompliziert, da muss man in [Stadt] mit einem Anwalt, und wir haben auch einen Anwalt eingeschaltet, wir warten halt, und die Frau hat versucht, das beim Amt zu erklären, und dann natürlich der Mann auch – freundlich, der hat gesagt, ja meine Frau, die hat Recht, das ist, was er sagte, kam ein Kollege aus dem anderen Zimmer, der hat den so angeschrien ... Und der Mann sagt zu ihm, okay, was habe ich denn gemacht? Und die Dame sagt, ich hab' alles im Griff, was wollen Sie hier, lassen Sie das in Ruhe. Der hat die Security gerufen, die haben den Mann rausgeschmissen, und er dachte dann, okay, jetzt ist es vorbei, wo er zur Unterkunft ging, zehn Minuten später kam die Kriminalpolizei zu der Familie, die Kinder waren natürlich alle geschockt, und der hat, der Mann hat gesagt, dass er als Nazi beschimpft wurde, dass er ihn umbringt, dass er seine Schwester fickt, und so weiter, das steht alles in diesem Protokoll, und dann haben die uns gefragt [...], und der Mann muss jetzt 2.500 Euro Strafe zahlen, obwohl er das nicht gemacht hat» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

«Wir waren auch in [Stadtname], ich hab' auch eine Familie begleitet, wo wir einen Antrag stellen wollten für Behindertenausweis oder so, genau, und da war auch 'ne Roma-Familie, und natürlich er sah bisschen dunkel aus, etwas kräftiger und so weiter, das hat man automatisch gemerkt, dass er ein Rom ist. Und die Dame fragt ihn, was

möchten Sie, aber unfreundlich. Und ich hab' die ganze Zeit nur beobachtet, ich wollte mich nicht einfach einmischen, ich wollte nur wissen, wie sie einfach reagieren. Und der hat ganz vernünftig erklärt und so weiter, die Dame war sowas von unfreundlich zu ihm. Da ging der Mann und ich dachte mir, okay, ich schaue jetzt, wie sie auf mich reagiert, also, und mit mir war sie ganz anders. Ganz freundlich, lächelt, ich hab' mich extra auf dumm gestellt, die hat mir alles erklärt, und dann denke ich mir, was für ein Schlag» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

Eine Sozialarbeiterin berichtet im Gruppengespräch *Romani Sozialarbeiterinnen* über rassistische Beschimpfungen durch die Kinder in einem Mädchentreff:

«Und ansonsten, meine Erfahrung, weswegen ich ja [Name einer Selbstorganisation] erst kennengelernt habe, weil ich 'n Praktikum im [Name eines Mädchentreffs] Mädchentreff gemacht habe, und da hatten die ihren alten Verein noch, [Name des Vereins], und da war mir aufgefallen, da war ich ja auch so inkognito immer, und ich hab' das eh, weil meine Identität – ich steh' da nicht so, also ich bin da nicht so stark oder so, hängt mit meiner Geschichte zusammen – aber, ich hab' auch die ein oder andere Kränkung in meinem Leben erlebt deswegen, und deswegen nehm' ich schon auch Sachen persönlich, und ich hab' sehr persönlich genommen, dass die Kinder sich untereinander halt so die ganze Zeit auf dem Niveau beschimpft haben, sind alles PoC-Kinder, alles arabische, türkische Kinder. Aber die Roma die kommen nach ganz unten. Also da beschimpft man sich noch richtig, und dann hat man auch ganz klar die Sachen im Kopf irgendwie, das sind die, die – weißt du dann, so Beispiele, die stürzen sich auf's Buffet wie die <Z>, so zum Beispiel. Oder: <Du benimmst dich wie 'n Z>, und so weiter und so fort, die haben ganz klar, alles was da mitkommt, ungehalten, also gierig, unerzogen, unhöflich, was weiß ich, irgendwie unsozial halt, das sind auf jeden Fall die Rassismen, die da 'ne Rolle gespielt haben, und deswegen dachte ich, diese Kids, die brauchen auf jeden Fall irgendwie Bildung, und ich hab' mir das nicht zugetraut, und deswegen bin ich ja, damals hab' ich ja [Name des Vereins] deswegen kennengelernt, weil ich einfach fragen wollte, könnt ihr da unterstützen, könnt ihr da irgendwie mal 'n Workshop geben oder irgendwas, die Kinder, denen ist es auch egal, ob irgendwelche, da waren ja auch diese ganzen jugoslawischen Roma-Kinder, aber die haben geschwiegen, die haben nichts dazu gesagt, die haben sich das mit angehört natürlich und sind so verschwunden mit ihrer Identität, und haben das nicht thematisiert einfach» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

### 3.6.3 Intervenierende Hilfen

#### Unverhältnismäßige Intervention

Ein Mitarbeiter einer Selbstorganisation befürchtet im Rahmen von Familienhilfen rassistisch konnotierte Datensammlungen von Rom:nja und Sinti:zze aufgrund der vielen Dokumentationen in dem Bereich in Verbindung mit der stereotypen Wahrnehmung dieser Klient:innen:

«Na ja, gibt es viele Berichte über – du hast die ganzen Notizen, die von einer Übersetzerin gemacht wurden, wenn wir gesprochen haben. Du hast die Leute, die Sozialarbeiter waren, die über die uns geschimpft haben. Du hast die Leute, die viele Familienhilfen machen, weil manche Familien – das ist quasi ein Geschäft, die viele Familien betreuen. Ja, also du hast immer Familien, die wirklich drei, vier Familienhilfen bei sich hatten, die da arbeiten, und das sind alle, die berichten, die in einer Datenbank gesammelt sind, und der Staat weiß genau, was abläuft und wie die Vorgänge in der Roma Community sind (*Romani Selbstorganisationen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Zur Datensammlung durch Sozialarbeiter:innen berichtet eine Aktivistin von ihren Erfahrungen in den 1990er Jahren:

«Das war eine Zigeunerseelsorge von der Caritas Köln, wo alle Roma und Sinti erfasst werden sollten, sie hat immer gesagt, wir wollen, dass eure Kultur erhalten bleibt. Unter dem Begriff *«Zigeuner-nomadenseelsorge»*. Wir sind keine Nomaden. Und wir sind auch keine Zigeuner. Und wir haben – wir waren hier, in [Stadtname], und haben versucht, mit vielen Roma und Sinti in [Stadtname] versucht, diesen Begriff ihr abzusprechen und dass es diese Art von Organisation nicht mehr geben darf.»

Eine Sozialarbeiterin beschreibt im Gruppengespräch *Romani Sozialarbeiterinnen* ihre Erfahrungen in der Heimunterbringung von Kindern und berichtet davon, wie rassistische Wissensbestände genutzt werden, um Kindern ihre Rechte zu verweigern und sie auszubeuten:

«I worked in [Name der Organisation] and that was only two months, because I gave up. It was a super payed job. So it was one hour from [Heim] that children were institutionalized. Like a Heim, but from the Jugendamt, when the Jugendamt takes the children from the family, they put it in this house. Yeah, and most of the children were

Germans, but there were two migrant children as well. [...] When the children would come from the school, the two migrant children would have to cook, to clean the rooms. Yes – two like in the bathroom as well to do and then I asked my colleagues, like I'm sorry, but why do you do this?»

«Where was it?»

«[Name der Gegend], and I asked them, why you do it? And they said, oh, because they miss their parents and the migrant children were used to work a lot. So it's good to let them work. And then I said, sorry, this is not normal. That was one problem. And the second: All the day they were inside, each child could speak with the family. At the phone, because you have to do family integration. The two migrant children couldn't speak with their mother and their father at the phone. They didn't let them speak. Because they didn't speak German. So they didn't speak German, they couldn't monitor what the family would say. And then they didn't let them speak with the mother. And I said: I'm a migrant, I will supervise what the children speak, they have the right to speak with the mother. They said no, sorry, we cannot. And then six o'clock they would put them to sleep. And then – I couldn't change the situation, I tried a lot, but I couldn't. Maybe I wasn't strong enough, so what they did, I just decided to leave, and then before to leave, I wrote official letters to them complaining and also addressed it to the higher Jugendamt, from which the organization was financed. Because I didn't find it normal, so if those children from migrants they shouldn't suffer that the parents cannot speak German on the phone. And then I just couldn't work at such a place and the only solution I had then was to not be part of this craziness» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Die Sozialarbeiter:innen beschreiben auch im Rahmen von ambulanten Hilfen, wie sie mit diskriminierenden Vorstellungen des Jugendamtes zur Frühverheiratung von romani Mädchen konfrontiert sind:

«But in the same time, so the way it works we first have to do the Familienhilfeplan, and then we have to implement it. And whenever there is a young girl who is thirteen, fourteen, this person from Jugendamt, the first that she puts, like Ziel, is to prevent marriage. And then she works on that. And then she did this two times. My German was not so good, I thought that maybe the family wanted to make a wedding and Jugendamt knew. And then the third time another family she put the first Ziel prevent

early marriage. And I said ‹Sorry, but why do you put this in all families? because each family is complex, they have different issues› and she says: ‹Oh, because we have to take care, I know that in Roma families this is one issue and I want to pay a project for the girls to go to school. And then I say: ‹I’m sorry, but that doesn’t go, if she is Roma.› But she had very good intentions, so I know this woman, with whom I work at Jugendamt and she wasn’t bad intention. But still. At first I didn’t recognize it. Because I didn’t know the family, so I thought, okay, maybe the family indeed had some background with something the second, and then the third time I asked her why. Do you know the background, and she was well, because it’s Roma family and no matter, and I was no I’m sorry. This is not the case› (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

«Genau, ich wollte noch über das Mädchen erzählen, die ich begleitet habe mit der Familie zum Jugendamt. Ich wollte halt erzählen, dass die Sozialpädagogin, wo sie zu dem Vater gesagt hat: ‹Wissen Sie was, Sie möchten halt Ihre Tochter verkaufen.› Und der Vater sagte: ‹Wie meinen Sie denn das?› Und dann sagt sie: ‹Ja, das ist üblich bei euch Roma.› Und da war ich auch sprachlos, der Vater, der hat sich aufgeregt, dann sagt der: ‹Das stimmt gar nicht, ich habe einen älteren Sohn, wenn ich wen verheiratet hätte, hätte ich meinen ältesten Sohn verheiratet, aber nicht meine vierzehnjährige Tochter. Wir sind nur derentwegen nach Deutschland gekommen.› Aber ich wollte damit auch sagen, dass die immer wieder versuchen, das zu begründen, diese Hintergründe, dass die Roma verkaufen ihre Kinder und so weiter, für das Geld, weil die halt arm sind, die benötigen das, und diese Klischees immer wieder halt benutzen, das wollte ich sagen› (*Djana Stojanova*, in den 1980er Jahren geboren).

### **3.6.3.1 Kindesentzug**

Der Kindesentzug ist in der Jugendhilfe eine der massivsten Interventionen. Diese beschreiben mehrere Sozialarbeiter:innen in Bezug auf die Kinder von Rom:nja und Sinti:zze als unverhältnismäßig und diskriminierend. Sie wird früher als sonst üblich in Erwägung gezogen und mit Bezug auf rassistische Stereotypen begründet:

«So, dann hat sich die AWO eingeschaltet, obwohl sich die AWO eigentlich nur für Kinder einschaltet, die nicht die deutsche Staatsbürgerschaft haben, aber hier waren sie auf den Plan gerufen, also das waren – das waren polnische Roma. Und die hatten

aber alle die deutsche Staatsbürgerschaft, die Großmutter, die Mutter, etc. Und trotzdem hat sich hier die AWO mit eingeschaltet. Und dann gab es Gespräche mit dem Jugendamt mit der AWO, die ziemlich negativ waren, also die AWO argumentierte sehr negativ, und es wurde dann gesagt, welche Zukunft hat denn dieses Kind jetzt bei dieser Großmutter. Das könne ja gar nicht gut gehen, und man würde sich dagegen aussprechen etc. Und das war ein türkischer Mitarbeiter bei der AWO. Also da kommt schon ziemlicher – und das erlebe ich immer wieder, dass das dann oftmals Angehörige selbst einer Minderheit sind, die wirklich noch viel mehr diskriminieren als Mitarbeiter, der eigentlich – also Deutscher in Anführungsstrichen ist» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Ja die Aussagen. Also die Aussagen waren einfach – das sind versteckte, wie soll ich das sagen, das ist nicht offiziell, also die Frage schon, was hat dieses Kind für ‘ne Chance? Dabei ging es nicht um die Großmutter. Was hat dieses Kind für ‘ne Chance innerhalb der Community. Das ist eigentlich die Frage. Wie werden die denn groß, was haben die denn und – also, ich hab’ dann auch gesagt, das wundert mich jetzt, dass Sie als Türke das fragen. Das kennen Sie wahrscheinlich auch mit dem Familienzusammenhalt [...]. Was soll das mit dem Kind und <Wie soll das glücklich werden?> Dann hab’ ich gesagt: <Ihr Glück ist nicht das Glück des Kindes und umgekehrt.> Ja, aber – ach das führt jetzt soweit. Es ist einfach – also sie bleiben Rassisten» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Ja, es gab ‘ne Rechtsanwältin, die eingeschaltet war zu diesem Fall, das hatte ich dann empfohlen, weil, wir sind da nicht mehr weitergekommen, die mauern ja. Man kommt da nicht mehr weiter und ein Teil der Akteneinsicht habe ich erhalten. Das war hektisch, wir sind da nicht mit durchgekommen, das ging bestimmt anderthalb Jahre. Da wurde die ganze Familie überprüft. Und da wurde allen was Negatives unterstellt. Niemand soll in der Lage gewesen sein, die Kinder aus der staatlichen Obhut wieder rauszuholen. Es wurde beispielsweise argumentiert, das eine Kind sei fettleibig, das andere Kind sei ein bisschen zurückgeblieben und so weiter. Es war eigentlich – es waren vorgeschobene Gründe. Und man hat die Kinder auch getrennt, die beiden ältesten Kinder hat man getrennt, weil die gegenseitig bezeugen konnten, dass sie in dem Heim diskriminiert wurden, geschubst wurden, gekniffen wurden etc., und dann hat man auch die beiden ältesten Kinder getrennt. Und niemand von der Familie durfte erfahren, wo sich die Kinder aufhalten, das war ‘ne Katastrophe. Ich hab’ dann noch gedroht mit Öffentlichkeit und so weiter, und dann hat man mir gedroht im Gegenzug,



man würde dann auch bekannt geben, warum die Kinder entzogen wurden. Ja, die Eltern sind straffällig geworden, aber es hat sich nicht gegen die eigenen Kinder gerichtet, das war es, die waren ja keine schlechten Eltern deshalb» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Wir haben noch 'ne Anwältin gefragt, wir sind damit an die – an den Ausschuss im Abgeordnetenhaus herangetreten etc. Wie gesagt, alles, wir sind nicht weitergekommen an der Stelle, wir haben den Bürgermeister eingeschaltet. In einem Bezirk, den ich jetzt nicht nennen will. Und den Stadtrat etc. – und sind nicht weitergekommen, wir sind nicht weitergekommen, ich hatte das Gefühl, dass da eine – wie soll ich das sagen – Meinung herrscht, die so zementiert ist, nach dem Motto: «In den Familien passiert nichts Gutes, also kann es nur gut sein für die Kinder, dass man sie einfach wegnimmt.» [...] Ist Realität. Und deshalb sind die Familien wirklich darauf bedacht, mit dem Jugendamt nichts zu tun zu haben. Deshalb verzichteten sie auf Geld und wollen das gar nicht angegeben haben, weil sie Angst haben, ihre Kinder zu verlieren. So, und das hat Tradition. Das hat man schon immer gemacht. So, man hat den Leuten gedroht, ihr müsst spätestens mit Eintritt der Schulpflicht, ihr müsst die zur Schule schicken, sonst werden sie euch weggenommen, oder wir beobachten das, dann hatten sie Angst und sind wieder von einem Ort wieder an den nächsten gezogen. Weil sie einfach Angst hatten, und das hat ja 'ne Geschichte, das ist ja 'ne Tradition, kann man schon sagen. Dieser ständig drohende Kindesentzug, nach dem Motto: «Ihr lebt so, wie das für ein Kind – das kann nicht gut sein, eure Lebensweise.» Die bemessen wird an der deutschen Mehrheitskultur (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Zum Beispiel hab' ich 'ne Familie, ich musste sie zum Jugendamt begleiten, und die war ein 14-jähriges Mädchen. Natürlich, wir haben diese Tradition bisschen und Kultur, dass unsere Mädchen nicht nach zehn Uhr nach Hause kommen halt, und sie wollte halt mehr, zwölf Uhr, ein Uhr, dass sie nach Hause kommt, weil die solche Freundinnen hatte, und der Vater war natürlich streng, und sagt: «Nee, das geh nicht, dein Bruder geht nicht einmal bis zwölf Uhr nach draußen, und er ist schon achtzehn und du bist erst vierzehn Jahre alt, das geht nicht, und wir sind halt anders als andere» und so weiter. Und die hat sich mit 'ner Freundin abgesprochen, die Freundin sagte zu ihr: «Okay, rede mal mit unserem Lehrer.» Natürlich, sie hat gesagt: «Ja, mein Vater, der hat mich geschlagen, er lässt mich nicht nach draußen», die hat Blödsinn erzählt, und der Vater weiß, das Mädchen ist in der Schule, die warten auf das Mädchen, eine Stunde später rufen sie in der Schule an, die haben gesagt, ja, sie ist hier, sie kommt

gleich nach Hause. Obwohl sie war nicht einmal mehr da, sie war direkt beim Jugendamt, vier Stunden, die Eltern haben sich Sorgen gemacht, der Bruder auch, er ging zur Schule und ein Kollege sagte dann zu dem Bruder: «Hey, hör' mal, deine Schwester ist nicht hier, deine Schwester ist beim Jugendamt.» Wie, sagt er, mach' keinen Scherz, sagt er, und dann in dem Moment tatsächlich ruft das Jugendamt den Vater an und sagt so und so, Ihre Tochter ist hier, und dann sagt er: «Wieso, was hat sie angestellt» und so weiter, dann durften die überhaupt nicht mit der Tochter Kontakt aufnehmen, ich hab' da auch übersetzt, und die haben dann diesen Vormund eingesetzt, fünfzig Prozent beim Staat (das Sorgerecht) abgegeben, und fünfzig Prozent bei den Eltern. Und das Mädchen, die haben immer versprochen, dass die beim nächsten Gespräch dabei ist, daran haben sie sich nie gehalten, und dann sagte der Vater: «Okay, bringen Sie mir bitte meine Tochter her, ich will sie einfach sehen. Und reden, einfach offen.» – «Nein, das dürfen wir nicht.» Und dann haben sie den Psychologischen Dienst eingeschaltet und so weiter, und natürlich haben die dann rausgefunden, dass der Vater sie nicht geschlagen hat und so weiter, aber trotz allem, das Mädchen wollte dann nach Hause kommen, aber das Jugendamt hat das nicht zugelassen, dass sie nach Hause kommt. Weil, sie hatten die fünfzig Prozent dieser Vormundschaft. Leider. Ja, und jetzt, seitdem, weiß ich jetzt nicht, ob sie immer noch da ist, oder ob sie jetzt nach Hause gekommen ist. Aber die Dame, die hatte sich als Pädagogin da vorgestellt und so weiter, wie sie reagiert hat, also das war sowas von asozial und der Vater natürlich, der hatte Recht, und nicht, weil ich auch eine Romni bin und er ein Rom ist, dass ich das sage, der hatte vollkommen Recht, wo er zu der Sozialpädagogin sagte: «Okay, Sie reden jetzt wie ein Straßenkind, zeigen Sie mir bitte Ihr Diplom, woher haben Sie es, haben Sie es gekauft», sagte er, «eine Pädagogin stellt nicht solche Fragen und Ultimaten, wir sind Roma», sagt er, «aber wir sind nicht diese asozialen Roma, es gibt auch asoziale Deutsche», sagt er zu ihr. Das war so 'ne riesige Diskussion, aber die Dame ist sowas von unfreundlich... Und dann habe ich noch 'ne Familie begleitet, aber ich wollte nicht dann zum Jugendamt die Familie begleiten, als ich erfahren habe, die gleiche Frau war zuständig, und die Familie hat dann von mir erzählt, meinen Namen, und die meinte: «Ach, die kennen wir» und so, die hatten bisschen Schreck bekommen, weil die wissen, dass ich mit [Name der Beratungsstelle] arbeite, und dann musste halt [die Beratungsstelle] eine Stellungnahme schreiben, weil die wollten auch von denen die Kinder wegnehmen, die drei Jungs, das war schrecklich. Aber wir haben es geschafft, dass die Kinder bei den Eltern bleiben» (Djana Stojanova, in den 1980er Jahren geboren).

«Die Großmutter hat dann die Pflegschaft, hat sie offiziell beantragt. Wir hatten beispielsweise einen Fall, da war die Mutter drogenabhängig, dieses Kind kam in einer Haftanstalt zur Welt und hatte keine Geburtsurkunde. Und das in unserem deutschen Staat, der so gründlich ist. In der Haftanstalt, keine Geburtsurkunde. Und dann hat sie das Kind irgendwann rausgegeben, die Großmutter hat das weiter aufgezogen, die Mutter kam dann auch raus und wollte das Kind zurückhaben, und da ging es wirklich vor's Jugendamt und das Jugendamt hat dann wirklich gesagt, die Großmutter sei viel zu alt – und die war noch nicht alt, die war sechzig. Und die könnte das Kind nicht erziehen, und man hat dieses Kind zu der drogenabhängigen Mutter zurückgebracht. Und das war aber noch nicht der richtige – Moment, war das da schon offiziell – nee, diese Auseinandersetzung folgte später, das erste war, dass irgendwann die Mutter, die Großmutter mit dem Baby bei mir im Büro erschien und sagte, ich kann mit dem Kind nicht zum Arzt gehen, weil das Kind existiert eigentlich nicht. Und sie hatte jetzt große Angst, dass man ihr das Kind nimmt. Und dann hab' ich gesagt, uns bleibt nichts anders übrig, kann ja mal irgendwas sein, dass das Kind die Papiere braucht» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

Agnes Kraus schildert wie Eltern, die sich nicht wehren können, unter Druck gesetzt werden:

«Na ja, man droht mit Kindesentzug, und da ist ja an sich schon 'ne Drohung, die Tradition hat in Bezug auf Sinti und Roma. Es war ja schon – wann war das, im 18. Jahrhundert, 19. Jahrhundert –, dass man Leute, dass man immer wieder versucht hat, ihnen die Kinder wegzunehmen, aber gleichzeitig ihnen unterstellt hat, dass sie anderen die Kinder wegnehmen. Weil sie wahrscheinlich nicht genug eigene hatten. Und die Drohung des Kindesentzugs, das ist – ich meine, wer möchte sich denn gerne die Kinder wegnehmen lassen, das ist – ähm: Der Verlust eines Kindes, das sollte sich mal jeder vor Augen führen, was das bedeutet. Und, ähm: Ja, mir fällt dazu nix mehr ein, das ist einfach, man droht den Eltern, und wenn irgendwas nicht so läuft, wie man denkt und wie es erwartet wird, und dann droht man ihnen wirklich mit Kindesentzug. Es wird unverhältnismäßig oft das Jugendamt eingeschaltet. Wenn die Eltern nicht in der Lage sind, sich zu artikulieren, teilweise mangels Bildung auch, wofür sie ja nichts können, dann sind sie schon im Nachteil. Und so erleben wir das auch in den Schulen. 'Ne Mutter, die sich nicht gegen 'ne Lehrerin durchsetzen kann, hat gleich verloren. Wir haben das schon – das hatten wir auch schon des Öfteren, dass dann die Eltern auch gar nicht angehört werden. Oder die Großeltern, die sich mit verantwortlich füh-

len für die Erziehung der Enkel, was eigentlich 'ne tolle Geschichte ist. In einer Gesellschaft, in der sich die Großeltern für die Enkel mit verantwortlich fühlen, da funktioniert's noch in den Familien, da ist 'ne alleinerziehende Mutter nicht allein gelassen. Sie hat ihre Familie. Die sich genauso sorgt um das Kind wie sie selbst. Und besser kann es ja so einem Kind gar nicht gehen. Das wird aber auch in den Schulen nicht akzeptiert, man möchte dann nur mit dem Vater oder der Mutter reden, und alles andere wird abgetan, es sei nicht relevant und das ist manchmal schon 'n ziemlich heftiger Kampf, das dann durchzusetzen, zu sagen, aber wir sehen das anders, oder finden das gut, ja, und wie viele alleinerziehende Mütter gibt es denn, die allein gelassen sind, auch mit ihren Kindern, und da passieren Misshandlungen etc. Weil die Frauen, weil die halt allein gelassen sind» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

«Ja, natürlich, dann wird natürlich diejenige oder derjenige überprüft. Der muss dann seine Wohnverhältnisse schildern, man kommt dann auch raus, es wird geguckt, hat das Kind 'n eigenes Bett, und man möchte sich nicht begutachten müssen, und zum ändern ist, da kommt diese Urangst auf: Man möchte, wenn das hier nicht klappt, mir dieses Kind entziehen. Warum auch immer, jetzt die Eltern, die Großeltern etc., oder die Schwester, die Tante, die Pflegschaft übernimmt, sei es, weil die Mutter drogenabhängig ist und, oder, und... Aber allein diese, wie soll man sagen, diese Überprüfung dann der Familie, die ist selten positiv» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

### **3.6.3.2 Vernachlässigung der Schutzpflicht**

Auf der anderen Seite kritisieren einige Sozialarbeiterinnen neben unverhältnismäßigen Interventionen mangelnde Handlungsbereitschaft der Jugendämter und sehen darin eine Vernachlässigung des Kindeswohls und der Schutzpflicht:

«Na ja, das Gefühl war einfach – na ja, also sie hatten, in dem einen Fall war das eine Familie aus einem Flüchtlingsheim, da hatten sie natürlich Angst, dass die Familien auf die Barrikaden gehen, dass das Ganze ganz viel Öffentlichkeitsarbeit bekommt, weil das ist nicht wie in so 'ner Wohnung und dann kriegt der Nachbar das nicht mit und die Community, sondern das war halt im Heim voll mit Roma. Das waren halt damals Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die mit dem Bürgerkrieg nach Deutschland geflohen sind, und da betraf das eine Familie, also da ging es so weit, das Kind ist erblindet, weil die Eltern nicht zum Arzt gegangen sind, also da brauchten wir

einfach nicht mehr drüber reden, so, die Eltern haben auch ihre Probleme, konnten das nicht umsetzen, es ist ja kein Ding, es ist ja alles menschlich, keiner wird zur Mutter geboren und, weiß ich nicht, und macht Fehler, und wenn man sieht, das kann ich gerade nicht und das krieg ich nicht hin, und ich hab' auch nicht genug Unterstützung, dann ist das 'ne Option, die man hier in Deutschland hat, so, das ist einfach so. Und ja, da finde ich, dass das einfach zu lange gedauert hat, es gibt nämlich auch noch die andere Variante.»

«Hat das so lange gedauert, weil das Jugendamt da dem gleichgültiger gegenüberstand? Oder so wegen Toleranz, ist das so?»

«Nee es war eine Mischung – in dem einen Fall, würde ich definitiv sagen, sie hatten Angst davor, dass man ihnen Rassismus vorwirft, also hier handelt es sich um ein Roma-Kind, das wird rausgenommen, und es ist aber so 'ne große Familie, aber da war jetzt keine große Stabilität vorhanden, also die – das nennt sich ja nicht umsonst, welche Ressourcen gibt es, da waren eigentlich keine. Und da war es, glaube ich, ein Thema, dass die Angst hatten vor dem Rassismusrwurf, um ihren Ruf und in dem anderen Fall würde ich sagen, war es absolut Weggucken. Also, da war das echt Weggucken. Also immer wieder gesagt, immer wieder gesagt, wo auch die Kinder woanders einfach ganz schnell raus wären. Und das ist auch nochmal ein Thema, ich finde das ist, gerade als Fachkraft müssen wir uns auch eingestehen, dass es einfach Familien gibt, wo man sagt, okay, dem Kind wird es woanders besser gehen. Aber es gibt eine Familie, das hätte ich jetzt nicht gedacht, das hat sich jetzt so entwickelt, aber das müsste man untersuchen, das wäre wirklich ein anderes Thema, die ist untergebracht worden, dann, wie gesagt, viel zu spät, erst sie, dann ihre jüngere Schwester, und es gibt aber auch weitere Kinder in der Familie, und die ist komplett raus, sie ist komplett raus, sie will keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern, sie ist aus der Community raus, sie verliert die Sprache, und ist jetzt in der Psychiatrie, auch dieses sozusagen, ihre Jugend sofort ausgelebt, mit fünfzehn, lass mich nicht lügen, mit fünfzehn kam sie raus, mit sechzehn hatte ich sie dann getroffen, ja, sie hat dann 'n Freund – und wie das so ist, ganz schwierig» (*Romani Sozialarbeiterinnen*, in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren geboren).

Sofja Kochev berichtet über mangelnde Handlungsbereitschaft in der Gemeinwesenarbeit:

«Und dann waren aber da in dieser Siedlung ganz viele Psychologen, Sozialarbeiter, und dann hab' ich – bin ich dahin gegangen und sagte: <Wofür sind Sie eigentlich da?»

– ‹Ja, wir kümmern uns um die Roma und Sinti.› – Sag’ ich: ‹Was machen Sie denn da? Die sind doch hier in der Siedlung. Wenn die Kinder aus dem Kindergarten kommen, dann gehen die ja zu ihrer Oma oder zu den Familien, was machen Sie den ganzen Tag? Sie werden doch bezahlt für uns. Was machen Sie da, machen Sie da so Veranstaltungen, wo Sie die Sinti-Kinder mit den deutschen Kindern zusammenbringen, wo sie voneinander erfahren, wo sie aneinander kennenlernen sollen, wo sie aneinander – ja, vielleicht sich Freundschaften draus bilden und wo sie nicht Vorurteile gegeneinander haben, machen Sie da was?›» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

### **3.7 Rassismuserfahrungen im Bereich Medien**

Unsere Gesprächspartner:innen erwähnten zwar in Nebensätzen als (Mit-)Verantwortliche für die gegenwärtige Stigmatisierung und Reaktivierung von Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze regelmäßig (auch) die Medien, aber vertiefend gehen nur sehr wenige darauf ein. Die Gewichtung von Medien in den Aussagen ist im Vergleich zu anderen Kontexten auffällig gering. Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass der direkte Rassismus unmittelbarer in das eigene Leben emotional, psychisch und körperlich eingreift, während die rassistischen Mediendarstellungen mittelbare Effekte auf das eigene Erleben haben und daher auch leichter *auszuschalten* sind.

Zum Kontext Medien haben wir die Aussagen aus 4 Gruppengesprächen und von 4 einzelnen Gesprächspartner:innen im nachfolgenden Textteil wiedergegeben. Das Gespräch zwischen den *Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen* wurde im Netz und in den Sozialen Medien im Chat geführt.

#### **3.7.1 Rassistische Berichterstattung und stereotype Repräsentation in den Medien**

Lina Schmidt berichtet von einer Anfrage an eine große politische Vertretung der Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland seitens eines TV-Senders:

«Sat 1 fragte den [Name des Vereins] nach einer Hochzeit, wo ein Schwein gebraten wird. Ja, halt ganz groß, womöglich sehr – romantisierend, also –, das war schon krass» (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

Ricardo Montoya beschreibt, wie er durch Comics von der Verfolgungsgeschichte von Rom:nja erfahren hat – und zugleich wie prekär diese Repräsentation war, da in der Verfilmung des Comics die Roma-Figur durch eine jüdische ersetzt wurde:

«Growing up, when I was like eight or nine I discovered a Magneto, from X-Man, which is one of the main characters of the X-Man series, he was a Sinti survivor of the Holocaust, born in Danzig Poland and that's in the comic X-man limited in the number of two in 1992. And then I discovered a lot of mentions of Romani people in Marvel comics in American comics, you know, Marvel at this year, the two biggest mainstream comic book editorials have Batman, has Spiderman or the X-Man. I was always a Marvel guy and there was plenty of Romani references, later on in life, all these comics became movies and in the movies none of the character was Romani. And that was a shock, I remember in the first X-Man movie; it was when I was 11 years old I brought my mother and my father to the cinema and I was just talking about this and in that time just for people to understand it, you know nobody knew anything in Spain about Roma and the World War II anything, not at all, not at all, there was no papers there was no publication there was and there is still no research of what happened to Romani people, Spanish Romani people where even living in France during the Holocaust . But in that time nobody knew at all nothing and I knew, because of American comics. And even when talked to my father or my mother that Roma suffer like this, like the Jews. They will not believe it or they will say: <Really, there was so many Roma in Germany, what Gitanos were doing in Germany?> Remember there is a grassroots typical Spanish family, they have no idea that there were Roma in Germany. They have no idea if Hitler was from Germany or from Russia or from whatever, because all this countries, look in my family, everything that is over France is Russia. This is how we did understand this, ok? So Hitler and Stalin, maybe there were brothers, who knows. Who knows these people, I would have known absolutely nothing. This is not even science fiction or neither a mythology, it's like nothing it's like a fantasy for us. World War II is a fantasy for Spanish Gitano's at that time. But I knew and I believed this in comics and I believed there was Roma everywhere, there was also Roma there and they suffered, were persecuted, seemed logical to me. But then in the movie Magneto, the character, that was Roma became Jewish. And this happens

for many reasons and in a sense it broke my heart but then over the years after this in my life, in my early twenties I became, I actually quitted to read comics for many years or really strongly to read comics but when I became an activist, I started to use this information in seminars» (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Romani Aktivistinnen* berichtet eine der Teilnehmerinnen über die diskriminierenden Bilder – und auch die Praxis – im Theater und über ihre eigene Arbeit an Selbstrepräsentation:

«Also, wir wollen ein Roma-Theater erschaffen, ohne Roma zu sein, sondern einfach unsere Geschichten zu erzählen, also ohne unsere Herkunft, was hier auch schon auf anderer Ebene angesprochen wurde, zu verkaufen, sondern einfach Schauspieler:innen zu sein, die ihre eigenen Stories erzählen, weil, was mir oft gefehlt hat, war ja, dass ich im Theater meine Geschichten sehe, es geht gar nicht darum, gegen die anderen zu kämpfen, vielleicht müssen wir das auch an gewissen Stellen machen, aber hier geht es darum, dass ich meine Geschichten sehe» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Zwei unserer Gesprächspartnerinnen im selben Gruppengespräch beschreiben auch die Konfrontation mit rassistischen und stereotypen Repräsentationen in Hörspielen bzw. Kinderbüchern:

«Und vor allen Dingen, irgendwann kommen dann die *Drei Fragezeichen* und sie [die eigene Tochter] kommt dann mit der Frage ...»

«Dieses Hörspiel?»

«Ja, genau. Und da weiß ich noch, als sie das erste Mal mit der Frage kam, war ich völlig überfordert, und irgendwie, ich glaub', ich hab' erstmal gar nichts drauf geantwortet, weil ich nicht wusste, ich war nicht drauf vorbereitet, was ich jetzt sage.»

«Was denn für 'ne Frage»

«Na – da kommt eine *Zigeunerin* vor: «Was ist denn das, Mama?» Und Mama war ratlos in dem Moment. Also, es war schwierig, weil ich wollte die Verbindung auch nicht schaffen» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Eine zweite Gesprächspartnerin kann diese Erfahrungen bestätigen:



«Und zu dem rassistischen Begriff wollte ich auch noch was sagen, an dem Punkt war ich bisher auch immer nicht so super empfindlich, und das war jetzt nicht mein erstes Thema und so weiter, aber ich hab' gemerkt, wo es richtig dann auch ein sehr, sehr persönliches Thema wurde, ist bei den eigenen Kindern. Und wo ich viele Dinge dann auf einmal anders gesehen habe. Meine Tochter zum Beispiel, und mein Sohn eigentlich auch, aber bei meiner Tochter hab' ich das so bewusst miterlebt, die hat eigentlich nie die Verbindung von Sinti und dem Begriff von mir bekommen. Und hat die auch nicht benutzt, also die Anekdote haste ja grad drauf angespielt, nö, also, so, ich glaube, die hat bis heute nicht den direkten – sie weiß das schon, so 'n bisschen, dass das oft als Schimpfwort verwendet wird und so weiter, aber eigentlich, sie ist jetzt neun, hat sie, bis vor zwei Jahren kannte sie das Wort tatsächlich nicht. Und ich hab' dann die Strategie gehabt, in Büchern, wo's vorkommt, hab' ich mir dann irgendwas ausgedacht» (*Romani Aktivistinnen*, in den 1970er und 1980er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* beschreibt eine Gesprächspartnerin, wie ihre Enkelin auf eine Dokumentation über Hexenverfolgung im TV reagiert:

«Da war auch sowas im Fernsehen, ein Scheiterhaufen, vierzehntes Jahrhundert, da haben sie Hexen verbrannt. Da hat der eine gesagt, auch *«Zigeunerin»*, und auf einmal sagte [Name]: «Mami», dich hätten 'se damals auch verbrannt, stimmt's?» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Lina Schmidt beschreibt, wie eine diskriminierende Dokumentation ihr und ihren Kindern Angst machte und zum Anlass genommen wurde, um über Auswanderung nachzudenken:

«Also das sind Sachen, die mir Angst machen und meine Kinder haben nach dieser Doku, die ich vorhin benannt hab', da auf Sat 1, die haben gesagt, Mama, weißt du was, – vielleicht, sie hätten ja auch die Möglichkeit, die französische Staatsbürgerschaft zu haben, aber die Kinder sind ja alle deutsch. Aber sie könnten die doppelte Staatsbürgerschaft, die Möglichkeit hätten sie ja –, und dann haben sie gesagt: «Mutti, wir überlegen, ich weiß nicht, wie's noch weitergeht, aber vielleicht sollten wir unsere Staatsbürgerschaft beantragen und gucken, dass wir vielleicht irgendwie doch nach Frankreich – wo's nicht viel besser ist im Einzelnen, aber halt in einer anderen Dimension wie hier, nö, denk' ich von dem, weil da die Leute doch meinen, 'ne andere Situation ist (Lina Schmidt, in den 1950er Jahren geboren).

Andreas Gunther ist jährlich mit einer diskriminierenden Veranstaltung während der Karnevalszeit konfrontiert:

«Die haben immer hier bei uns, das nennt sich ‹Wölfe- und Zigeunerlager›, wo dann praktisch diese Karnevalisten sich mit dem Z-Wort benennen und ein Lager haben, wo sie ums Feuer tanzen, und Musik machen, und dieses – ‹Lustig ist das Zigeunerleben›-Klischee erfüllen, aus dem Lied damals, und dabei war unser Leben nicht lustig. Auch im Mittelalter nicht, wir waren vogelfrei, wir wurden diskriminiert über Jahrhunderte hinweg, und auch das Lagerfeuer – ja, wenn du keine Wohnung bekommst, und draußen im Winter mit deinem Wohnwagen unterwegs bist, dann musst du ‘n Feuer machen, weil du willst nicht frier’n, das ist nicht lustig. Und das verstehen die nicht, also, die können das nicht nachvollziehen, warum man da dagegen ist, und das ist schade, weil, das sind solche Dinge, die man unbedingt erreichen muss, das muss in die Köpfe der Menschen gelangen, und die für diesen Antiziganismus sensibel zu machen (Andreas Gunther, in den 1980er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch *Muslimische Rom:nja* sprechen die Teilnehmer:innen über diskriminierende Berichterstattung gegen Muslim:innen:

«Ja, ich sag’ mal so, in den Medien wird eigentlich so gut wie nur negativ über den Islam geredet, der Muslim wird immer als Terrorist oder keine Ahnung was dargestellt, und die Frauen tragen Kopftuch nur mit Zwang und sind eigentlich nur, ich sag’ mal auf gut Deutsch gesagt, irgendwelche Gebärmaschinen und Hausfrauen, in den Augen der Nicht-Muslime, und da fängt halt der große Rassismus gegenüber den Muslimen ja schon an, so, es werden Moscheen angegriffen, es werden Muslime und grade muslimische Frauen auf der Straße angegriffen, die Kopftuch tragen, es gab auch schon Fälle, wo eine muslimische Frau erstochen wurde vor einigen Jahren» (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

«Eher mehr so Zeitungen und sowas, Medien, Social Media und sowas – und ja, es ist auch, sobald, man kriegt das auch hier mit, wenn ein muslimischer Bürger eine Straftat begangen hat, wird das offen in den Nachrichten diskutiert, die Religion ist immer ein Muss, die muss erwähnt werden, und sobald aber ein christlicher Bürger, oder jüdischer Bürger wie auch immer, eine Straftat begeht, dass da immer als psychisch krank beschriftet wird und auch – ja, die Religion spielt da überhaupt gar kein Thema, das sind halt krasse Vorurteile in den Medien, also die bei den Muslimen eigentlich nur

Negativschlagzeilen einbringen (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

«Ja, also, das ist – ich kann auch ‘n Beispiel nennen, zum Beispiel, was letztes Jahr hier in Münster passiert ist, da ist ein Mann ist mit einem Auto in ein Café gefahren und hat da, ich glaub’, es sind sogar Leute bei gestorben, oder schwer verletzt worden, und man wusste überhaupt noch nicht, worum es ging, da hieß es sofort, Terroranschlag, und es sei auch irgendwie Sprengstoff gefunden worden und dies und das, es wurde gerade, in Facebook habe ich die Kommentare dazu durchgelesen, die waren echt krass rassistisch, und als es dann hieß, dass es ein christlicher Deutscher war, der einfach pleite gegangen ist und das einfach nur aus psychischen Gründen gemacht hat, kam das noch nicht mal in den Nachrichten. Weil’s halt einfach kein Muslim war und es war dann nicht mal wert, in die Nachrichten zu kommen und dann wurde auf einmal die ganze Diskussion beendet und das Thema wurde quasi so gut wie vergessen. Weil’s halt einfach kein Muslim war. Und kein Terroranschlag» (*Muslimische Rom:nja*, in die 1980er, 1990er und 2000er Jahren geboren).

Ricardo Montoya thematisiert die Verflechtung von Kapitalismus und Repräsentation in einem weltführenden Comic-Verlag:

«All my life Roma were misrepresented in pop culture and particularly in comics, which is my field of more expertise. But I was surprised when I faced such a resistance from Marvel Comics to address this, because they gave job to the most important African American lefties commentator, race critical studies, they gave him a job as the writer of *Black Panther*. They create Mr. Marvel, which was a Muslim American fighting stereotype. They create Muslim superheroes, African American Superheroes and from 2015 to 2016, before Trump arrived there were celebrating diversity as this is what we sell. We sell diversity.

Suddenly they just didn’t want it to talk about Roma. And for me this was a revelation because I understood they didn’t want to talk about diversity and African Americans and people of color in comics and *Black Panther* because of ideals but because of the market and because Roma have no market there is no ideals and it’s simple as that. Roma don’t have a market; we are not a market, this market based economy don’t have an interest of us. Because ideals do not exist if you don’t produce money. So this is how these people think. So, two other people, they will get full narratives rights but be very carefully how they write them, how they write them, who are the authors to

Roma they will not care because there is nothing we can offer in exchange. (Ricardo Montoya, in den 1980er Jahren geboren).

Ebenso wie Ricardo Montoya beanstandet Luka Banović neben den rassistischen Darstellungen auch mediale Auslassungen von Rom:nja und Sinti:zze und bezieht sich dabei auf die reale Situation in Deutschland. Er kritisiert die fehlende Information über die Herkunft der Opfer des rassistischen Anschlags in München 2016:

«[...] Ich will nur ganz kurz was erinnern, heute ist der 25., 26. vor einem, vor zwei Jahren, 2016 in München, war dieses schreckliche Attentat, wo dieser junge, 18-jährige Mensch neun Menschen umgebracht hat, das war – man hat das zuerst als Amoklauf deklariert, gestern war in den Nachrichten gewesen, dass es tatsächlich nach der Aufarbeitung dieses Falles, dass es ein Anschlag war, ein rassistisch motivierter Tötungsakt war, Mord war. Quasi. Und diese neun Jugendlichen, ja, ich glaube sieben davon hatten Migrationshintergrund. Und fünf von diesen Jugendlichen waren Roma und Sinti. Fünf! Und es hat zu keinem einzigen Zeitpunkt – weder in den Medien, noch in den Tweet-Medien noch irgendwo in der Gesellschaft – ein Aufschrei darüber stattgefunden, dass das ‘ne geschützte Minderheit ist, die hier umgebracht worden ist, dass das Opfer dieser Minderheit gewesen sind. Ich will jetzt nicht Leid mit Leid zustimmen, du weißt, worauf ich hinauswill, wir hatten vor ein paar Wochen dieses schreckliche Attentat in Halle, ja? Und da ist es halt so, dass der Antisemitismus in der Gesellschaft verpönter ist, was auch richtig ist, er darf verpönt sein, er darf aber nicht, darf aber nicht, es kann aber nicht sein, dass in dem gleichen Atemzug, wenn Roma und Sinti, die selber hier in Deutschland geboren sind, die deutsche Staatsbürgerschaft haben und eigentlich ‘ne geschützte Minderheit sind, dass das überhaupt nicht in den Medien auftaucht, dass das eine Minderheit ist, die selber im Holocaust, zwar zu einem anderen Level, aber trotzdem dort auch umgebracht worden sind, anhand ihrer ethnischen Herkunft nicht erwähnt werden» (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

«Ja, es hat ein Genozid an unserem Volk stattgefunden, genauso wie mit den jüdischen Mitbürgern und Mitbürgerinnen, ich finde es halt einfach nur dramatisch, und es zeigt ja einfach wie, was für eine – wie das auch bagatellisiert, wie das auch bagatellisiert wird, was man auch einfach für einen Wert dieser ganzen Sache auch beimisst (Luka Banović, in den 1970er Jahren geboren).

### 3.7.2 Hassrede im Internet und in Sozialen Medien

Katrin Huber berichtet im Gespräch, wie sich die soziale Hetze im Internet auf sie auswirkt:

«Normal war es nicht, es war das Einzige, was ich mitbekomme, viel im Internet, diese extreme Hetze gegen andersartige Menschen, die ist extrem schlimm. Und das ist die Entwicklung, die mir große Sorgen macht, weil der Hass in den Menschen drinsteckt, der ist unglaublich, unglaublich schlimm. Für mich ist der unglaublich schlimm. Und diese Entwicklung, da habe ich große Angst davor, muss ich wiederholen, weil ich nicht weiß, was auf uns zukommt» (Katrin Huber, in den 1970er Jahren geboren).

Bogdan Stojanov berichtet von Reaktionen auf die Darstellung der Arbeit seiner Jugendorganisation auf deren Social-Media-Präsenz:

«Wenn wir dann zum Beispiel auf unserer Seite was posten und es gibt dann jetzt außenstehende Menschen, die sowas sehen und dann versuchen, in solche Gespräche reinzukommen. Und dann merkt man dann schon, dass mit Absicht negative Erfahrungen hereinzubringen, ja, die haben gestern auf der Straße gesehen, dass da zwei jugendliche Roma haben eine Oma überfallen oder sowas, nö, also das typische Klischeebild, die man überall hört und sieht, oder versuchen dann, die Menschen, die dann da sind, in diese Führung, alle so schlecht zu machen» (Bogdan Stojanov, in den 1970er Jahren geboren).

Im Gruppenchat *Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen* tauschen sich die Gesprächspartner:innen über ihre Erfahrungen im Vorgehen gegen Hassreden im Netz aus. Dieses Gespräch haben wir im gemeinsamen Chat, also schriftlich geführt. Insgesamt fällt ihnen eine extrem negative Darstellung von Rom:nja und Sinti:zze auf:

«Für mich fängt es damit an, wie Sinti und Roma in den Medien dargestellt werden, wenn über sie berichtet wird. Hier werden oft sehr einseitige stereotype Bilder gezeigt, wo keine Nachfrage zu Wahrheitsgehalt oder Ursachen der erzeugten Bilder gestellt wird. Internet-User nehmen diese einseitige Berichterstattung dann oftmals als Legitimation, offen ihre Ressentiments zu zeigen. Moderiert wird sowas meistens nur unzulänglich, da Administratoren meist nicht über das Hintergrundwissen verfügen, um die Vorurteile angemessen zu entkräften – oder selbst auch rassistische/antiziganistische Vorurteile haben. Resultat: Antiziganismus bleibt im Netz sehr oft stehen und ist für

jeden zugänglich, zum Weiterverbreiten, und das macht mich schon sehr sauer» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Sie konstatieren, dass die Plattform-Betreiber:innen nicht aus ideologischen, sondern pragmatischen bzw. aus wirtschaftlichen Gründen die rassistischen Äußerungen stehen lassen:

«Meiner Meinung nach wird durch das Internet die Hemmschwelle rassistischer Äußerungen komplett verschwommen. Da es keine Konsequenzen gibt für rassistische Äußerungen.»

«Meiner Meinung nach steckt dahinter auch Kalkül. Es wird mit Absicht alles stehen gelassen, damit sie zeigen können, dass es viel Aktivität unter den Beiträgen gibt. Diese generieren wiederum mehr Reichweite, die darauf zu mehr <Gefällt mir>-Angaben bzw. Abonnenten führen können.»

«Finde ich schade und traurig, dass das Generieren von Klicks einigen vielen Administratoren scheinbar wichtiger ist als mediale Verantwortung zu übernehmen. Denn auch sie steuern die Medien mit und beeinflussen die Bilder, die andere über unsere Ethnie im Kopf haben» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Auf ihre Gegenrede erhalten sie diskriminierende Äußerungen als Antwort und wenig Unterstützung:

«Ja, ich erinnere mich an eine Diskussion, in der ich versucht habe, gegen die Vorurteile des Beitrags zu argumentieren. Das Ende vom Lied war, der Kommentar einer Dame, die meinte, ich solle doch lieber nach meinen zehn Kindern schauen und betteln gehen.»

«Ich sehe auch oft, dass bei Beiträgen mit antiziganistischen Inhalten immer viel weniger Gegenrede stattfindet als Befürwortung der Hassbeiträge. Das ist manchmal schon echt erschreckend und tut mir selbst auch weh, das festzustellen. Hast du mal gezählt, also könntest du so ein Verhältnis von Unterstützer:innen und Gegenrede nennen oder ist es sehr unterschiedlich?»

«Ich kann natürlich jetzt keine repräsentative Zahl nennen, aber würde schätzen: 80% negativ, 20% Gegenrede. Habe auch oft gesehen, dass der Inhalt der Beiträge kaum eine Rolle spielt. Ob es eine Reportage ist über arme Roma oder ob es ein privates

Hochzeitsvideo ist, wo eigentlich gar nichts Negatives zu beanstanden wäre, die Leute nehmen es immer wieder direkt zum Anlass, um Antiziganismus zu zeigen» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Nach ihrer Einschätzung wird auf der Plattform YouTube am wenigsten der Diskurs durch die Betreiber:innen gegen Hassrede moderiert:

«Ganz klar, YouTube. Da wird komplett ungefiltert der Hass verbreitet. Da ist von Volksverhetzung, ganz miesen Beschimpfungen bis zu Mordaufrufen alles dabei. Muss schon sagen, das macht irgendwie was mit einem, wenn man sowas über einen längeren Zeitraum immer wieder über die eigene Ethnie lesen muss.»

«Ich habe mir abgewöhnt, die Kommentare zu lesen, YouTube ist ganz harter Tobak. Als ich jünger war, so vor zehn Jahren, habe ich mal eine Zeit lang öffentlich Gegenrede bei YouTube gemacht. War schon psychisch sehr zermürend. Zum Glück habe ich Vojta dadurch kennengelernt, und wir haben uns vernetzt, weil wir etwas dagegen tun wollten...»

«Eine Dame von Google teilte uns letztens bei einem Workshop mit, dass es immer an dem Video-Uploader liegt, ob er Hasskommentare stehen lässt, da man keine Zensur betreiben möchte, und auch nichts aus dem Kontext reißen will. Wobei ich mich ernsthaft frage, welchen positiven Kontext es überhaupt geben kann bei Antiziganismus, Rassismus, Sexismus ... Es ist auch nicht wirklich ein Safe Space für minderjährige Benutzer».

«Absolut nicht, wenn ich daran denke, dass Kinder und Jugendliche Sinti und Roma das lesen wird mir schlecht» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

Der Grad der Anonymität auf den jeweiligen Social-Media-Plattformen bestimmt auch das Ausmaß der Verbreitung von rassistischen Inhalten:

«YouTube, Chats oder Foren, wo Nicknames benutzt werden, sind am heftigsten. Es gibt dort so gut wie keine Hemmschwelle. Da sind die Hasskommentare auf Facebook noch ganz <zurückhaltend>. Bis auf die von Fake-Profilen.»

«Also, ich bin überwiegend auf Facebook unterwegs. Ich finde, da sind die Leute mit ihren Klarnamen noch etwas gehemmt, und Gegenrede könnte noch was helfen. Bei

Plattformen, wo Leute anonym sind, gibt es kaum Hemmungen, und da sind die meisten Inhalte nicht mehr mit Gegenrede einzudämmen. Da hilft dann nur noch strafrechtliche Verfolgung, und die ist schwer als Privatperson, wenn man die Identität des anderen nicht rauskriegen kann» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

«Neben YouTube sind auch Facebook selbst und die einzelnen Kommentarspalten von Online-Ausgaben der Medien Orte des Antiziganismus. Und zwar ungestraft. Gerade der Hass gegenüber unserer Minderheit ist leider parteiübergreifend und über alle Nationen, Ethnien und Religionen verbreitet» (*Anti-Hate-Speech-Aktivist:innen*, in den 1980er und 1990er Jahren geboren).

### **3.8 Rassismuserfahrungen im Bereich Gesundheit**

An der Verknüpfung von Gesundheit und Rassismus war kein einzelnes thematisches Gruppengespräch angesetzt. Gleichwohl stellen unsere Gesprächspartner:innen in 3 Gruppen- und 9 Einzelgesprächen in einzelnen Aussagen eine Verbindung zwischen ihren Rassismuserfahrungen und ihrer Gesundheit her. Diejenigen, die sich zu Gesundheit äußern, haben eine breite Altersverteilung von 14 bis 70 Jahren und sind sowohl Sinti:zze als auch Rom:nja. Ein Gespräch führten wir in Serbien mit einem jungen Mann aus einer drei Jahre zuvor aus Deutschland abgeschobenen Familie, und eins mit einer jungen Frau, die in den Kosovo abgeschoben wurde.

Die Aussagen unserer Gesprächspartner:innen zum Kontext Gesundheit beziehen sich überwiegend auf gesundheitliche Folgen historisch und gegenwärtig über- und erlebten Rassismus. Die Gesprächspartner:innen verknüpfen das Thema Gesundheit also direkt mit erlebten Ausschlussstrukturen bzw. Gewalterleben.

Auf die Gesamtstudie bezogen, fielen zu Gesundheit im Vergleich zu anderen Bereichen weniger Aussagen. Wir vermuten, dass dies unter anderem daran liegt, dass Fragen der Gesundheit in die intimere Privatsphäre fallen, aber auch, dass auf Fragen nach Rassismuserfahrungen zunächst andere Bereiche genannt werden, weil sie im öffentlichen Diskurs präsenter sind. Es ist nicht möglich, sich bestimmten Erfahrungen zu entziehen – wie etwa der Schule –, während zum Beispiel Besuche bei Ärzt:innen vermieden werden können. Daher ist das «Nicht-Sprechen» über Erfahrungen im Gesundheitskontext nicht zwangsläufig ein Ausdruck von weniger Rassismus bzw. geringerer Gewichtung von Rassismuserfahrungen. Dies könnte



in einer vertiefenden Studie spezifischer analysiert werden. Aus Erfahrungen in verschiedenen aktivistischen und Arbeitskontexten haben einige Mitarbeiter:innen der Studie die Vermutung geäußert, dass zu diesem Thema mehr zu sagen wäre und dass diesbezüglich spezifisch und sensibel gefragt werden müsste.

### 3.8.1 Gesundheitliche Spätfolgen durch die Verfolgung während des Nationalsozialismus

Die Verknüpfung zwischen dem nationalsozialistischen Genozid an Sinti:zze und Rom:nja mit Gesundheit und auch den damit verbundenen psychischen Folgen stellen ein Sinto und eine Sintizza, beide Bürgerrechtler:innen und Nachfahren von Überlebenden, her:

«Als meine Eltern die ersten Renten gekriegt haben, mein Vater ist begutachtet worden, und da hat's geheißen: <Herr [Name], Sie sind ja so krank, auf was sollen wir Ihnen denn die Rente jetzt zubilligen? Auf's Herz? Auf die Nieren? Auf den Magen?> [...] Sämtliche Innereien in seinem Körper waren praktisch krank. Er war ja nicht einmal ganz siebzehn Jahre alt, wie er nach Auschwitz kam. Und das gleiche war bei meiner Mutter. Meine Mutter ist regelrecht betrogen worden in der Entschädigungsarbeit. Sie musste die Munitionsfüllungen der Panzerfaust aufkochen. Diese Dämpfe haben ihr die halbe Lunge weggefressen. Und da war sie im Krankenhaus. Und bei den Entschädigungsbehörden war es so, sie sollte die Unterlagen vom Krieg herbeibringen, wo sie in Leipzig damals behandelt worden ist. Das konnte sie nicht. Diese Akten waren weg. Und man hat ihr lange Zeit die Entschädigung vorenthalten» (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

«So war es auch in unserem Büro, hier sind Entschädigungsakten, wo manche Leute nur dreihundert DM gekriegt haben! Stellen Sie sich das vor! Das ist eigentlich ein Witz gewesen. Mein seliger Schwiegervater – er war bei der Wehrmacht –, ist von der Wehrmacht beurlaubt worden, kam dann mit seiner damaligen Familie nach Auschwitz und hat nach dem Krieg niemals eine Rente erhalten. [...] Er hatte da 'ne schwere Krankheit an den Nieren, an der er dann auch verstorben ist (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

«Und es ist immer behauptet worden, diese Krankheit hat er sich nicht im Lager zugezogen. Wenn man diese Akten durchsieht, dann sieht man, dass hier ein roter Faden durchgeht. Als wenn die Leute, diese Ärzte, richtig darauf bedacht waren, Angehörige

der Minderheit von der Entschädigung fernzuhalten (Klaus Berger, in den 1950er Jahren geboren).

«Es war dann eher 'ne Anklage, die dann kommt. Und die konnte man als Kind gar nicht einordnen. Und später haben wir auch nicht darauf angesprochen, was sollten wir ansprechen: «Deine Geschwister sind alle ermordet worden»? Oder, er war ja Zeit seines Lebens auch krank, er ließ sich nichts anmerken, nach außen hin. Aber in der Familie wussten wir, wie sehr er darunter gelitten hat. Und trotzdem sprach er nie darüber. Immer dieses, so wie du sagst, es ist eigentlich so'n indirektes Sprechen darüber, ja: «Die haben alle unsere Kinder umgebracht, die Nazis.» Und immer wieder auch dieses Überlegen, so kann das nochmal so kommen, oder – also da wächst man dann auch schon ganz anders auf, nämlich mit 'ner Angst auch, dass nochmal irgendwas passieren könnte. Man wächst quasi in Angst auf, nicht nur durch die Ängstlichkeit der Eltern, sondern man wächst selbst in Angst auf. Und mit Misstrauen» (Agnes Kraus, in den 1950er Jahren geboren).

### **3.8.2 Gesundheitliche Spätfolgen durch unsicheren Aufenthalt bzw. Angst vor Abschiebung**

Zwei junge geflüchtete Roma sprechen über die Folgen des Lebens in alltäglicher und dauerhafter Angst vor Abschiebung. Dies führt zur Erkrankung, die paradoxerweise zu einem Aufenthaltstitel gereicht. Nenad Stojanovski schildert die Situation und den Zustand seines Vaters:

«Die Angst hat ihn begleitet bis 2019, bis er jetzt seinen Titel hat, weil, er hat immer in Duldung gelebt, bis wir es endlich geschafft haben, durch seine Erkrankung, dass er einen Aufenthaltstitel für die Behandlung hier bekommt. Das hat quasi 2014 angefangen bis 2019. Immer wieder beantragt, ist aber immer abgelehnt worden. Er wurde mehrmals durch den Sozialpsychiatrischen Dienst untersucht, ob die Reisefähigkeit vorliegt, es wurde immer wieder gesagt, er braucht einen sicheren Aufenthaltsstatus, um diese Angst einfach weg zu haben, um erstmal sich auf die Behandlung zu konzentrieren und nicht daran zu denken, ob er abgeschoben wird oder nicht, also die Ärztin hat immer bescheinigt, dass er nicht reisen darf, nicht reisefähig ist, und die Ausländerbehörde hat das immer wieder abgelehnt, bis zum letzten Mal, und da hatten die keine andere Wahl (Nenad Stojanovski, in den 1990er Jahren geboren).

Die drohende Abschiebung führt auch bei anderen Familien und jungen Menschen zu massiver Unsicherheit, Ängsten und psychischen Beschwerden. Der jüngere Bruder von Darko Nikolovski kommt für einige Zeit als Folge dieser Situation in die Psychiatrie. Während Darko Nikolovski spricht, ergänzt bzw. bestätigt sein Bruder das Erzählte:

«Ja, das nimmt uns auch jetzt, ehrlich zu sagen, die Abschiebung nimmt uns auch sehr mit, die ganze Familie, was ich auch nicht versteh', ich bin hier in Deutschland geboren, ich kenn' kein anderes Land außer Deutschland, ich war eigentlich auch nie da, wo meine Eltern herkommen, also Deutschland ist für mich mein Land, ich fühl' mich hier wohl, ich bin hier aufgewachsen, und ja – ich versteh' das einfach nicht, diese Abschiebung» (Darko Nikolovski, in den 2000er Jahren geboren).

«Woher kommt das, der ganze Stress?»

«Wegen der Abschiebung.»

«Also für uns wär' das so halt, falls wir abgeschoben werden, so, wir beherrschen ja die Sprache nicht, kennen da keinen, hätten auch kein Dach über dem Kopf, und hier ist es ganz anders, hier haben wir unsere Freunde, Familie, Bekannten, wo wir halt aufgewachsen sind ...»

«Genau, durch den ganzen Stress hatte ich dann auch noch 'n Herzkatheter.»

«Ja, und in der Psychiatrie in Münster, weil ich sehr viel Depression hatte, und das hat mich halt auch im jungen Alter zwischen zwölf, vierzehn, viel mitgenommen, hab' viel mitgemacht, wo man eigentlich so mit zwölf, dreizehn 'ne schöne Kindheit hat, zur Schule geht, sich für die Bildung orientiert, und da war ich jetzt ca. ein Jahr alt, und das hat mich sehr mitgenommen.»

«War scheiße.»

«Und was hast du gemacht?»

«Gar nichts, nur sitzen, schlafen, Tabletten genommen. Ich hatte Wand kaputt geschlagen.»

«Du hast deinen Kopf an die Wand geschlagen, nö?»

«Ja. Ich hab' geschlossene Einrichtung.»

«Von wo kommt das, der ganze Stress?»

«Wegen der Abschiebung» (Darko Nikolovski, in den 2000er Jahren geboren).

Darko Nikolovski beschreibt auch den Einfluss der Abschiebeandrohung auf den Gesundheitszustand seiner Mutter:

«Gesundheitlich nicht mehr so gut wie früher. Die hat Nierenprobleme, aber trotzdem, Nierenprobleme, sie hat ja auch Angst wegen uns Kindern, dass wir abgeschoben werden, das nimmt sie auch mit, sie war ja auch in der Psychiatrie, sie war auch schon da einen Monat, und es ging ihr auch nicht körperlich gut, sie musste auch Tabletten einnehmen durch diese Depression – und trotz alledem, Abschiebung, geht sie noch arbeiten. Weil sie wirklich Angst hat, dass wir alle abgeschoben werden. Sie kümmert sich bis heute ja noch um uns, trotz, obwohl wir volljährig sind, macht sie das noch sehr gut, wir machen uns auch Sorgen um unsere Mama. Der geht's ja nicht gut, jetzt ist dran, dass wir uns um sie kümmern müssen...» (Darko Nikolovski, in den 2000er Jahren geboren).

### 3.8.2 Verweigerung von ärztlicher Behandlung und Unfreundlichkeit

Eine Teilnehmerin der Gruppe *Sintizze mit DDR-Biographie* beschreibt eine Diskriminierungserfahrung, als sie mit Schmerzen zum Arzt geht. Sie vermutet, dass die Reaktion wegen ihres Nachnamens erfolgte:

«Auch ich komm' eben mit Überweisungsschein hin, mit Schmerzen, und dann hat sie den Schein ihrer Kollegin gezeigt und die Schwester hat gesagt: <[Name], das kann ja heiter werden>, und da soll man ruhig werden, das geht doch gar nicht» (*Sintizze mit DDR-Biographie*, in den 1940er–1980er Jahren geboren).

Im Gruppengespräch mit der Mädchengruppe berichtet eine Gesprächspartnerin von ihren Erfahrungen mit einer Kinderärztin:

«Und bei unseren Müttern ist es auch so, wenn sie zum Einkaufszentrum gehen oder Arzt mit Kindern, und vielleicht die Leute schnell sich beeilen müssen und vielleicht das Hemd bei den Kindern nicht gewechselt hat, bisschen dreckig ist, dass dann die Ärztin halt nicht behandelt. Also – die machen das schnell, und vielleicht, wenn es dem Kind nicht gut geht, dann sagen die, dass das Kind nach Hause gehen soll, weil,

das Kind hat ja nichts, aber sie will halt nicht anfassen das Kind (*Romani Schülerinnen*, in den 2000er Jahren geboren).

Alexandra Cocea berichtet ebenfalls von der Erfahrung verweigerter Behandlung:

«Ich war bei einer rumänischen Ärztin und ich habe gesagt, dass ich Schmerzen habe, und sie wollte mich nicht untersuchen und berühren, obwohl sie unsere rumänische Frau ist.»

«Rumänische Frau oder Romni?»

«Eine rumänische Frau. Eine Gadji aus Moldau. Ich habe ihr erzählt, dass ich Spondylose habe, aber sie hat mich nicht untersucht» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Alexandra Cocea stellt fest, wie beim Einkaufen auch hier bei der Ärztin unter Beobachtung zu stehen – und gleichzeitig nicht beachtet zu werden:

«Ja, zum Beispiel beim *Lidl* oder beim Arzt werde ich immer beobachtet. Überall, wo ich hingehe. Man merkt, dass sie uns anders behandeln. Sie wollen uns nicht berühren» (Alexandra Cocea, in den 2000er Jahren geboren).

Verweigerung von ärztlicher Behandlung beschreibt eine Gesprächspartnerin als transnationale und transgenerationale Familienerfahrung:

«Meine Mutter erzählte, als sie hochschwanger war, kurz vor meiner Geburt, hatte sie wahnsinnige Schmerzen gehabt. Und ihre Schwägerin, ihre Schwiegermutter und sie sind dann ins Krankenhaus gegangen, damit sie kontrolliert wird, warum sie solche Schmerzen hat. Und sie kam als Schwangere mit Schmerzen ins Krankenhaus, unterstützt von ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin, und dann wurde sie ganz barsch von den mazedonischen Ärzten behandelt, sie sagten zu ihr «Frau, was willst du hier? Unsere Betten sind alle voll und du musst halt draußen gebären.» Sie haben sie noch nicht einmal untersuchen wollen. Die Schwiegermutter und die Schwägerin haben sich dann verbal mit den Ärzten auseinandergesetzt, dass wir ein eigenes Haus haben und dass meine Mutter nur deshalb da ist, weil sie Schmerzen hat, und wir denken, dass sie jetzt dieses Kind bekommt. Daraufhin haben die Ärzte sich dann zur Untersuchung bereit gezeigt – und im Nullkommanichts wurde ich geboren. Das sind so

Erlebnisse, die man sich in der Familie erzählt, wo der Gleich- – die Gleichbehandlung als Mensch nicht stattfindet» (Sofja und David Kochev, in den 1950er und 1930er Jahren geboren).

### 3.8.3 Ärzt:innen, die an der Abschiebung mitwirken, und fehlende gesundheitliche Versorgung nach der Abschiebung

Sara Kulić, eine junge Mutter, die mit ihrer Familie zunächst nach Mazedonien und dann in den Kosovo abgeschoben wurde, beschreibt die Mitwirkung von Ärzt:innen an Abschiebungen:

«Wir sind aus Deutschland einfach so abgeschoben worden, weil meine Mama aus Mazedonien kommt. Wir sind sieben Kinder. Mama ist aus Mazedonien, Papa ist aus [Name des Ortes im Kosovo]. Die haben uns damals abgeschoben, nur weil Mama, die wollten meine Mama alleine abschieben, obwohl sie mit meinem Papa verheiratet war und sieben Kinder, haben gesagt «Ja, Frau X, Sie müssen ausreisen, Sie müssen nach Mazedonien», da hat meine Mama gesagt: «Wie denn?», die wollten uns trennen, dass wir und Papa in Deutschland leben, sieben Kinder und Papa, und meine Mama einfach abgeschoben wird, und das große Problem ist, meine Mama ist ‘n bisschen psychisch krank, sie war auch längere Zeit in der Psychiatrie in [Name des Ortes] [...]. Ich war immer wieder beim Amt gewesen mit meinen Eltern [...] und da hab’ ich immer Stress gemacht und gesagt: «Nee, meine Mama kann nicht ausreisen, sie gehört zu uns, wir sind eine Familie, wir sind sieben Geschwister, wie soll die sich um meine Geschwister kümmern?» – und irgendwann mal sind sie einfach so gekommen – einfach so, ich verstehe das nicht, das war der Geburtstag meines Papas, der 13. Juli, es war fünf Uhr morgens, meine Mama war in der Uniklinik in der Psychiatrie, mein Papa war in der Nähe von ihr, weil er wollte sie besuchen an dem Tag, an seinem Geburtstag, und vielleicht wollte er sie auch zum Weekend mitnehmen, dass wir alle zusammen zu Hause sind, bisschen Geburtstag von Papa feiern, dass sie halt was anderes im Kopf hat, und ich war alleine mit den Kindern zu Hause, und mein Bruder, fünf Uhr morgens, ich hab’ nur ein Krachen gehört, ich war am Schlafen, ein Riesenkrachen, wie die Tür aufgebrochen wurde, und da haben sie mich einfach – die standen vor mir und sagten: «So, jetzt ab nach Hause», ich hab’ da gestanden, hab’ geguckt und hab’ gedacht, was passiert da ... «Was wollen Sie von mir?», hab’ ich gesagt, das waren alles Beamte, Polizisten. «So, ihr geht jetzt alle nach Hause. Packt eure Sachen ein.» Und

da hab' ich nur ganz laut meinen Bruder gerufen, [Name], das ist mein ältester, und kaum haben die gemerkt, dass mein großer Bruder da ist, sind sie direkt zu ihm ins Zimmer gerannt und haben einen Schocker vorm Hals gehalten, und der war noch im Schlaf, die haben ihn einfach gegen den Boden gepackt – vergess' ich nie. Das war ein Schock für mich, ich hab' geschrien, wie schlimm das war, wie brutal die ihn einfach gepackt haben, gegen den Boden geschmissen, obwohl er im Schlaf war und ihm den Schocker vorm Hals gehalten hatten und sagten: «So, beweg' dich nicht. Beweg' dich nicht!» Ich war total im Schock – ich hab' geschrien, ich hab' – ja ich hab' platt – ich hab' die Beamten versucht, ich wollt' mich wehren, aber ich konnte nicht, die waren einfach zu viert, zu fünft waren sie auf mich gekommen, hatten mich an den Händen, an den Füßen gefesselt und ab in Abschiebehäft, acht Stunden lang, ich und mein Bruder. Und den Rest der Kinder haben sie hin und her spaziert nach [Name des Ortes], irgendwo, ich weiß nicht, wo die Kinder waren, ich hatte mir große Sorgen gemacht, meine Geschwister, die waren so klein, die war damals fünf und sechs die Jüngsten, ich hatte mir Sorgen gemacht und ich hab' die ganze Zeit geweint und meine Mama in der Psychiatrie, und vielleicht nach neun Stunden hatten wir uns alle in [Stadtname] getroffen, da sah' ich meine Mama mit Tabletten, da waren zwei Ärzte dabei, waren Polizisten dabei, die haben uns bis zum Flughafen begleitet und die Ärzte waren dabei, die haben meiner Mama eine Tablette unter der Zunge gelegt, dass sie gar nichts sagen konnte, sie hat nur geguckt, sie hat uns Kinder, ihre eigenen Kinder nicht wiedererkannt. Sie hat mich einfach im Flugzeug gefragt: «Wer bist du?», da bekam ich Panik. «Mama, Mama, kennst du mich nicht?» Ich war total außer mir, ich fing da an im Flugzeug zu schreien: «Meine Mama erkennt mich nicht, was habt ihr mit ihr gemacht?» Eine Ärztin: «Nein, die hat Beruhigungsmittel, keine Angst, da passiert ihr nix...» Und erst, als wir in Mazedonien angekommen sind, da kamen die Beamten am Flughafen und sagten etwas und meine Mama sagte: «Keine Ahnung.» Da ging da eine, da war einer aus dem Flugzeug, wer das war, das weiß ich nicht, ich weiß nur, der ist auf den Beamten losgegangen, gab ihm ein Umschlag, der ungefähr so dick war, das kann ich bezeugen, mit meinen eigenen Augen hab' ich's gesehen – und auch meine Geschwister –, der war so dick, da waren nur der Pass von meiner Mama und Geburtsurkunde von mir und meinen zwei Brüdern, weil ich und mein ältester Bruder ist in Kroatien geboren, nur. Und dann haben sie sich einmal angeguckt und dann hat er den irgendwas ins Ohr geflüstert, und hat gesagt: «Ja, ok», dann hat er gesagt, «gut, so geht es die Reihe und ihr könnt raus – und auf einmal kamen andere Beamten auf uns los,

«passaport», und meine Mama sagte «Keine. Hier, nur das», hat dann meine Mama abgegeben, weil meine Mama bekam nur ihren Pass und unsere Geburtsurkunden und der Rest des Umschlags blieb bei den anderen am Flughafen. [...] Und dann fing er an: «Was, ihr seid illegal, ab zurück ins Flugzeug, ab nach Deutschland, die haben keine Pässe, sie können nicht hierher, das sind keine Mazedonier, die Mama ist Mazedonierin und die Kinder sind keine und da steht drauf, Vater irgendwas Kosovo, keine Chance, los, zurück, zurück», und Mama freute sich, Mama kam zu sich und sagte, hielt uns alle an den Händen und sagte: «So, wir gehen jetzt wieder zurück» und dann sagte eine Beamte: «Nee, komm' mal her», ham' sie sich irgendwie vollgequatscht, eine halbe Stunde, bis auf einmal Krankenwagen vorm Flughafen stand. Krankenwagen: Packen meine Mutter, geben ihr irgendwelche Beruhigungsmittel wieder. Packen sieben Kinder und alle ins Krankenwagen und bringen uns zu 'ner Psychiatrie. Zu 'ner Psychiatrie ins Krankenhaus, haben sie meine Mutter wieder reingeschmissen, und wir Kinder alle draußen vor der Tür, am Weinen. Bis meine Mutter irgendwann mal so brutal wurde, die merken, wann k.o. – die war nix mehr. Die hat nur einmal ganz laut geschrien: «Was soll ich jetzt hier mit den Kindern machen?» und «Wo sind meine Kinder?» Die fing an, die kam zu sich, die hat alles um sich geschmissen, Spritzen, die Tabletten, alles weggeschmissen und – nix. Und da haben sie gesagt: «Gut, Frau X, haben Sie Verwandte oder irgendjemanden, der euch hier abholt, und nur, wenn du hier unterschreibst, kannst du hier aus der Psychiatrie raus.» Meine Mutter: «Ich unterschreib' direkt, ich, ich bin nicht dumm!»» (Sara Kulić, in den 1990er Jahren geboren).

Bajram Krasniqi wurde in den Kosovo abgeschoben und lebt zwischenzeitlich mit seiner Großmutter unter sehr schlechten Lebensbedingungen in Serbien. Ein Thema ist auch die fehlende gesundheitliche Versorgung nach der Abschiebung. Sie erhält keine staatliche oder sonstige medizinische Versorgung, und auch keinen Zuschuss für Medikamente. Er und sein Onkel versorgen sie. Tagsüber, wenn sie arbeiten, ist sie allein. Bei Versuchen, in das Gesundheitssystem zu gelangen, stoßen sie an Barrieren:

«Und, habt ihr keinen Rollstuhl?»

«Ich hab', aber ich hab' von Kollegen. Woher sollte ich das Geld nehmen?»

«Darum kümmert sich niemand?»

Wir kriegen gar nichts – noch nicht mal Sozialhilfe (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).



Auch fehlt das Geld, um Medikamente für die Großmutter zu kaufen:

«[B]rauchst du irgendwelche Tabletten. Aber kannst du nicht bezahlen. Woher? Woher sollst du das Geld nehmen? Wir bekommen das jetzt, verstehst du, für Gesundheit Rezepte und alles, aber wenn du nicht bezahlen kannst, kriegst du es nicht hin. Ich hab' für meine Oma Sachen gekriegt – über dreißig, vierzig Euro, woher sollte ich das nehmen, sollte ich klauen gehen? Aber von Klauen kommst du nicht weiter. Was soll ich machen – mich macht das wütend. Für mich ist mir egal, wenn ich draußen schlafe, ich bin ganz ehrlich, wenn ich draußen schlafe, ich bin erst 27, egal. Aber die – die kann das nicht. Die schämt sich vor mir. Es ist zwar meine Oma, aber die schämt sich vor mir. Wieso? Weil, ich wechsel' das alles. Ich geh' die duschen, baden, ich bin derjenige, der das macht und mein Onkel» (Bajram Krasniqi, junger Erwachsener).

## 4. Fallbeispiele

Die fünf Fallrekonstruktionen zeigen exemplarisch die Verflechtungen und Kreisläufe, die sich im Zusammenspiel von Rassismus, Institutionen und Alltag ergeben – und die für die Betroffenen ihre Rassismuserfahrungen erweitern, vertiefen oder verlängern.

Die Fallbeispiele sind unterschiedlich aufgebaut; drei orientieren sich am Ereignis, an einer rassistischen Erfahrung, die weitere Folgen nach sich zieht und die Betroffenen als Opfer fest schreibt. Diese Beispiele zeigen das Ineinandergreifen unterschiedlicher Strukturen zu Ungunsten der Betroffenen. Zwei Fallbeispiele geben die biographische Erzählung unserer Gesprächspartner:innen wieder und zeigen auf, wie Rassismus ihr Leben durchzieht und kontinuierlich existenziellen Einfluss auf sie und ihr Familienumfeld ausübt.

### 4.1 Fallbeispiel Alexandra Cocea

*Erarbeitet von Sabina Salimovska*

#### 4.1.1. Chronologie

**2013** – Alexandra Cocea zieht mit ihren sechs Kindern aus Rumänien in eine Großstadt in Deutschland. Ihr Mann ist zuerst umgezogen. Sobald er Arbeit auf einer Baustelle fand, hat er die Familie nachgeholt. Die Familie wohnt in einem Hostel in einem Zimmer mit kleiner Küche. In Rumänien konnten Alexandra Cocea und ihr Mann aufgrund des Rassismus gegenüber Rom:nja keine Arbeit finden. Ihr Mann musste täglich betteln, um die Familie zu ernähren. Alexandra Cocea hat auf die Kinder zu Hause aufgepasst. Sie litt an Depressionen und war voller Sorge um ihre Kinder. Das Geld der Familie reichte nicht aus, um sich und die Kinder zu ernähren.<sup>4</sup>

**2014** – Alexandra Coceas Kinder besuchen eine «Willkommensklasse» in einer Schule in einer Großstadt. Sie werden von den Mitschüler:innen rassistisch beschimpft. Zwar beschweren

---

<sup>4</sup> Der Rassismus gegenüber Rom:nja in Rumänien beim Zugang zu Arbeit und Wohnraum sowie im Gesundheits- und Bildungssystem ist historisch tradiert und geht u.a. auf die lange Versklavungsgeschichte zurück, die bis Mitte des 19. Jahrhunderts andauerte (Achim 2004, zur aktuellen Situation Marin/Csonta 2012).

sie sich bei einer Lehrerin, doch statt Unterstützung zu erfahren, schreit diese sie an und beleidigt sie. Sie seien faul und wollten nichts lernen. Sie wirft den Kindern vor, dass sie sowieso nicht daran gewöhnt seien, in die Schule zu gehen, so wenig wie ihre Eltern. Die Kinder werden täglich mit anderen Kindern verglichen, es wird ihnen vorgeworfen, dass es ihnen egal sei, ob sie lernen oder nicht, im Gegensatz zu den Kindern, die aus Kriegssituationen kommen. Alexandra Coceas Kinder haben Angst, in die Schule zu gehen. Sie weinen vor Angst, fühlen sich unsicher und unwohl in der Schule. Die Lehrerin möchte für eine Tochter von Alexandra Cocea einen Antrag auf Feststellung sonderpädagogischen Förderbedarfs veranlassen. Erst nachdem eine Sozialarbeiterin, die die Familie begleitet, die Lehrerin darauf hinweist, dass für neuzugewanderte Kinder und Jugendliche ein Antrag auf Feststellung erst gestellt werden soll, wenn «ein regelmäßiger Schulbesuch von mindestens einem Jahr in einem stabilen schulischen Umfeld gewährleistet» (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie 2018:28) ist, lässt sie davon ab. Als die Tochter später in die Regelklasse wechselt, wird sie eine der besten Schüler:innen in der Klasse. Auch die anderen Kinder von Alexandra Cocea wechseln nach Bestehen der A2-Prüfung nach einem Jahr in die Regelklasse.

Eines Tages werden die Kinder von Alexandra Cocea sowie alle anderen romani Kinder (etwa zehn Kinder) von der Schule nach Hause geschickt, die anderen Kinder nicht. Nachdem die Sozialarbeiterin nachfragt, wird ihr gesagt: «Weil sie nicht geimpft sind», man wolle sich nicht in der Schule anstecken. Ein Kinderarzt, den die Familie aufsucht, lehnt es ab, die Kinder zu impfen. Er akzeptiert die Europäische Krankenversicherung (EHIC)<sup>5</sup>, die sie zu dem Zeitpunkt haben, nicht. Die Eltern haben kein Geld, die Impfungen privat zu bezahlen. Gleichzeitig dürfen die Kinder ohne Impfpass mit der eingetragenen Impfung nicht in die Schule gehen und werden von der Lehrerin angeschrien, wenn sie trotzdem kommen. Sie haben Angst. Die unentschuldigten Tage führen zu einer Schulversäumnisanzeige. Alexandra Cocea traut sich lange nicht, etwas zu sagen, und zwar aus Angst, dass ihre Kinder noch schlimmer behandelt werden. Als der Vater mit Unterstützung der Sozialarbeiterin der Schule ein Gespräch mit der Schulleitung sucht, wird ihm gesagt, dass alles in Ordnung sei und er die Sache nicht so ernst nehmen solle. Die Sozialarbeiterin findet einen Kinderarzt, der die Europäische Krankenversicherung akzeptiert und die Impfungen durchführt. Erst danach ist es den Kindern wieder erlaubt, den Schulunterricht zu besuchen.

---

<sup>5</sup> Mit der Europäischen Krankenversicherungskarte (European Health Insurance Card – EHIC) können gesetzlich Krankenversicherte europaweit medizinische Leistungen erhalten. Die Karte gilt in allen Ländern der EU sowie einigen weiteren europäischen Staaten.

**2015–2016** – Während ihre älteren Kinder regelmäßig die Schule besuchen und ihr Mann arbeitet, ist Alexandra Cocea zu Hause mit der kleinen Tochter. Sie kümmert sich um die Familie und den Haushalt. Sie macht sich große Sorgen um ihre Kinder, weil der Vermieter des Hostels mit den Bewohner:innen, die alle romani Familien aus Rumänien sind, häufig streitet und den Strom und das Warmwasser abschaltet. Sie berichtet später: «Der Vermieter hat uns sehr schlecht behandelt. Das Warmwasser hat er uns abgestellt und die Heizung. Er hat uns nur abends für ein paar Stunden Warmwasser gelassen. Er hat uns auch den Strom abgeschaltet. Es gab Mäuse in der Wohnung. Zurzeit wohnen noch Familien in dem Hostel, und sie haben immer noch Mäuse in den Wohnungen. Es ist sehr schwierig, dort zu wohnen. Alle, die dort wohnen, haben Angst, etwas zu sagen. Obwohl es so schwierig ist. Sie wohnen ohne Strom, ohne Wasser.»

Da die Heizung immer wieder vom Vermieter abgestellt wird, erkälten sich die Kinder häufig. Der Vermieter droht ihnen mehrmals, sie rauszuschmeißen und behauptet, sie hätten nicht regelmäßig die Miete und die Nebenkosten bezahlt. Die Familie versichert, immer alles bezahlt zu haben, jedoch keine Quittungen erhalten zu haben. Sie versuchen wiederholt, eine Wohnung zu finden. Aufgrund der massiven Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt bleibt die Wohnungssuche ohne Erfolg (siehe auch Wierich/Georgi 2019). Sie haben große Angst, mit den Kindern obdachlos zu werden und beschließen, einen Makler zu bezahlen, um eine Wohnung zu finden. Sie geben in vier Jahren insgesamt ca. 3.000 Euro für unterschiedliche Makler aus, um eine Wohnung zu finden. Im Endeffekt ist das Geld weg, ohne eine einzige Wohnung besichtigt zu haben. Da das Einkommen des Vaters nicht für die gesamte Familie ausreicht, erhalten sie ergänzende Leistungen vom Jobcenter. Das Jobcenter fordert Alexandra Cocea auf, einen Deutschkurs zu besuchen. Da die Eltern zu dem Zeitpunkt nur wenig Deutsch sprechen, ist es sehr schwer, einen Kitaplatz zu finden. Viele Kitas fragen zuerst, ob die Familie Deutsch spricht. Wenn sie verneint, zeigen sie eine lange Warteliste und behaupten, es gebe keine freien Plätze.

**2017–2018** – Nach langer Suche und mit Hilfe einer Mitarbeiterin einer Beratungsstelle findet Alexandra Cocea einen Kita-Platz. Sie beginnt einen Deutschkurs. Doch jetzt wird sie vom Jobcenter aufgefordert, eine Arbeit zu suchen, sonst würden ihr die Leistungen gekürzt. Sie kann keine Arbeit finden, weil sie aufgrund ihres Aussehens und der Kleidung (Rock, Kopf-

tuch) viel Ablehnung erfährt. Sie erzählt, dass sie auch beim Benutzen der öffentlichen Verkehrsmittel, im Supermarkt oder beim Arzt abschätzig behandelt wird: «Zum Beispiel beim Lidl oder beim Arzt werde ich immer beobachtet. Überall, wo ich hingehe. Man merkt, dass sie uns anders behandeln.» Manchmal wird sie von betrunkenen Männern auf der Straße rassistisch beleidigt und angeschrien. Sie hat große Angst, die U-Bahn oder S-Bahn zu benutzen, hofft immer, dass ihr nichts Schlimmes passiert.

**2019** – Die Familie hat endlich eine Wohnung gefunden und ist umgezogen. Es ist eine 3-Zimmer-Wohnung mit Küche und Bad. Zu diesem Zeitpunkt sind die ältesten Kinder ausgezogen. Alexandra Cocea hat 2019 einen weiteren Sohn bekommen. In der 3-Zimmer-Wohnung wohnen sieben Personen.

Die Wohnung haben sie mit Hilfe eines weiteren Maklers, dem sie 1.500 Euro bezahlt haben, bekommen. Sie begleichen regelmäßig ihre Miete und die Nebenkosten. Eines Tages erfährt die Familie, dass der Vermieter einen Unfall verursacht hatte und deshalb im Gefängnis sitzt. Alexandra Coceas Mann erkundigt sich daraufhin beim Hausmeister, an wen er die Miete nun zahlen soll. Die Angst vor Wohnungslosigkeit verfolgt sie noch immer. Durch das Gespräch mit dem Hausmeister erfährt die Familie, dass die Wohnung monatlich ca. 400 Euro weniger kostet als im Mietvertrag vereinbart – und von ihr bzw. dem Jobcenter bezahlt wird. Der Vermieter, der die Wohnung selbst angemietet und weitervermietet hat, hat sie also betrogen. Die Familie informiert das Jobcenter über den Betrug und die eigentliche Miethöhe. Daraufhin werden ihnen die Leistungen gestrichen und das Ordnungsamt eingeschaltet, um zu überprüfen, wer in der Wohnung wohnt. Der Familie wird mitgeteilt, dass die Wohnung als Gewerbe angemeldet ist. Gegen die Leistungskürzung reicht die Familie Widerspruch beim Jobcenter ein. Einige Monate später erhalten sie erneut die ihnen zustehenden Leistungen. In der Zwischenzeit müssen sie das Kindergeld zur Begleichung der Miete nutzen, um die Wohnung nicht zu verlieren.

#### **4.1.2. Zusammenfassende Analyse und Empfehlungen:**

Das Fallbeispiel zeigt auf mehreren Ebenen, wie sich alltägliche Stereotype, gesellschaftliche Ausschlüsse und prekäre Lebensverhältnisse gegenseitig negativ verstärken. Im Schulkontext sind die Kinder von Seiten der anderen Kinder und der Lehrkräfte permanenten Abwertungen

und Beschimpfungen ausgesetzt und werden im Vergleich zu den anderen Kindern diskriminiert. Aus Angst, dass die Kinder noch mehr Probleme in der Schule bekommen oder der Schule verwiesen werden, beschweren sich die Eltern erst einmal nicht. Nachdem die Situation für die Kinder immer unerträglicher wird, beschließen die Eltern, sich an die Schulleitung zu wenden. Doch sie werden nicht ernstgenommen und es findet keine grundsätzliche Veränderung der Situation statt. Gleichzeitig ist die Wohnsituation für die Familie extrem belastend und erschwert das Lernen. Diskriminierungen auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt aufgrund von Kleidung, Sprache und Aussehen tragen dazu bei, dass die Familie in Situationen gerät, in denen sie ausgenutzt wird. Bei Behörden wie dem Jobcenter gibt es kein Bewusstsein für die spezifische Situation der Familie und keine Beratung.

Unterstützung erfährt die Familie von einer engagierten Sozialarbeiterin, die die Kinder in der Schule begleitet, aber auch weit darüber hinaus: bei Behördengängen, im Umgang mit dem Vermieter etc. Notwendig wären niedrigschwellige, mehrsprachige Beratungsangebote, kostenlose Rechtsberatung durch Anwäl:innen sowie ein funktionierendes Beschwerdesystem in den Bereichen Bildung, Wohnen, Arbeit und Behörden.

## **4.2 Fallbeispiel Erika Meyer**

*Erarbeitet von Anita Awosusi und Tayo Awosusi-Onutor*

### **4.2.1 Biographie**

**1936–1945** –Die Eltern von Erika Meyer und ihre beiden Geschwister im Alter von einem und drei Jahren leben in einer mittelgroßen Stadt in Baden-Württemberg. 1936 wird die «Rassenhygienische und bevölkerungsbiologische Forschungsstelle» gegründet und beim Reichsgesundheitsamt in Berlin angesiedelt. Unter Leitung des Tübinger Kinder- und Nervenarztes Dr. Robert Ritter und unter Mitarbeit der «Rasseforscherinnen» Eva Justin und Sophie Ehrhardt werden bundesweit Rom:nja und Sint:izze erfasst und erforscht. Auch die Familie Meyer erhält eine Aufforderung, zum Gesundheitsamt zu gehen. Dort werden die Familie und auch weitere Sinti:zze von Eva Justin fotografiert, vermessen und ihnen wird Blut abgenommen. Direkt im Hintergrund befindet sich stets die Polizei, die dafür sorgt, möglichen Widerstand zu unterbinden, indem sie mit Verhaftung droht. Die Mitglieder der Familie Meyer wer-

den zu «Z-Mischlingen» gemacht. 1938 ordnet Heinrich Himmler die zukünftigen Maßnahmen gegen Sinti:zze und Rom:nja an und begründet die Verfolgung mit dem «Wesen der Rasse» heraus. Auf Grundlage der pseudowissenschaftlichen Untersuchungen der Rassenhygienischen Forschungsstelle werden Sinti:zze und Rom:nja in unterschiedliche Gruppen eingeteilt. Im April 1940 folgt Himmlers Anordnung zur ersten Deportation von Sinti:zze und Rom:nja in das sogenannte Generalgouvernement. Die «Rassegutachten» (d.h.: die gutachterlichen Äußerungen der Rassenhygienischen Forschungsstelle) geben den Ausschlag für die Deportation von Erika Meyer und ihrer Familie.

Frühmorgens wird die Familie mit offenen Lastwagen unter Bewachung der Polizei und SS abgeholt. Die Menschen werden zunächst zu einem riesigen Polizeipräsidium gebracht und gezählt. Dann werden sie wieder auf Lastwagen geladen und über die Autobahn zum Sammelager Hohenasperg gebracht. Im Lager befinden sich weitere 2.800 Menschen, die mit der Reichsbahn dorthin deportiert wurden. Sie werden alle im Verließ eines Zuchthauses untergebracht und dort wiederholt gezählt. Rassenforscher mit Listen, auf denen «ZM Plus» oder «ZM Minus» steht, entscheiden über die Deportation. Alle Familienmitglieder von Erika Meyer sind bei der Deportation dabei. Ihre Eltern werden in die Nähe von Krakau in ein Lager gebracht. Dort teilen sie sich auf sehr engem Raum eine Scheune mit anderen Familien, bis zu 25 Personen. Sie alle, auch die Kinder, müssen Zwangsarbeit leisten: Steine klopfen, um Straßen zu ebnen oder in Munitionsfabriken die Hülsen reinigen. 1943 wird Erika Meyer geboren. Sie lebt im Konzentrationslager, bis sie zwei Jahre alt ist. Nach der Befreiung durch die Rote Armee ist die Familie wochenlang zu Fuß unterwegs, bis sie die deutsche Grenze erreicht. Die Flucht dauert Wochen und ist sehr anstrengend. Nachts laufen sie Richtung Grenze und tagsüber verstecken sie sich vor den Nazis, die noch überall unterwegs sind. Erika Meyer wird im Tuch getragen. Die kleineren Kinder müssen sich in Gräben oder im Wald verstecken. Sie erleben alles mit. Nahrung ist sehr knapp bzw. gar nicht vorhanden.

**1945–1971** – Nach Wochen kommt die Familie an ihrem ehemaligen Wohnort an. Doch ihr gesamter Besitz ist weg. Die Wohlfahrt bringt Familie Meyer übergangsweise unter. Doch ansonsten erhalten sie von staatlicher Seite wenig Unterstützung. Im Gegenteil: Sie sind weiteren Repressionen ausgesetzt. So sind sie gezwungen, sich neue Papiere zu besorgen, um nicht zu Staatenlosen erklärt zu werden. Während des Krieges wurde ihnen die Selbstverständlichkeit, deutsch zu sein, genommen. Jetzt sehen sie sich in den Behörden denselben Personen gegenüber, die sie während des Krieges verfolgt haben. Obwohl ihnen die Staatsangehörigkeit

staatlicherseits aberkannt wurde, müssen sie nun beweisen, dass sie Deutsche sind. Mehrmals werden ihnen vom Standesamt der Stadt willkürlich Kopien ihrer Geburtsurkunden verweigert.

1947 werden sie in Baracken aus Holz eingewiesen, die ursprünglich in der nationalsozialistischen Zeit für sowjetische Kriegsgefangene gebaut wurden. Die Baracken erinnern sie an das Konzentrationslager, in dem sie zuvor eingesperrt waren. Es gibt keine sanitären Anlagen, nur in der Mitte der Baracken einen dunklen Waschraum mit kaltem Wasser und zwei Toiletten, für 30 Personen. In der Küche gibt es einen Holzofen, in den anderen Zimmern nicht. Im Winter frieren sie. Einmal im Monat kommen «Fürsorger:innen» zu den Familien und kontrollieren sie. Sie kommen stets unangemeldet. Sie drohen, die Kinder wegzunehmen, vermitteln den Familien, selbst schuld daran zu sein, dass sie in Baracken leben. Die Fürsorger:innen machen sich bei jedem Besuch Notizen, ohne dass die Familie weiß, was genau sie aufschreiben. Die Eltern halten die Kinder stets an, still zu sein und nichts zu sagen, aus Angst, dass sie weggenommen werden könnten. Auch müssen sie immer ordentlich gekleidet und akkurat gekämmt sein, für den Fall, dass die Fürsorge vorbeikommt. Die Polizei führt regelmäßig Kontrollen in den Baracken durch. Sie unterstellen den Bewohner:innen kriminelle Handlungen, die sich in keinem Fall nachweisen lassen. Die Kinder haben jedes Mal große Angst, wenn sie die Polizei sehen. Von der übrigen Nachbarschaft werden die Familien gemieden. Mit den «Barackenleuten» will niemand etwas zu tun haben. Die Baracken werden «Z-Tal» genannt. In der Nähe der Baracken befindet sich eine Holzgroßhandlung, in der es manchmal zu Fehlalarmen, auch mitten in der Nacht, kommt. Für alle Bewohner:innen ist das jedes Mal ein Schock und eine Retraumatisierung, weil der Alarm sich anhört wie Sirenen aus dem Krieg.

Erika Meyer wird älter und erinnert sich daran, dass sie immer still und ruhig sein sollte. Die Eltern sind sehr besorgt um die Kinder. Sie halten sie dazu an, immer möglichst in der Nähe der Baracken zu bleiben. Die Geschwister von Erika Meyer durften nach 1945 gar nicht mehr in die Schule. Sie seien angeblich zu alt. Zu dem Zeitpunkt waren sie zehn und zwölf Jahre alt. Erika Meyer kommt Anfang der 1950er Jahre in die Volksschule. Dort wird sie ausgegrenzt und erfährt Rassismus. Sie muss auf der hintersten Bank sitzen und wird nicht gefördert. Alle Sinti-Kinder aus der Siedlung haben bei denselben zwei Lehrer:innen Unterricht. Erika Meyer ist zwar beliebt bei den Mitschüler:innen, geht aber nicht gern zur Schule, weil die Lehrer:innen sie und die anderen Sinti:zze so schlecht behandeln. Alle Sinti-Kinder werden nach ein bis zwei Jahren auf die Sonderschule verwiesen und als «lernunfähig» abgestempelt.



Einmal verletzt sich Erika Meyer in der Schule, wird aber nicht verarztet, weil die Lehrer:innen sich vor den Kindern ekeln. Alle Kinder werden zweimal im Jahr auf Läuse kontrolliert. Gadge-Kinder werden nur kurz im Klassenzimmer kontrolliert. Die Sinti-Kinder werden aus dem Klassenzimmer geholt, müssen ihre Zöpfe aufflechten und werden gründlich auf Läuse untersucht. Unabhängig davon, ob bei ihnen Läuse bzw. Nissen gefunden werden oder nicht, werden sie mit juckendem Läusepuder behandelt. Zerzaust kehren die Kinder ins Klassenzimmer zurück. Erika Meyer empfindet die Prozedur jedes Mal als sehr beschämend. Von den Gadge-Kindern wird sie mit Steinen beworfen und als «Z-Tal-Kind» beschimpft. Sie berichtet: «Dann haben sie uns runtergemacht. Als Z. Ihr seid dreckig, ihr stinkt.» Von den Lehrer:innen werden die Gadge-Kinder nicht zurechtgewiesen.

Als die Geschwister von Erika Meyer älter werden, bekommen sie als Folge der Zwangsarbeit, der Lagerhaft und der Mangelernährung schwere gesundheitliche Probleme. Ihre Füße und Hände verformen sich. Sie leiden unter Schmerzen. Die Ärzte können keine Ursache finden und behaupten, es handele sich um eine Veranlagung in der Familie, obwohl vor der Deportation niemand in der Familie solche Beschwerden hatte. Nach einigen Jahren können die Geschwister nicht mehr laufen. In den frühen sechziger Jahren weist ein Orthopäde sie in die Psychiatrie ein, um Gutachten erstellen zu lassen. Beide Geschwister, zu dem Zeitpunkt 20 und 17 Jahre alt, werden stundenlang in einem ausgepolsterten Raum eingeschlossen. Die Familie hat große Angst um sie, vor allem, weil eine Tante von Erika Meyer von den Nationalsozialist:innen im Euthanasie-Programm ermordet wurde. Die Familie befürchtet, dass auch die beiden Geschwister von Erika Meyer sterben müssen. Sie ertragen die Ungewissheit und die ganze Situation nur schwer. Erst Jahre später, 1986, wird die Diagnose gestellt, dass die gesundheitlichen Beschwerden direkte Folgen der Verfolgung sind.

**1971–1999** – Im Februar 1971 zieht die Familie aus der Baracke in ein Haus. Der Vater von Erika Meyer ist Korbmacher, er verkauft Körbe. Die Mutter ist Schneiderin und näht für die Menschen in der Umgebung. Außerdem bietet sie Waren von Tür zu Tür an. Seifen, Bettwäsche, Tischdecken, Besteck. Auch, Erika Meyer arbeitet seit ihrem 18. Lebensjahr zwischenzeitlich auch als Platzanweiserin im Kino und ernährt die Familie mit.

Nach ihrer Heirat lebt sie zunächst weiter mit ihrem Ehemann im Haus der Familie. Sie bekommen drei Kinder. Zwei Jungen und ein Mädchen. Nach einigen Jahren ziehen sie in ein Haus in direkter Nachbarschaft. Erika Meyer versorgt beide Haushalte und opfert sich für die Familie auf. Sie kümmert sich um ihre Geschwister und pflegt die Mutter, die, ebenfalls als

Folgeschaden der Verfolgung, unter Nierenversagen und einer Herzkrankheit leidet. Erst in den 1980er Jahren und nach mehreren Untersuchungen in Universitätskliniken wird anerkannt, dass ihre gesundheitlichen Beschwerden Folgen der nationalsozialistischen Verfolgung sind. Erika Meyer gibt der Mutter das Versprechen, sich um die Geschwister, die auf permanente Unterstützung angewiesen sind, zu kümmern. Pflegegeld gibt es zu dem Zeitpunkt nicht. Der *Zentralrat Deutscher Sinti und Roma* unterstützt sie über Jahre darin, beim Wiedergutmachungsamt eine Entschädigung und eine kleine Rente für die Geschwister zu erkämpfen.

Erika Meyers Ehemann ist Geschäftsmann und will eigentlich in eine andere Stadt ziehen, um ein Geschäft zu eröffnen. Sie können jedoch die Familie nicht verlassen, um die sie sich kümmern müssen.

In den frühen 1980er Jahren macht die Familie gemeinsam mit einer befreundeten Familie Urlaub in Bayern. Sie campen mit Erlaubnis auf einem leerstehenden Bauernhof. Eines Abends, während die Kinder bereits im Bett sind und die Eltern noch draußen sitzen, erscheinen zwischen 15–20 Motorräder mit Neonazis, die auf die Familie schießen. Die Eltern reißen die Kinder aus den Betten und legen sie auf den Boden, damit sie nicht getroffen werden. Sobald es möglich ist, bringen sie die Kinder, die vor Angst zittern, schnell ins Auto und fahren zur Polizeiwache. Die Familien erstatten Anzeige, die die Polizeibeamten zwar aufnehmen, gleichzeitig werfen sie aber ihnen auch vor, dort zu campen. Die Familie verbringt die ganze Nacht im Auto vor dem Polizeipräsidium. Als sie morgens wieder zum Campingplatz fahren, finden sie Bierflaschen mit der Aufschrift: «Wir gedenken des Geburtstags unseres KZ-Leiters». Sie brechen den Urlaub ab. Die Kinder, die zu dem Zeitpunkt zwölf, zehn und drei Jahre alt sind, haben Todesangst. Die Polizei nimmt Beweise von den Schüssen im Wohnwagen auf. Dennoch wird das anschließende Verfahren aus Mangel an Beweisen eingestellt. Für die Familie ist das ein einschneidendes Erlebnis, das allen in Erinnerung bleibt.

In den 1990ern macht die Familie eine weitere schmerzhaft Erfahrung. An heißen Sommertagen kocht die Familie von Erika Meyer auf dem Hof der Eltern, die ein großes Grundstück haben. Etwa 30 Meter weiter weg steht das Haus der Nachbar:innen. An einem Tag, an dem sie draußen kochen, kommt plötzlich die Polizei vorbei, zeigt auf den Topf und fragt, was heute gekocht wird. Ohne zu erklären, warum sie das wissen wollen, schauen sich die Beamten auch die Feuerstelle und den ganzen Hof an. Erst nach einer Weile sagen sie, dass den Nachbar:innen Hühner gestohlen wurden und dass sie den Verdacht geäußert hätten, dass die Familie von Erika Meyer sie gestohlen haben könnte. Dieses Erlebnis ist sehr beleidigend und

schmerzhaft für die Familie, weil sie ein langjähriges und sehr gutes Verhältnis zu den Nachbar:innen haben. Sie sind die besten Kund:innen im Getränkemarkt der Nachbar:innen und dachten, dass sie sich gegenseitig vertrauen.

Ende der 1990er wird Erika Meyer auf dem Parkplatz eines Supermarktes von einem Neonazi angegriffen. Beim Parken steht er plötzlich vor dem Auto und fängt an, sie rassistisch zu beschimpfen: «dreckige Z». Sie solle doch dahin gehen, wo sie herkomme. Erika Meyer versucht, sich höflich zu wehren, wird aber von ihm angeschrien. Sie droht, die Polizei zu rufen, als er plötzlich mit voller Wucht seitlich mit seinem ausgestreckten Bein mit einem Springerstiefel in ihre Hüfte springt. Sie sackt zusammen und spürt einen furchtbaren Schmerz. Als sie sich aufrichtet, steht er weiter da und beschimpft sie. Eine Person, die das Geschehen beobachtet, ruft ihr aus dem Fenster zu, ins Auto zu steigen und wegzufahren. Sie bittet diese Person die Polizei zu rufen. Währenddessen hat der Neonazi ein großes Messer rausgeholt und droht ihr. Der gadjo Zeuge sagt ihr, sie soll ihren Einkauf einpacken und wegfahren. Der Neonazi folgt ihr und sagt: «Nur, weil der Zeuge kam, habe ich dich nicht abgestochen. Ich kenne dich und dich treffe ich wieder!» Mit sehr starken Schmerzen fährt sie nach Hause. Sie erstattet keine Anzeige, da ihr die Personalien des Angreifers nicht bekannt sind und sie aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen mit der Polizei nicht davon ausgeht, dass ihr geglaubt oder geholfen wird. Später bekommt sie ein Hämatom in der Hüftgegend, die Schmerzen werden stärker. Sie legen sich erst nach einigen Tagen, sind aber nie ganz weg. Als sie viel später zum Arzt geht, stellt sich heraus, dass die Niere aufgrund mangelnder Durchblutung geschrumpft ist. Durch den Tritt des Angreifers habe sie einen Niereninfarkt erlitten. Jahre später wird ihr als Spätfolge die Niere entfernt.

#### **4.2.2. Zusammenfassende Analyse und Empfehlungen:**

Die Erlebnisse der Elterngeneration haben sich direkt auf die Kinder übertragen. Die Eltern waren ständig besorgt um die Kinder. Obwohl der Krieg zu Ende war, lebte die Familie nicht in Freiheit und in Frieden. Sie konnte nicht zu Hause ankommen, konnte nicht in ihr Zuhause zurückkehren, da ihnen ihr gesamter Besitz genommen worden war. Zusätzlich verhinderte das fortgesetzte Verhalten ihrer Umgebung, dass sie sich zu Hause fühlen konnten. Bis heute leben die deutschen Sinti:zze als sogenannte Fremde im eigenen Land. Ein aktueller, sehr schlechter Artikel im *Spiegel* mit dem Titel: «Deutscher Name, deutscher Pass, diskriminiert» ist ein gutes Beispiel dafür (Klovert/Nottebrock 2020). Sinti werden im Text als homogene Gruppe beschrieben. Es folgen Aufzählungen von angeblichen Gebräuchen und Traditionen,

die einzig dazu dienen, die zuvor erwähnten Diskriminierungen zu relativieren und auch zu «erklären». An mehreren Stellen wird die Person, von der der Artikel handelt, exotisierend und abwertend dargestellt. «Integration» oder Assimilation der unzivilisierten Sinti wird als Allheilmittel für die rassistische Struktur in Deutschland beschrieben. Der Artikel soll den Anschein erwecken, als gehe es hier um die Darstellung der Lebensrealität einer deutschen Sintizza, C. Wagner, doch tatsächlich helfen die Darstellungen nur, bestehende Vorurteile und Rassismen weiter zu reproduzieren und zu bestätigen.

Eine psychologische oder medizinische Betreuung existierte für die Überlebenden und die Nachfolgeneration nicht, stattdessen lebten sie weiterhin in Angst. Die kontrollierenden Instanzen (Schule, Gesundheitsamt, Jugendamt etc.) beobachteten sie weiterhin. Eine Anerkennung – geschweige denn Aufarbeitung – der Traumatisierung ist bis heute ausgeblieben. Die rassistischen Erfahrungen, die die Familien regelmäßig beim Kontakt mit Institutionen machen, sorgen für eine Weiterführung dieser Verhältnisse. Anstelle einer Aufarbeitung findet durch die alltagsrassistischen Erfahrungen eine immer wiederkehrende Retraumatisierung statt. Die Sorge aufgrund der allgemeinen Situation und des fehlenden Vertrauens in Institutionen (aufgrund der Erfahrungen mit ihnen) wurde auf die nachfolgenden Generationen übertragen und besteht bis heute.

Von diesen Erfahrungen ist auch das Verhältnis zur Polizei geprägt. Rom:nja und Sinti:zze wurden durch die damalige Reichspolizei, die SS, aus den Wohnungen, Schulen und von ihren Arbeitsorten in die Konzentrations- und Arbeitslager deportiert. Nach Ende des Krieges und der NS-Zeit ist die Polizei für Rom:nja und Sinti:zze weiterhin eine kontrollierende Instanz, die mehr Bedrohung als Schutz darstellt. Sie stehen unter Generalverdacht, der auch zu ihrer Verfolgung beitrug (Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma o.J.). Die Kriminalisierung von Sinti:zze und Rom:nja endete nicht mit der NS-Zeit. Sie ist Alltag für die Menschen, sie kennen diese Stigmatisierung: Bis heute wachsen Kinder mit diesem Wissen auf. Rom:nja werden beim Einkaufen von Sicherheitskräften verfolgt, grundlos beschuldigt und erleben tagtäglich «*Racial Profiling*». Die Folgen, die dies insbesondere für Kinder hat, sind bisher noch nicht untersucht worden.

Auch bei der Wohnsituation nach dem Krieg sehen wir eine Kontinuität der vorherrschenden rassistischen Struktur. Sehr viele Familien blieben jahrzehntelang in den Baracken wohnen, welche ihren Eltern bzw. Großeltern nach Ende des Zweiten Weltkrieges, aus den Konzentrations- und Arbeitslagern kommend, zugewiesen wurden. Irgendwann mussten diese maroden Gebäude abgerissen werden und die Familien wurden «umgesiedelt.» Bis heute gibt es in

zahlreichen deutschen Städten und Gemeinden sogenannte Sinti-Siedlungen oder Roma-Häuser. Oftmals können dann Projekte von sozialen Trägern diese Wohnorte sehr gut als Ausgangspunkt nutzen, um Klientel für ihre sozialen Projekte zu finden. Für Kinder, die in solchen Siedlungen, Häusern und Wohngebieten aufwachsen und leben, ist der Weg zur Stigmatisierung schon vor der Einschulung oder dem Kitabeginn geebnet.

Der strukturelle Rassismus im Bildungssystem hat den Weg in die Gegenwart gefunden. Bis heute gibt es sehr viele Kinder, die Sinti:izze oder Rom:nja sind und nur aufgrund ihrer Zugehörigkeit an sogenannte Förderschulen, den ehemaligen Sonderschulen, verwiesen werden. Manche Kinder werden bereits bei Schuleintritt in Förderschulen eingeschult, obwohl kein besonderer Förderbedarf in der geistigen Entwicklung, im körperlich-motorischen oder einem anderen Förderbereich vorliegt. So zum Beispiel auch der junge Rom Nenad M., der eine «Förderschule für geistig behinderte Kinder» besuchen musste, obwohl dies nicht auf ihn zutraf. 2018 klagte der mittlerweile 21jährige Nenad M. vor dem Kölner Landgericht auf Schadensersatz und gewann (Klein 2018). In einer WDR-Reportage (Uebel/Baur 2016) wird dieser Prozess begleitet. Sehr beachtenswert ist hierbei, dass Nenad M. stellenweise selbst ins Zweifeln gerät, ob er eine geistige Behinderung haben könnte, und dies dann revidiert mit den Worten: «Nein, das kann nicht sein.» Nenad M. hat keine geistige Behinderung, das belegt schlussendlich ein IQ-Test – und für die Öffentlichkeit auch sein Erfolg vor Gericht.

Sehr viele NS-Überlebende wurden später chronisch krank oder behindert. Diese Folgen wurden so gut wie nie anerkannt bzw. war ihre Anerkennung mit Kämpfen verbunden. So zum Beispiel in der Entschädigungsfrage: Viele Holocaust-Überlebende haben keine oder erst sehr spät eine Entschädigung erhalten. Die Auswirkungen, die dies auf die nachfolgende(n) Generation(en) hatte und immer noch hat, gehen unter und bleiben unsichtbar. Viele Menschen der zweiten Generation leisteten und leisten Care-Arbeit. Wie auch in der Mehrheitsgesellschaft, wird diese überwiegend von weiblichen Familienmitgliedern erbracht. Situationen wie die der Geschwister von Erika Meyer in der Psychiatrie führen zu Retraumatisierungen. Die vorhandenen Ängste werden durch emotionale Stresserlebnisse aktualisiert und auf die nachfolgenden Generationen übertragen. Wie so oft vermischen sich für die Betroffenen mehrere Diskriminierungsformen, in diesem Fall Rassismus und Ableismus. Auch das ist ein Punkt, mit dem sehr viele betroffene Personen in ihrem Alltagsleben umgehen müssen und der vom Gegenüber (Ärzt:innen, Ämter etc.) nicht gesehen wird. Die Folgen sind häufig chronische Erkrankungen. So zeigt beispielsweise eine Studie der *Drexel University's Urban Health Collaborative* in Philadelphia, USA, welche gesundheitlichen Folgen Diskriminierung hat. ««Discrimination is bad for your health,» Forde said. «Discrimination is measurable and will impact your

health in a negative way. [...] Racism is a public health problem. We have to first of all recognize that and understand that. It's killing African Americans in ways that this paper begins to tease out»» (Thompson 2020) Dies lässt sich auch auf andere marginalisierte Gruppen übertragen.

Der Campingurlaub und der Angriff des Neonazis auf dem Supermarkt-Parkplatz sind Teil der Kette an Kontinuitäten rassistischer Angriffe im Leben der Familie. Hier müssen sogar die kleinen Kinder, die zur dritten Generation gehören, die rassistischen Angriffe miterleben. Die Kinder erleben die tief verwurzelten Ängste der Eltern und Großeltern – der Familie – unmittelbar in dem Augenblick, in dem sie sich selbst in einer traumatischen Ausnahmesituation befinden. Es sind also nicht nur die Traumatisierungen der Überlebenden, mit denen die Familien umgehen müssen. Parallel dazu machen sogar die jüngsten Familienmitglieder in Kita, Schule und im Alltag rassistische Erfahrungen, die in einigen besonders schlimmen Fällen, wie hier bei dem Camping-Urlaub, lebensbedrohlich werden.

### **4.3. Fallbeispiel Gani Rama<sup>6</sup>**

#### **4.3.1 Chronologie**

**1999** – In Folge des Zerfalls Jugoslawiens erreicht Ende der 1990er Jahre das angespannte Verhältnis zwischen Serb:innen und Albaner:innen mit bewaffneten Übergriffen, Gräueltaten und dem massiven Anstieg von Vertreibungen seinen Höhepunkt. Die seit über 600 Jahren in der Region lebenden Rom:nja finden sich inmitten eines Konflikts wieder, in dem sie von beiden Seiten entweder der Kollaboration mit der Gegenseite bezichtigt werden oder von den jeweiligen Kriegsparteien gezwungen werden, sich an Vergeltungsmaßnahmen zu beteiligen. Die NATO unterstützt mit ihrer Intervention den Krieg der kosovo-albanischen Nationalist:innen für die Abspaltung des Kosovo. Nach deren Sieg werden Rom:nja ermordet, gefoltert, verfolgt, vergewaltigt und schließlich vertrieben. Die zurückgelassenen Besitztümer werden geplündert und besetzt. Selbst Kosovos Präsident Thaçi und neun weitere hochrangige Personen sind deswegen 2019 in Den Haag wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen

---

<sup>6</sup> Dieser Name ist nicht anonymisiert, da er aufgrund einer öffentlichen Kampagne zur Aufklärung des Mordes an Gani Rama vom Roma Center Göttingen bekannt ist.

die Menschlichkeit angeklagt worden. Von den ehemals 150.000 Rom:nja im Kosovo flüchten 120.000. Zehntausende werden zu Binnengeflüchteten, größtenteils in Serbien und Montenegro. Andere fliehen in unterschiedliche europäische Länder, um Schutz zu suchen.

Unter den vertriebenen Rom:nja befindet sich auch die Familie von Gani Rama. Sie kommt nach Deutschland und stellt einen Asylantrag. In Deutschland lernt Gani Rama seine spätere Ehefrau kennen, die 1990 als Kind zusammen mit ihrer Familie aus dem Kosovo nach Deutschland kam, nachdem ihr Vater Morddrohungen erhalten hatte. Zusammen haben sie vier Kinder, die in Deutschland geboren werden. Aufgrund der Residenzpflicht muss die Familie getrennt voneinander in zwei unterschiedlichen Städten leben. Sie leben mit Duldungen, die immer wieder verlängert werden. Im Asylverfahren erzählt Gani Rama von der erlebten Verfolgung und Vertreibung. Gani Rama betont in dem Verfahren mehrfach, dass die Albaner:innen ihn umbringen werden, wenn er abgeschoben würde. Doch ihm wird, wie vielen anderen Rom:nja in der gleichen Situation, nicht geglaubt. Die Familie erhält keine psychologische Unterstützung, um ihre Traumatisierungen aus dem Krieg aufzuarbeiten. Gleichzeitig trägt das Leben in permanenter Unsicherheit, oft über Jahrzehnte, zu einer Re-Traumatisierung bei.

**2009–2010** – Mitte 2009 beginnt die Bundesregierung damit, zuvor langjährig geduldete Personen in den Kosovo abzuschicken. Nach Unterzeichnung des Rückübernahmeabkommens zwischen der deutschen und der kosovarischen Regierung im April 2010 nehmen die Abschiebungen zu. Auch Alte, Kranke und Kinder müssen das Land verlassen, der Großteil von ihnen Rom:nja. Viele von ihnen leben seit mehr als zehn Jahren in Deutschland. Ihre Kinder sind hier aufgewachsen – und in vielen Fällen auch hier zur Welt gekommen. Den Kindern, die in Deutschland den Kindergarten und die Schule besuchen und meistens weder Serbisch noch Albanisch gelernt haben, droht die Abschiebung in ein für sie völlig fremdes Land. Rückkehrer:innen leben im Kosovo ausgegrenzt vom Rest der Gesellschaft, oft in Baracken ohne fließendem Wasser oder Heizung. Ehemaliger Familienbesitz wie Grundstücke und Häuser ist in vielen Fällen zerstört oder wird von anderen Personen genutzt. Eine Zurückforderung ist meist wegen verlorengegangener Unterlagen unmöglich. Diejenigen, die Unterlagen haben, verzichten häufig auf rechtliche Schritte, weil ihnen mit Gewalt gedroht wird. Polizei und Gerichte gehen meist nicht gegen die Rechtsverstöße vor. Zudem werden Rom:nja im Kosovo aus rassistischen Motiven diskriminiert. Sie haben so gut wie keine Chance auf eine geregelte Arbeitsstelle. Viele von ihnen, auch Kinder und Jugendliche, müssen Müll

sammeln gehen, um zu überleben. Viele Kinder werden wegen fehlender Papiere nicht eingeschult – oder ihre Eltern schicken sie nicht zur Schule, um sie vor Ausgrenzung und Diskriminierung durch Lehrkräfte und Mitschüler:innen zu schützen. Diejenigen, die zur Schule gehen, klagen über Beleidigungen und Gewalt. Viele werden in separaten Klassen unterrichtet. Auch der Zugang zur Gesundheitsversorgung und zu Sozialleistungen im Fall von Krankheit oder Arbeitslosigkeit wird häufig erschwert bzw. ganz verweigert. Abgeschobene Rom:nja sind tagtäglich Willkür, Gewalt und Bedrohungen ausgeliefert (Knaus/Widmann u.a. 2010; Amnesty International 2010; UNHCR 2010; Vrenezi/Thaçi 2009; Europarat 2009). Als Reaktion auf die Abschiebungen initiieren das *Roma Center Göttingen* und unterschiedliche Unterstützer:innen-Organisationen 2009 die Kampagne *alle bleiben!* Sie setzen sich für ein uneingeschränktes Bleiberecht geduldeter Rom:nja ein und wollen die Öffentlichkeit im Rahmen bundesweiter Aktionen und Veranstaltungen über die ernste Lage informieren.

**2010** – Gani Rama wird zum ersten Mal ohne seine Familie in den Kosovo abgeschoben. Im Kosovo ist er obdachlos. Er wird wiederholt verprügelt und erkrankt. Er versucht mehrmals, bei der örtlichen Polizei eine Anzeige zu erstatten. Doch statt sie aufzunehmen, drohen ihm die Polizist:innen, ihn einzusperren, sollte er sich erneut beschweren. Aufgrund der ständigen Drohungen und Gewalt beschließt er, aus dem Kosovo zu fliehen und nach Deutschland zurückzukehren. Bevor er seine Familie erreicht, wird er im Süden Deutschlands von der Polizei aufgegriffen. Er soll in Abschiebehäft gebracht werden, aber sein Gesundheitszustand lässt dies nicht zu. Wegen einer lebensgefährlichen Tuberkulose wird er in ein Krankenhaus eingeliefert, in dem er mehrere Monate stationär behandelt wird. Dadurch verzögert sich seine erneute Abschiebung (Roma Center 2012).

**April 2011** – Noch während Gani Rama im Krankenhaus ist, werden seine Frau und ihre vier Töchter im Alter von eins bis sechs mitten in der Nacht und ohne vorherige Ankündigung von der Polizei abgeholt und in eine Kleinstadt im Kosovo abgeschoben. Die älteren beiden Mädchen waren bis dahin in Deutschland im Kindergarten. Die Familie hat früher in einer anderen Stadt im Kosovo gelebt und dort ein Grundstück besessen. Dorthin zurückkehren kann sie nicht, weil mittlerweile eine andere Familie dort lebt und sie bedroht hat. Die ersten sechs Monate wird die Miete durch das Projekt URA II vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge bezuschusst. Gani Ramas Frau hat Angst, danach obdachlos zu werden, weil sie die



Miete nicht zahlen kann. Sie überlebt lediglich durch Spenden, die ihre Familie und Unterstützer:innen aus Deutschland schicken. Sie muss sich allein um die Kinder kümmern und kann nicht arbeiten. Schon Wochen vor der Abschiebung verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand, sie bekam Herzkrämpfe. Im Kosovo ist sie nicht krankenversichert. Da sie sich eine Behandlung nicht leisten kann, hat sie große Angst, dass ihr Gesundheitszustand sich verschlimmert.

**Juli 2011** – Gani Rama wird aus dem Krankenhaus entlassen. Ihm wird eine sechsmonatige notwendige Weiterbehandlung der Tuberkulose verschrieben. Doch bevor er sie beginnen kann, wird er in Abschiebehäft genommen und kurze Zeit später abgeschoben. Im Kosovo ist es ihm nicht möglich, die Behandlung fortzuführen.

**April 2012** – Die Familie lebt gemeinsam in einem 20 Quadratmeter großen Raum. Geheizt wird mit einem Holzofen. Die Vermieterin hat angekündigt, dass die Familie bald ausziehen muss. Sie hat Angst vor Anfeindungen, weil sie an Roma vermietet. Die Familie hat wenig Geld und kann sich nicht gut ernähren. Die Gesundheit von Gani Rama verschlechtert sich zunehmend. Es besteht die Gefahr, dass seine Tuberkulose unter den beengten Verhältnissen seine ganze Familie gefährdet. Die Ehefrau versucht mehrmals, eine Arbeit zu finden, hat aber keinen Erfolg. Unterstützung bei der Jobsuche bekommen sie nicht. Gani Rama wird bedroht und verprügelt. Von einem Nachbarn wird ihm gedroht: «Sehe ich dich noch einmal auf der Straße, bringe ich dich um.» Er beschwert sich bei der Polizei, doch wird er wieder nicht ernstgenommen. Die Eltern fürchten sich davor, das Haus zu verlassen, die älteste Tochter muss von Bekannten in die Schule gebracht werden. (Roma Center 2012).

**Februar 2014** – Das Haus, in dem die Familie jetzt lebt, ist in einem sehr schlechten Zustand. Es gibt nur an drei bis vier Stunden am Tag fließendes Wasser, es kommt aus dem Wasserschlauch im Garten. Ein Bad gibt es nicht. Sie müssen sich in Plastikschüsseln waschen. Zum Ende des Monats müssen sie das Haus verlassen, weil die Gemeinde die Miete danach nicht mehr bezahlen will. Die älteste Tochter, mittlerweile zehn Jahre alt, kommt oft verängstigt aus der Schule. Sie ist die einzige Romni in der Klasse und eine der wenigen in der ganzen Schule. Sie wird oft gehänselt und beschimpft. Die Eltern möchten sehr gern, dass sie weiterhin die Schule besucht, aber haben Sorge, dass sie aus Angst bald nicht mehr hingehen will.

Vor einem Jahr wurde ihre jüngste Tochter geboren. Sie hat gesundheitliche Probleme. Doch die Familie kann sich keine medizinische Untersuchung leisten. Die Mutter berichtet: «Hier gibt's keine Sozialhilfe. Ich hab' drei Mal versucht, meine Kinder anzumelden. Die haben gesagt «Es gibt nichts, deine Kinder sind in Deutschland geboren.» Aber die Kleine ist im Kosovo geboren. [...] Die Große geht in die Schule. Aber hier schlagen die Lehrer die Kinder. Der Lehrer schimpft, weil sie nicht albanisch schreiben können. Manchmal schicken wir sie zwei Wochen nicht, weil wir uns das Material nicht leisten können – oder weil wir sie nicht dreckig in die Schule schicken wollen. Wir finden keine Arbeit und ich traue mich nicht an manche Orte, da sind nur Männer. Du siehst Leute mit Kindern, mit Babys, auf der Straße nach Müll suchen. Die Kleine hatte heute einen Termin [...]. Sie musste zum Arzt, aber ich bin nicht gegangen. Den muss man bezahlen. Das haben wir nicht. Die hat ein bisschen Probleme mit der Hüfte und Herzgeräusche. Ich war vor einem Monat dort, sie haben gesagt: «Kontrolle jeden Monat», aber ich hab' kein Geld. Ist alles privat. In zwei Wochen müssen wir hier raus. Ich weiß nicht, was wir dann machen sollen. Ich war heute früh bei der Kommune, aber ich hab' noch keine Antwort bekommen. Am 12. April sind wir drei Jahre hier, aber ich habe keine Wohnung, kein Haus und keine Arbeit, kein nichts. Ich weiß nicht, was wir machen sollen. Hier gibt es keine Antwort, was die Leute machen sollen. Und viele Leute sind auf der Straße. Ich werde auch bald auf der Straße leben.» Sie fasst ihre Situation so zusammen: «Hier im Kosovo kannst du als Roma nicht leben. Hier kannst du nur sterben» (Roma Center Göttingen (2014:14). Auf der Flucht vor Gewalt, Bedrohung, Prekarität und unmenschlichen Lebensbedingungen beschließt die Familie nach Deutschland zurückzukehren.

**Oktober 2015** – Das sogenannte Asylverfahrensbeschleunigungsgesetz tritt in Kraft. Ungeachtet der massiven strukturellen Diskriminierung und des Rassismus gegenüber Rom:nja wird der Kosovo, gemeinsam mit Albanien und Montenegro, zu einem «sicheren Herkunftsstaat» erklärt. Faktisch wird damit das Grundrecht auf Asyl ausgehöhlt. Es bedeutet die Abkehr von der Einzelfallprüfung und die Umkehr der Beweislast. Asylbewerber:innen müssen in einem verkürzten Verfahren, zum Teil in nur zehnminütigen Anhörungen, nachweisen, dass ihnen entgegen der «Regelvermutung» Verfolgung droht. Vor allem für viele Rom:nja ist das eine kaum zu überwindende Hürde. Die Entscheidung der deutschen Bundesregierung bedeutet für sie, dass ihre Aussicht, als Geflüchtete anerkannt zu werden, nun noch geringer ist, dass sie in Asylverfahren stark benachteiligt werden. Zudem müssen Personen aus «sicheren Herkunftsstaaten» bis zum Abschluss ihres Asylverfahrens oder ihrer Abschiebung in den

Erstaufnahmeeinrichtungen bleiben, wenn nötig auch über sechs Monate hinaus. Falls ihr Antrag auf Asyl nach dem 31.08.2015 abgelehnt wurde, erhalten sie ein unbefristetes Arbeitsverbot (§ 60a Abs. 6 Nr. 3 Aufenthaltsgesetz). Zehntausende Rom:nja, die 1999, davor und danach bis heute aus dem Kosovo geflohen sind, sind mit der neuen Gesetzesregelung verstärkt von Abschiebung bedroht.

**November 2015** – Gani Rama wird in die psychiatrische Abteilung eines Universitätskrankenhauses eingeliefert. Bei ihm werden eine «posttraumatische Belastungsstörung» und eine «schwere depressive Episode mit psychotischem Erleben und impulsiven Durchbrüchen» diagnostiziert. Der Arzt stellt auch fest, «dass die Haut am Kopf durch zahlreiche Schlagverletzungen gezeichnet» ist. Als Behandlung wird eine «traumaspezifische Psychotherapie» empfohlen, die «durch die Sozialbehörden auch außerhalb der Leistungen des AsylbLG bewilligt werden (sollte), da so suizidale Krisen evtl. verhindert werden können. [...] Im Falle einer Rückführung in ein anderes Land ist eine Verschlechterung der Symptomatik durchaus wahrscheinlich, da bei diesen Störungen die kontinuierliche Aufnahme und Verarbeitung durch eine Psychotherapie indiziert ist. Wir bitten daher, den [sic!] Patienten einen zwischenzeitlichen Aufenthalt zu bewilligen und die Durchführung der Therapiemaßnahmen zu sichern.»<sup>7</sup>

**Dezember 2015–März 2016** – Obwohl Gani Rama im Asylverfahren immer wieder die Gewalt, der er im Kosovo ausgesetzt war, und die Drohungen, die er erhalten hat, schildert, wird sein Asylantrag abgelehnt. Er leidet unter massiven Angstzuständen und wird von seinem Bruder erneut in die Klinik gebracht. Der behandelnde Arzt diagnostiziert: «Wie bei dem letzten Aufenthalt des Patienten war es zu einer Verschlechterung der depressiven Symptome und zu gehäuften intrusivem Wiedererleben («Flash Backs») der Traumatisierungen im Kosovo gekommen. Der Patient erlebte sich wiederholt von einer Gruppe «Albanern» verfolgt, diese hätten vor, ihn immer wieder zu schlagen und zu misshandeln. Der Patient spricht bei Aufnahme alleine in einem Raum mit sich selbst und schimpft lauthals. Auf Nachfrage gibt er an, seine Verfolger zurechtweisen zu wollen. Er wirkt ängstlich, im Affekt gedrückt und schwer

---

<sup>7</sup> Alle Zitate entstammen den Arztbriefen der Klinik. Gani Rama hatte ausdrücklich zugestimmt, dass sie nach seiner Abschiebung einer politischen Initiative übergeben und öffentlich gemacht werden können.

beeinträchtigt. [...] Der Patient berichtet in seinem erregten psychomotorischen Unruhezustand immer wieder von mehrfachen Gewalterfahrungen im Kosovo. [...] Er habe mehrfach Hilfe bei der örtlichen Polizei gesucht, aber dort habe man ihn verspottet und auch mit Gewalt gedroht. [...] Narben am Vorderhaupt zeigen deutlich Spuren von grober Gewalteinwirkung. [...] Dass die in der Anamnese geschilderten aktuellen Symptome der PTBS (F43.1) und einer aktuellen Depression (F32.2.) schon bei der Ablehnung eines Asylantrages sich verschlechterten, erscheint prognostisch ungünstig für eine Entsendung des Patienten in ein anderes Land zu sein. Im aktuellen Fall könnte man von einer Reaktualisierung des Traumas bereits durch die jetzige Situation sprechen. Insofern ist auch eine Retraumatisierung bei Vollstreckung der Ausreisepflicht durchaus wahrscheinlich. Der Patient kann mit schwer selbstverletzendem Verhalten reagieren, da er in solch einer Situation die Realität nicht erkennen kann und im Rahmen des aufdrängenden (= intrusiven) Erlebens durchaus eigen- oder fremdgefährdend handeln kann. Dies ist bei einer Rückführung in den Kosovo mit besonderer Schwere zu sehen, da hier der Patient stringent von seiner Verfolgung dort spricht. [...] Ebenfalls muss die medikamentöse Therapie weitergegeben werden, ohne die Medikation sind Verschlechterungen der Erkrankung mit suizidalen Krisen, Selbstschädigung mit Todesfolge zu erwarten. Ob die notwendige Medikation im Kosovo für den Patienten zu erlangen ist, darf nach seinen Berichten über die soziale Situation dort bezweifelt werden. Eine Therapie nach Trauma wird aller Voraussicht nach einen Zeitraum von zwei Jahren benötigen. Es ist im hohen Maße von einer Retraumatisierung im Kosovo auszugehen, da der Patient wiederholt und konsistent von Gewalterfahrungen dort, auch durch Sicherheitskräfte nach seiner letztmaligen Rückkehr, berichtet hat. [...] Auch ist die von der Ausländerbehörde angebotene medizinische Betreuung bei Durchführung der Ausreise als insuffizient anzusehen. Die Maßnahme eines Zugriffes durch die Polizei könnte an sich schon eine Traumatisierung hervorrufen, da der Patient o.g. Gewalterfahrungen gemacht hat und der Zugriff zu einem Erleben der Hilflosigkeit und Ausweglosigkeit führen kann, dies könnte den o.g. möglichen Suizidversuch schon auf dem Transport möglich machen. Sollte die sogenannte «medizinische Betreuung» bei Ausreise letztendlich in Fixierung von Armen und Beinen unter ärztlicher Aufsicht bestehen, so wären die Grundprobleme und eine mögliche Todesfolge nach Suizidversuch, dann anschließend im Kosovo nicht verhindert. In summa ergeben die Angebote der Behörde rein vom medizinisch-fachpsychiatrischen Standpunkte keinen Sinn. Die juristische Prüfung obliegt hingegen den Behörden. [...] Wir bitten um Bewilligung der weiteren ambulanten Therapien für den Patienten durch die zuständige Sozialbehörde.»

**Februar 2016** – Noch während seines Aufenthaltes in der Klinik wird die Duldung von Gani Rama widerrufen. Er hat zu dem Zeitpunkt eine anwaltliche Vertretung und wird durch mehrere Romani Selbstorganisationen und weiterer Initiativen unterstützt. Die Ausländerbehörde fordert ihn auf, das Land zu verlassen, es besteht die Möglichkeit, dass die Polizei versucht, ihn aus dem Krankenhaus heraus abzuschieben. Die Familie erwägt, eine Klage einzureichen, um die Abschiebung zu verhindern.

**August 2016–September 2016** – Gani Rama ist zum dritten Mal in psychiatrischer Behandlung in der Universitätsklinik. Wieder werden eine schwere depressive Episode, eine posttraumatische Belastungsstörung und latente Suizidalität festgestellt.

**Mai 2017** – Trotz gegenteiliger medizinischer Empfehlung, dem schlechten Gesundheitszustand von Gani Rama und der akuten Bedrohungs- und Gewaltsituation vor Ort, wird er erneut in den Kosovo abgeschoben. Ohne Ankündigung und Zeit, seine Sachen zu packen. Völlig orientierungslos kommt er im Kosovo an und wird sich selbst überlassen. Er schläft auf der Straße und hat kein Geld für ausreichend Essen und Trinken.

**Februar 2018** – Auf der Facebook-Seite einer kosovarischen Zeitung wird ein Beitrag mit einem Bild des Personalausweises von Gani Rama veröffentlicht. Im Facebook-Post heißt es: *Nach den uns vorliegenden Informationen hat die Kosovo-Polizei in [Name des Ortes] die Person [Name der Person] festgenommen, die verdächtigt wird, während des Krieges 1998–1999 an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen zu sein, und die in einer Reihe mit dem serbischen Militär und den paramilitärischen Streitkräften stand. Diese Person wird verdächtigt, mit dem Bezirk in [Name des Ortes] operiert zu haben. Vor dem Krieg wohnte er in der Nähe der Rüstungsfabrik [Name des Ortes]. Wer Beweise hat und gesehen hat, wie er während des Krieges Verbrechen begangen hat oder sogar Opfer dieser Person wurde, soll die Polizei benachrichtigen und Aussagen machen* (Kjo është Rahovica Jonë 2018).

**Juli 2019** – Gani Rama wird schwer misshandelt in einer Straßenunterführung aufgefunden. In der Notaufnahme stirbt er an seinen Verletzungen. Er wurde am helllichten Tag und auf offener Straße ermordet. Die Tat wurde von Überwachungskameras gefilmt und der mutmaßliche Täter ermittelt. Es handelt sich um einen kosovo-albanischen Nationalisten. Bis heute haben kosovo-albanische Nationalisten Listen mit vermeintlichen serbischen Kollaborateuren, auf denen auch Rom:nja stehen. Viele davon leben mit unsicherem Aufenthalt in Deutschland und sind von Abschiebung bedroht.

Der Bruder von Gani Rama kann nicht an der Beerdigung teilnehmen. Er lebt mit einer Duldung in Deutschland und darf nicht ausreisen. Seine Töchter hatte Gani Rama seit der Abschiebung nicht mehr gesehen.

**Juli/August 2019** – Das *Roma Center* und der *Bundes Roma Verband* schreiben sowohl die kosovarische Polizei als auch die deutsche Botschaft in Priština an. Sie fordern sie zur Aufklärung auf. Insbesondere möchten sie wissen, ob die Polizei Informationen über Gani Rama an die Presse, vor allen die kosovarische Zeitung „Kjo është Rahovica Jonë“, weitergegeben hatte. Bis heute erfolgte keine Reaktion.

**Oktober 2019** – Der Täter wird wegen fahrlässiger Tötung zu vier Jahren und acht Monaten Gefängnis verurteilt. Im Urteil heißt es, nach einer verbalen Auseinandersetzung mit dem verstorbenen Gani Rama habe der Täter ihn körperlich angegriffen. Infolge des Angriffs habe Gani Rama sein Gleichgewicht verloren und sei die Treppe hinuntergefallen, wobei er durch die erlittenen Wunden sein Leben verloren habe.

#### **4.3.2. Zusammenfassende Analyse und daraus abgeleitete Empfehlungen**

Gani Rama flieht vor Krieg und Verfolgung nach Deutschland und beantragt Asyl. Sein Antrag wird abgelehnt, er wird ungeachtet seiner psychischen Erkrankung und chronischer Tuberkulose immer wieder in den Kosovo abgeschoben, wo er Gewalt und Bedrohung durch Einzelpersonen und die örtliche Polizei ausgesetzt ist. Auch seine Ehefrau, die als Kind nach Deutschland gekommen ist, und ihre minderjährigen Kinder werden abgeschoben. Dort leben sie ohne Zugang zu angemessenem Wohnraum, ohne Arbeit, eine gute schulische Ausbildung

und grundlegende gesundheitliche Versorgung. Ungeachtet der von systematischem Rassismus und Marginalisierung geprägten Situation von Rom:nja im Kosovo werden immer wieder Gesetzesverschärfungen beschlossen, die Abschiebungen erleichtern. Gani Rama hatte in den Gerichtsverfahren wiederholt auf die Gefahr seiner Ermordung im Fall einer Abschiebung hingewiesen, doch die Behörden glaubten ihm nicht. Bei seiner letzten Abschiebung wird Gani Rama von seiner Familie getrennt und schließlich ermordet.

### **Empfehlungen:**

Vor diesem Hintergrund schließen wir uns den Empfehlungen des *Roma Center* an:

- Aufklärung des Mordes an Gani Rama und die Umstände, die dazu führten;
- Aufklärung, ob die Polizei im Kosovo eine Kopie seines Ausweises herausgegeben und ihn als Kriegsverbrecher bezeichnet hat;
- Mitwirkung der deutschen Botschaft im Kosovo an der Aufklärung und Meldung von Fällen wie dem von Gani Rama an die Bundesregierung;
- sensibilisierende Schulungen für Mitarbeiter:innen von Ausländerbehörden;
- Anerkennung der Verfolgung und Vertreibung von Rom:nja nach dem Kosovo-Krieg, Gewährung eines entsprechenden Schutzstatus für diese Menschen;
- Anerkennung der strukturellen und institutionellen Diskriminierung und Gewalt gegen Rom:nja als Gründe im Asylverfahren.

Zusätzlich empfehlen wir:

- Anerkennung von Rom:nja aufgrund «kumulativer Verfolgungsgründe» (Bislimi 2014);
- einen Abschiebestopp nach § 60 und § 60 a AufenthG für alle langjährig geduldeten Personen in Deutschland;
- Abschaffung der Residenzpflicht für Geflüchtete aus sogenannten sicheren Herkunftsstaaten während der Unterbringung in Erstaufnahmeeinrichtungen (§ 56 Abs. 1 AsylG), und zwar in allen Bundesländern;
- keine Trennung von Familien durch Abschiebungen;

- Anerkennung von gesundheitlichen Spätfolgen (einschließlich unbehandelter PTBS durch Kriege) als Asylgrund;
- automatisches Bleiberecht für Rom:nja, bei denen eine PTBS festgestellt wurde;
- Schaffung von Bleiberechtsoptionen für seit Jahren in Deutschland Geduldete, flankierend die Legalisierung von Menschen ohne Aufenthaltspapiere bzw. Erteilung eines Aufenthalts für Menschen mit Duldung, die länger als vier Jahre in Deutschland leben (Vorbild Spanien);
- Aufhebung der sicheren Herkunftsstaatenregelung für Rom:nja;
- Bleiberecht für Rom:nja, die Opfer von Diskriminierung und Rassismus geworden sind;
- erleichterte Einreisemöglichkeiten und Zugang zur deutschen Staatsangehörigkeit für Nachkommen der Überlebenden der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft;
- bessere Qualifizierung und Schulungen zur Situation von Rom:nja in den Herkunftsländern, zu sexualisierter Gewalt sowie allgemein rassismuskritische Schulungen für Anhörer:innen beim BAMF; Erstellung eines Leitfadens für Menschen mit besonderem Schutzbedarf; Einrichtung von Sonderbeauftragten für Frauen, queere Personen und Minderjährige;
- Abschaffung des Ausländerrechts und des Asylbewerberleistungsgesetzes, stattdessen Verabschiedung eines Einwanderungsgesetzes.

## 4.4 Fallbeispiel Elena Dumitrache

### 4.4.1 Chronologie

**30. März 2019** – Am 30. März 2019 kommt es zu einem rassistischen Angriff in der U-Bahn einer deutschen Großstadt. Eine 37-jährige deutsche Frau attackiert Elena Dumitrache, eine 49-jährige Mutter von sieben Kindern, ihren Ehemann und ihren Schwager, der zu Besuch aus Rumänien ist, mit einem Messer. Ohne erkennbaren Grund, und vor allem ohne jegliche Provokation, steht die Angeklagte plötzlich auf, geht zu ihrer Sitzreihe und beschimpft sie



mehrmals mit «Scheiß ~~Zigeuner~~, was wollt ihr hier?»<sup>8</sup> Sie schreit und schimpft auf sie ein, obwohl sie sie zuvor niemals gesehen hatte, und sie ihr dafür keinen Anlass gegeben hatten. Der Ehemann von Elena Dumitrache ist sichtlich geschwächt, seine Krücke ist unübersehbar. Sie sagt das auch zu der Angreiferin: «Bitte, was ist Ihr Problem? Mein Mann ist krank. Bitte.» Doch statt aufzuhören, zieht die Angeklagte ein Messer aus ihrer Tasche. Mehrmals, mindestens zwei- bis dreimal, sticht die Angeklagte auf die vor ihr sitzenden Menschen ein. Gezielt, aggressiv, skrupellos. Während des Angriffs befinden sich mehrere weitere Personen im U-Bahn-Waggon. Erst nach einiger Zeit schreitet ein Fahrgast ein und versucht, gemeinsam mit den Angegriffenen die Angreiferin aufzuhalten. Elena Dumitrache schafft es, ihr das Messer aus der Hand zu winden. Ein weiterer Fahrgast betätigt die Notbremse. Nach Öffnen der Türen verlagert sich das Geschehen auf den Bahnsteig der nächsten U-Bahn-Station. Elena Dumitrache, ihr Ehemann, ihr Schwager und der Fahrgast versuchen, die Angreiferin auf dem Bahnhof festzuhalten, bis die alarmierte Polizei eintrifft. Sie tritt um sich und schreit dem Fahrgast zu: «Bist du behindert. Du bist Deutscher und du fällst mir in den Rücken!» Wenig später trifft die Polizei ein und nimmt die Angreiferin fest. Der Übergriff wird von Videokameras in der U-Bahn und am Bahnsteig gefilmt. Bereits vor der Attacke in der U-Bahn hatte die Angreiferin auf dem Bahnsteig einen Mann mit «~~Zigeuner~~» rassistisch beschimpft, ihm den Mittelfinger gezeigt und ihn angespuckt.

Die Beschreibung des Falles beruht auf den Aussagen Elenas, den Aussagen der Unterstützer:innengruppen, der Polizei und Gerichtsurteilen sowie von Beratungsstellen, die Elena unterstützen, sowie ihrer anwaltlichen Vertretung.

**30. März 2019 - 03. April 2019** – Elena Dumitrache erleidet im hinteren Nackenbereich in Halsnähe und am linken Oberschenkel Stichwunden. Der Schwager eine drei bis fünf Zentimeter tiefe Stichverletzung an der linken Brustkorbseite. Der untersuchende Arzt stellt fest, dass der Angriff auch tödlich hätte enden können. Wäre der Stich nur etwas tiefer gegangen, hätte er den Brustraum eröffnet und der Schwager hätte am eintretenden Pneumothorax (Luftansammlung im Brustkorb) versterben können.

Elena Dumitrache muss vier und der Schwager drei Tage stationär im Krankenhaus behandelt werden. Elena Dumitrache fühlt sich von den Mitarbeiter:innen des Krankenhauses nicht

---

<sup>8</sup> Die unveröffentlichten Akten der Staatsanwaltschaft sind uns im Rahmen der Studie mit dem Einverständnis der Betroffenen zur Verfügung gestellt worden. Dieses Zitat (Bd. 3, S. 182) und alle folgenden sind diesen Akten entnommen.

ernstgenommen. Wenn sie sich in der Krankenhaus-Cafeteria aufhält, werden sie und ihre Familienangehörigen argwöhnisch beobachtet.

Vier unterschiedliche Unterstützer:innengruppen, Vereine und Romani Selbstorganisationen besuchen die Betroffenen im Krankenhaus, beraten sie, dolmetschen auf ehrenamtlicher Basis und sammeln Geld für die anwaltliche Vertretung.

Der Schwager von Elena Dumitrache ist nicht krankenversichert. Das Krankenhaus stellt ihm eine Rechnung in Höhe von 1.500 Euro aus, die er nicht bezahlen kann. Trotz Schmerzen und blutender Wunden kehrt er daraufhin nach Rumänien zurück. Die Rechnung wird später von der Landeskasse übernommen. Doch das Krankenhaus vermittelt gegenüber der Familie den Eindruck, dass sie selbst dafür aufkommen müsse.

**30. März 2019 - 24. April 2019** – Im Laufe des nächsten Monats vernimmt die Polizei die Geschädigten, Bekannte der Angreiferin sowie Zeug:innen des Angriffs im U-Bahn-Wagen und auf dem Bahnsteig. Einige Zeug:innen beschuldigen Elena Dumitrache, den Schwager und den Ehemann, die Angreiferin attackiert zu haben bzw. vermuten, dass es schon im Vorfeld Streitigkeiten gegeben habe. Zwei Zeug:innen erhalten Infobroschüren zum Opferschutz. Einer Zeugin wird psychologische Unterstützung angeboten.

Elena Dumitrache und ihr Schwager werden erstmals am 30. März im Krankenhaus vernommen. Die Vernehmung erfolgt mithilfe einer rumänischen Dolmetscherin. Von ihnen wird eine «freiwillige DNA-Personenprobe» (Bd. 1, S. 100) genommen. Dass diese freiwillig ist, ist den beiden jedoch nicht klar. Auch bleibt die Frage offen, warum sie überhaupt genommen wird, da im Unterschied zu anderen Fällen, die Täterin bereits bekannt und in Haft ist. Bereits in der ersten Vernehmung gibt Elena Dumitrache an, Angst vor der Täterin zu haben und sich unsicher an ihrem Wohnort zu fühlen: «Ich wohne unweit der Haltestelle. Und deshalb habe ich Angst.» (Bd. 2, S. 17) Der vernehmende Polizist gibt Elena Dumitrache und ihrem Schwager eine Infobroschüre zum Opferschutz. In einer späteren Vernehmung werden sie an den *Weißten Ring* verwiesen. Psychologische Unterstützung wird ihnen nicht angeboten.

Die zuständige Polizeidienststelle nimmt zwar am Tag des Tattags Kontakt zum Polizeilichen Staatsschutz auf, der u.a. für die Ermittlung von rassistischen Taten zuständig ist. Dieser wird jedoch nicht tätig (Bd. 2, S. 53). Der Kontakt erfolgte offenbar telefonisch. Ein Schriftstück zur Anfrage liegt nicht vor. Die Polizei bringt am Ort des Geschehens und in der Nähe Plakate an,

um nach weiteren Zeug:innen zu suchen. Infolge melden sich mehrere Personen bei der Polizei. Einige geben an, dass die Geschädigten die Angreiferin zuerst angegriffen haben, obwohl sie selbst zum Tatzeitpunkt gar nicht vor Ort waren. Die Plakate werden kurze Zeit später von Unbekannten entfernt. Das führt dazu, dass Elena Dumitrache noch mehr Angst bekommt. Sie befürchtet, dass die Angreiferin Teil einer rechtsextremen Gruppe ist. Sie fühlt sich nicht mehr sicher in ihrer Wohnung und wünscht sich Sicherheitsvorkehrungen. Von offizieller Seite erfolgen keine Maßnahmen. Die Unterstützer:innen versuchen, ihr zu helfen, eine andere Wohnung zu finden. Aufgrund von Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt gestaltet sich das jedoch schwierig. Es war bereits sehr schwierig, die aktuelle Wohnung zu bekommen.

Am 4. April wird der Zeuge vernommen, der von der Angreiferin vor der Attacke in der U-Bahn am Bahnsteig rassistisch beschimpft und angespuckt wurde. Der Zeuge schildert mithilfe einer rumänischen Dolmetscherin den Tathergang. Nach Abschluss der Vernehmung wird er um eine freiwillige Speichelprobe und eine Fotoaufnahme gebeten (Bd. 2, S. 129). Es bleibt unklar, inwiefern ihm die Freiwilligkeit tatsächlich bewusst ist. Keine andere Person, die vernommen wurde, wird danach gefragt. Auch wird er, im Gegensatz zu allen anderen Zeug:innen, gefragt, ob er die Geschädigten kennt.

**3. Mai** – Der Zentralrat der Deutschen Sinti und Roma wendet sich mit einem Schreiben an die zuständige Polizeidienststelle, um mehr zum «antiziganistisch motivierten Angriff» zu erfahren, da der Zentralrat «Fälle von antiziganistisch motivierter Hasskriminalität im Bundesgebiet»<sup>9</sup> begleitet.

**8. Mai** – Anklageerhebung durch die Staatsanwaltschaft: Darin wird mit Rückbezug auf das Schreiben vom Zentralrat die Tat als «antiziganistisch» bezeichnet. Gleichzeitig wird als Tatmotiv «Ausländerfeindlichkeit» angenommen. Jedoch mit der Einschränkung, dass «Ausländerfeindlichkeit als solche angesichts ihrer persönlichen Verhältnisse zwar nicht unbedingt nahe [liege], denn die Beschuldigte ist [...] noch mit einem Ausländer verheiratet [...]. Sie

---

<sup>9</sup> Ein Ausdruck der E-Mail des *Zentralrats Deutscher Sinti und Roma* ist Teil der Gerichtsakten.

lebt darüber hinaus seit mehreren Jahren mit dem albanisch-stämmigen Zeugen [Name] zusammen.»<sup>10</sup>

**August 2019** – Eine der Unterstützer:innengruppen, eine Organisation, die Opfer von rassistischer Gewalt begleitet, stellt beim Versorgungsamt der Stadt einen Antrag auf Entschädigung nach dem Opferentschädigungsgesetz für Elena Dumitrache und ihren Schwager. Der Antrag wird Monate später abgelehnt. Die Organisation legt einen Widerspruch ein. Der Ausgang ist bis heute offen. Die Unterstützer:innengruppen sammeln über viele Wochen Geld für die Familie von Elena Dumitrache, um sie nach der rassistischen Tat und den Folgen zu unterstützen (für die anwaltliche Vertretung; Anreisekosten des Schwagers von Rumänien nach Berlin zur Gerichtsverhandlung, Behandlungskosten in Rumänien). Da die Familie Sorge hat, dass es zuhause nicht sicher ist, hat die Tochter von Elena Dumitrache das gesamte Geld bei sich, wenn sie rausgeht. Sie ist einkaufen in einem Geschäft, als im Rausgehen ihr kleiner Sohn einen Ballon in die Hand nimmt. Sie wird vom Sicherheitsdienst aufgehalten, der Sohn des Diebstahls bezichtigt und die Polizei gerufen. Obwohl es keinen Verdacht gegen die Mutter gibt, wird sie durchsucht. Die Polizei findet das Geld bei ihr und beschlagnahmt es. Für die Beschlagnahme gibt es zu diesem Zeitpunkt keine Grundlage, da kein Straftatverdacht vorliegt. Erst im Nachhinein wird sie vom Gericht als vorläufig rechtmäßig erachtet. Sie wird von der Polizei nicht über ihre Rechte aufgeklärt. Im Anschluss wird ein Ermittlungsverfahren gegen sie wegen Sozialbetrugs eingeleitet. Für Elena Dumitrache und ihre Familie ist es eine sehr belastende Situation. Sie sagt: «Nach dem Versuch, mich und meine Familie zu töten, werden mir nun auch die Ersparnisse weggenommen.»

### **23. September - 04. November**

Der Prozess beginnt und findet an sechs Terminen statt. Im Fokus der Verhandlung steht die Schuldfähigkeit und das Tatmotiv der Angeklagten. Obwohl Elena Dumitrache und ihre Familie große Angst vor Folgeangriffen haben, treten sie und der Schwager als Nebenkläger:innen im Prozess auf. Eine Rom:nja-Selbstorganisation stellt den Kontakt zu Anwält:innen her, die die Verteidigung der Geschädigten übernehmen. Eine feministische antirassistische Orga-

---

<sup>10</sup> Die Anklageschrift ist Teil der Gerichtsakten, die uns vorliegen.

nisation trifft sich am Tag vor Beginn des Prozesses mit Elena Dumitrache. Sie fühlt sich unwohl und hat Angst vor dem Aufeinandertreffen mit der Angreiferin. Auch hat sie Angst davor, dass die Angreiferin in einer rechtsextremen Gruppe organisiert ist und ihre Unterstützer:innen in den Gerichtssaal kommen. Vor Beginn des Prozesses möchte Elena Dumitrache nicht allein mit der U-Bahn fahren.

Während des Prozesses werden die Betroffenen, Zeug:innen des Vorfalls und ein Gutachter, der die Zurechnungsfähigkeit der Täterin einschätzt, gehört sowie die Videoaufnahmen gesichtet. Die Verhandlung wird für Elena Dumitrache und ihren Schwager ins Rumänische gedolmetscht. Elena Dumitrache beschwert sich mehrmals über die Dolmetscherin, die während des Prozesses wechselt. Einige Stellen dolmetscht sie nicht, da sie nicht mit den Aussagen des Gerichts bzw. der Zeug:innen mitgekommen ist. Der Schwager muss aus Rumänien für den Prozess anreisen. Die Gerichtsordnung sieht vor, dass er das Geld vorstrecken muss und später erstattet bekommt. Das ist für ihn nicht möglich. Die Unterstützer:innen hatten Geld gesammelt, um ihm die Anreise zu ermöglichen. Trotzdem kann er nur an einem Termin dabei sein.

Der Prozess wühlt Elena Dumitrache sehr auf. Während ihrer Aussage schildert sie eindringlich den Tathergang und die Folgen der rassistischen Attacke für die gesamte Familie. Sie fordert das Gericht auf, das rassistische Motiv des Angriffs anzuerkennen und die Angeklagte dementsprechend zu verurteilen. Sie sagt: «~~Zigeuner~~, das ist ein hässliches Wort. Was ist der Unterschied zwischen mir und anderen? Mein Kopftuch? Mein Name ist Elena Dumitrache und nicht <Scheiß ~~Zigeuner~~>! Ich fühlte mich sehr beleidigt. In meinen Adern fließt Blut und kein Wasser.» Über den gesamten Prozessverlauf befürchtet sie Übergriffe von rechten Gruppen und Angehörigen der Angeklagten: «Ich habe Angst, weil mir bewusst geworden ist, dass es böse Menschen gibt, die uns nicht ertragen können.» Die Präsenz der Unterstützer:innen ist für sie sehr wichtig.

Mitarbeiter:innen des Gerichts äußern sich gegenüber den Unterstützer:innen von Elena Dumitrache mehrmals provozierend und abwertend. Einer von ihnen sagt zu einer Unterstützerin: «Warum gehen Sie nicht in den nächsten Raum, wo ein Roma angeklagt ist, einen Deutschen angegriffen zu haben?»

Die Staatsanwaltschaft sowie die Verteidiger:innen fordern eine Verurteilung wegen versuchten Mordes aus niedrigen Beweggründen. Im Plädoyer führt die Verteidigerin von Elena Dumitrache zum rassistischen Tatmotiv aus: «Von all den Menschen, die sich in der U-Bahn befunden haben, greift die Angeklagte genau jene an, die sichtbar nicht-deutsch, nicht-weiß,

oder, ja, als Roma zu erkennen waren. Genau an jenen entlädt sich ihre Wut, genau sie werden von der Angeklagten als legitime Opfer ausgewählt.» Doch gleichzeitig gibt sie zu bedenken: «Was wäre, wenn die Beweislage nicht so klar wäre? Wenn es keine weiß-deutschen Zeugen gegeben hätte, wenn es kein Video gegeben hätte?» Sie weist auch auf die massiven Konsequenzen der Tat für die Opfer hin: «Diese berichteten von Schmerzen, Ängsten, Traumatisierung. Von Stress, der zu erhöhten Diabeteswerten und schlaflosen Nächten führt. Meine Mandantin lebt in unmittelbarer Nähe des Tatorts und muss jedes Mal daran denken, wie sie nur aufgrund eines glücklichen Zufalls noch am Leben ist. Und dabei geht es nicht nur um meine Mandantin. Wie sie berichtet hat, ist sie Mutter von sieben Kindern und Großmutter von 20 Enkelkindern. Ihr Ehemann ist schwer krank und ist auf ihre Pflege angewiesen. Elena Dumitrache ist das Zentrum ihrer Familie. Deswegen hat die Tat auch zu großen Sorgen und zur Traumatisierung einer gesamten Familie geführt.»

**4. November** – Die Angeklagte wird zu vier Jahren und neun Monaten Gefängnis verurteilt. Das Gericht stellt fest: «Während die Angeklagte bei ihrer Messerattacke gegen die Nebenklägerin [...] mit direktem Körperverletzungsvorsatz vorging, handelte sie bei ihrem Angriff gegen den Zeugen [...] mit direktem Körperverletzungs- und mit bedingtem Tötungsvorsatz»<sup>11</sup> Elena Dumitrache und ihre Verteidigerin finden diese Einschätzung enttäuschend und teilen sie nicht. Angesichts der Beweislage sind sie der Ansicht, dass auch im Fall von Elena Dumitrache von einem Tötungsvorsatz ausgegangen werden muss.

Das Gericht stellt ebenfalls fest, dass die Angeklagte aus niedrigen Beweggründen im Sinne von § 211 Abs.2 StGB handelte. «Die Zugehörigkeit der Geschädigten zur Volksgruppe der Roma war daher der bewusstseinsdominante Beweggrund für ihren Angriff» (Urteil, S. 11). Weiter führt das Gericht aus: «Die Kammer sieht in der Relation ethnische Zugehörigkeit/Tötungsversuch das Merkmal der sonstigen niedrigen Beweggründe als erfüllt an. Allerdings war im Rahmen der Gesamtschau zu berücksichtigen, dass die Angeklagte, die seit längerer Zeit mit einem Mann aus Mazedonien eine Beziehung führt und zuvor mit einem arabischstämmigen Mann zusammen war, von den Zeugen aus ihrem Bekanntenkreis in keiner Weise als ausländerfeindlich geschildert wird» (ebd.). Im Laufe des Prozesses wurde von Antiziganismus gesprochen, doch ausdrücklich benannt wird Rassismus lediglich in folgendem Satz:

---

<sup>11</sup> Das Urteil ist Teil der Gerichtsakten, die uns vorliegen. Dieses Zitat (Urteil, S. 6) und die folgenden sind der Urteilsschrift entnommen.

«Der Rassismusvorwurf habe sie (die Angeklagte) im Kern getroffen und bedrücke sie unheimlich» (Urteil, S. 13).

Der Ehemann von Elena Dumitrache wird als Geschädigter weder im Verfahren noch in der Urteilsverkündung berücksichtigt. Auch findet der Paragraph § 46 Abs. 2 StGB, der eine höhere Strafzumessung bei rassistischen Tatmotiven vorsieht, keine Anwendung.

**Juli 2020** – Ende Juli erhält die Tochter von Elena Dumitrache einen Strafbefehl mit dem Vorwurf des Sozialleistungsbetrugs.

**September 2020** – Elena Dumitrache leidet immer noch unter den gesundheitlichen Folgen des Angriffs. Der Muskel ist nicht geheilt und sie hat Probleme mit der Beweglichkeit der Hand. Ärzte attestieren ihr, dass sie als Stressfolge durch den Angriff Diabetes entwickelt hat. Ihr wird empfohlen, auf ihre Ernährung zu achten. Aber sie kann sich aufgrund ihrer derzeitigen Situation und fehlender Mittel nicht gesund ernähren. Der bereits vor dem Angriff problematische Gesundheitszustand des Ehemannes verschlechtert sich ebenfalls immer mehr. Elena Dumitrache und ihr Ehemann leiden auch psychisch weiterhin an den Folgen des Angriffs. Sie haben Angst, Stress und Alpträume. Bei Elena Dumitrache wird eine PTSD diagnostiziert. Die Ärztin empfiehlt ihr sich psychologische Unterstützung zu suchen. Es fehlt jedoch an Psycholog:innen, die über Kenntnisse zu Rassismus gegenüber Rom:nja verfügen und romanesprachig sind.

Elena Dumitrache und ihr Ehemann leben noch immer in derselben Wohnung, obwohl sie sich dort nicht sicher fühlen und der Vermieter Reparaturen in Rechnungen stellt, für die sie nicht aufkommen müssten. Sie versuchen, eine andere Wohnung zu finden – bisher ohne Erfolg. Eine Rom:nja-Selbstorganisation stellt mehrere Anträge bei Stiftungen, um eine:n Makler:in für die Wohnungssuche zu finanzieren. Alle Anträge werden abgelehnt.

Bis heute haben Elena Dumitrache und ihr Schwager keine Entschädigung erhalten. Auch wurde das im August 2019 beschlagnahmte gesammelte Geld der Unterstützer:innen nicht zurückerstattet. Die Tochter wird in der Hauptverhandlung vom Vorwurf des Sozialleistungsbetrugs zwar freigesprochen, doch noch ist unklar, ob und ggf. wann die Familie das Geld zurückerhalten wird.

#### 4.4.2 Zusammenfassende Analyse und daraus abgeleitete Empfehlungen:

Das Fallbeispiel verdeutlicht einerseits, wie Rassismus gegen Sint:izze und Rom:nja zu Hassverbrechen führt mit massiven Folgen für die betroffenen Personen auf unterschiedlichen Ebenen. Es zeigt aber auch das unzureichende Verständnis von Rassismus bei Polizei, Staatsanwaltschaft und Gerichten auf. Während der Zeug:innenbefragungen, in der Anklageschrift und im Urteil wird durchgängig der Begriff «Ausländerfeindlichkeit» verwendet. Es findet keine Einordnung oder ein Verweis auf die gesellschaftliche und strukturelle Dimension von Rassismus statt. Zudem verweisen die Anklageschrift, die Verteidigung und das Urteil auf die «ausländischen» Partner der Angeklagten, mit dem Hinweis, dass folglich «Ausländerfeindlichkeit» nicht naheliegen könne. Auch wird im Prozess zwar Antiziganismus erwähnt, aber nicht als struktureller gesellschaftlicher Tatbestand benannt oder weiter ausgeführt. Rassismus selbst wird nicht benannt, bis auf die zitierte Stelle im Urteil, in der jedoch darauf Bezug genommen wird, wie betroffen der Vorwurf die Angeklagte gemacht habe. All das macht deutlich, dass die Justizbehörden Rassismus vor allem als einen Charakterzug ansehen bzw. mit organisiertem Rechtsextremismus gleichsetzen, statt ihn als gesellschaftliches (Macht-)Verhältnis zu begreifen. Auch bleibt die Frage offen, wie die Verhandlung verlaufen wäre, wenn es keine Videoaufnahmen gegeben hätte und nicht weiße Zeug:innen die rassistischen Beschimpfungen bestätigt hätten. Die Beweisführung wäre wesentlich schwieriger gewesen und es kann zumindest bezweifelt werden, ob den Geschädigten geglaubt worden wäre, wenn nur sie den Tathergang hätten bezeugt können.

Zudem ist es erstaunlich, warum in diesem Fall weder der Staatsschutz ermittelte noch Paragraph 46 Abs. 2 Satz 2 StGB bei der Strafzumessung Anwendung fand. Die anwaltliche Vertretung von Elena Dumitrache hat immer wieder darauf verwiesen, dass solch ein Angriff nicht nur die konkrete Person trifft, sondern auch für die gesamte Familie aber auch für die ganze Community schwerwiegende Folgen hat, weil er zu Angst und Unsicherheit führt. Doch das Gericht war nicht bereit, das anzuerkennen oder dem in der Gerichtsverhandlung Platz einzuräumen. Ebenso wenig haben die Medienberichte, die zu dem Fall erschienen, Bezug darauf genommen. Es entsteht der Eindruck, dass Rassifizierte als Opfer individualisiert werden, aber als Täter:innen häufig in medialen Debatten und politischen Diskursen für ein ganzes Kollektiv haftbar gemacht werden.

Die Folgen der Tat für die Geschädigten ziehen sich bis heute hin. Es gab von staatlicher Seite keine Unterstützung bei der Verarbeitung des rassistischen Vorfalls. Im Gegenteil wurde



die Entschädigung nach dem Opferschutzgesetz abgelehnt und mit der Beschlagnahmung des gesammelten Geldes und der Strafanzeige gegen die Tochter von Elena Dumitrache weiterer Druck und psychische Belastung auf die Familie ausgeübt. Umso wichtiger war die durchgängige Unterstützung von romani Selbstorganisationen, antirassistischen Gruppen und Vereinen und einer engagierten, rassismuskritischen anwaltlichen Vertretung.

Hinzu kommen zwei weitere problematische Aspekte bei den polizeilichen Ermittlungen: Zum einen die Entnahme von Speichelproben von den Geschädigten und einem weiteren Zeugen, der Rom ist. Von letzterem wurden auch fotografische Aufnahmen gemacht. Aus ermittlungstechnischer Perspektive wäre dies nicht notwendig gewesen. Vor dem Hintergrund der über Jahrzehnte erfolgten Erfassung und Kriminalisierung von Sinti:zze und Rom:nja durch Polizeibehörden ist das Vorgehen hochgradig fragwürdig (Bauer 2006).<sup>12</sup> Das zeugt von einer Unwissenheit in Bezug auf die eigene problematische Geschichte und zudem von wenig Sensibilisierung im Umgang mit von Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja betroffenen Personen. Auch ist der Verweis auf den *Weißten Ring* für Personen, die selbst von *Racial Profiling* und Polizeigewalt betroffen sein können, nicht unproblematisch. Denn im *Weißten Ring* arbeiten viele pensionierte Polizist:innen. Auch sind die Mitarbeiter:innen bzw. Ehrenamtlichen zum Großteil weder mehrsprachig noch rassismuskritisch geschult.

### **Empfehlungen:**

- Keine Verwendung der Begriffe «Fremdenfeindlichkeit» und «Ausländerfeindlichkeit» in Gesetzestexten und Urteilen. Als Ersatz für den Begriff Rassismus relativieren sie die gesellschaftliche Dimension von Rassismus und verwischen historische Kontinuitäten (Cremmer 2014).
- Opferschutzrecht und -hilfemöglichkeiten müssen in unterschiedlichen Sprachen vorliegen und die Antragstellung weniger bürokratisch sein. Auch müssen die Anträge schneller bearbeitet werden.
- Urteil und Anklageschrift müssen immer übersetzt werden.

---

<sup>12</sup> Nach dem Krieg gab es die sogenannte Zigeunerpolizei, in der Beamte tätig waren, die zuvor für die Deportationen in die Vernichtungs- und Konzentrationslager zuständig gewesen waren. Später wurde sie in Landfahrerpolizei umbenannt. Die Erfassung erfolgte unter wechselnden rassistischen Begrifflichkeiten – erst «Personen mit häufig wechselnden Aufenthaltsorten», dann «mobile ethnische Minderheiten».

- Konsequente Ermittlung durch den Staatsschutz bei allen rassistischen Taten. Allerdings muss der Staatsschutz der Kontrolle von unabhängigen Beschwerdestellen unterliegen.
- Einsatz von romanesssprachigen und rassismuskritisch geschulten Dolmetscher:innen.
- Die Behandlungskosten, auch für therapeutische Unterstützung, müssen für Betroffene rassistischer Übergriffe zügig übernommen werden. Unabhängig von der Staatsangehörigkeit bzw. des Aufenthaltsstatus.
- Rassismuskritische Schulungen, insbesondere im Hinblick auf Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja für Polizeibeamt:innen, Richter:innen, Staatsanwält:innen und Mitarbeiter:innen der Gerichte (Deutsches Institut für Menschenrechte 2018:74–76).
- Verpflichtende Module zu Rassismus und insbesondere Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja im Jura-Studium und Referendariat.
- BGH-Urteile werden veröffentlicht und sind einsehbar. Sie basieren auf Urteilen von Landgerichten. Wenn in diesen Urteilen der Rassismus klar benannt wird, kann das einen Effekt haben. Urteile solcher Art sollen in Datenbanken (*Juris*) zugänglich gemacht werden. Die Justizministerien der Länder und des Bundes sollen dafür eine eigene Datenbank zur Verfügung stellen und die Gerichte anweisen, Urteile zu veröffentlichen, wenn es um Fälle von Rassismus geht.
- Umsetzung der Allgemeinen Empfehlung XXXI über die Verhütung von rassistischer Diskriminierung in der Strafrechtspflege (Deutsches Institut für Menschenrechte 2018:84–93).

## 4.5 Fallbeispiel – Suzana Lukić

### 4.5.1 Biographie

**1982–1993** – Suzana Lukić wird 1982 in einer Großstadt in Deutschland geboren. Ihre Eltern sind als Gastarbeiter:innen aus Jugoslawien gekommen und haben zu dem Zeitpunkt einen unbefristeten Aufenthaltsstatus. Nach ihrer Geburt erhält sie die Staatsangehörigkeit ihrer Eltern. Als sie eingeschult wird erlebt sie eine doppelte Diskriminierung: die Grundschule weist alle weißen deutschen Kinder einer Klasse zu. Während alle anderen Erstklässler:innen in eine Parallelklasse kommen. Suzana Lukić ist in der letzteren und das einzige Kind, das nicht

türkisch oder arabischsprachig ist. Sie fühlt sich ausgeschlossen und wird von den anderen Kindern in der Klasse als Romni rassistisch beschimpft. Sie ist von der ersten bis zur sechsten Klasse Klassenbeste. Als es um die Empfehlung für die weiterführende Schule geht, sagt die Rektorin, dass sie zwar eigentlich aufs Gymnasium gehöre, aber die Realschule ausreiche. Die Lehrerin vermutet: «Du hast wahrscheinlich viel zu tun zuhause. Ist ja üblich bei euch.»

Bereits in der Grundschule macht Suzana Lukić die Erfahrung in einigen Geschäften, von Mitarbeiter:innen und dem Sicherheitspersonal mit Blicken verfolgt zu werden. Ein unbekümmertes Einkaufen ist so nicht möglich. Sie hat das Gefühl, permanent unter Beobachtung zu stehen. Daraufhin gewöhnt sie sich an, die Ware weit weg vom Körper zu halten und die Ärmel hochzukrempeln, um keinen Verdacht zu erregen.

**1993–2010** – Nach Vollendung des 16. Lebensjahres muss Suzana Lukić regelmäßig zur Ausländerbehörde. Ihr Aufenthalt wird immer nur um ein, maximal zwei Jahre verlängert. Die Sachbearbeiter:innen sind sehr unfreundlich, beantworten keine Fragen. Vor jedem Besuch der Ausländerbehörde ist Suzana Lukić unruhig und hat Angst, dass ihr Aufenthalt nicht verlängert werden könnte. Einmal in der Woche jobbt sie in einer Bäckerei. Gemeinsam mit zwei weißen Kolleg:innen aus Ostdeutschland arbeitet sie im Verkauf. Sie hat 9-Stunden-Schichten und arbeitet ohne Pause durch, auch während ihre Kolleg:innen eine Pause einlegen. Nach einem Jahr kommt es zu einem Vorfall. Am Ende eines Arbeitstages, als alle drei im Dienst sind, fehlen 50 Mark in der Kasse. Der Geschäftsführer verdächtigt sofort Suzana Lukić. Ohne sie oder die anderen Kolleg:innen zu befragen, wird sie fristlos entlassen. Sie hat keine Möglichkeit, sich dazu zu äußern.

Bei der Geburt ihrer ersten beiden Kinder erlebt Suzana Lukić Gewalt durch das Personal der Geburtshilfe. Bei ihrem ersten Kind wird sie von der Hebamme angeschrien. Der zuständige Arzt stützt sich mit dem Ellbogen auf ihren Bauch, ohne diese Maßnahme zuvor mit ihr besprochen oder ihr Einverständnis eingeholt zu haben. Sie verbleibt vier Tage im Krankenhaus. Eine Krankenschwester berät sie währenddessen ungefragt zu unterschiedlichen Verhütungsmöglichkeiten und legt ihr nahe, mehr darauf zu achten. Als sie ein Jahr später mit ihrem zweiten Kind in dasselbe Krankenhaus eingeliefert wird, hat die gleiche Schwester Dienst. Sie ist von vornherein unfreundlich. Während Suzana Lukić in den Wehen liegt und untersucht wird, sagt sie ungehalten: «Sie waren doch schon letztes Jahr hier – und jetzt schon wieder.» Suzana Lukić fühlt sich sehr unwohl und nicht gut aufgehoben. Sie schämt sich und ist enttäuscht über die Behandlung.

Suzana Lukić trennt sich von ihrem Partner und verbringt einige Wochen im Frauenhaus. Die Mitarbeiter:innen des Frauenhauses sind unnahbar und sehr herablassend. Sie zeigen kein Verständnis für ihre Situation. Sie wird auf die Regeln und Pflichten hingewiesen, erhält jedoch keine weitergehende Begleitung oder Unterstützung. Sie beantragt das alleinige Sorgerecht für ihre Kinder. Bei der Gerichtsverhandlung äußert sich sowohl die Mitarbeiterin des Jugendamts als auch der Richter in abschätziger Weise. Die Mitarbeiterin benutzt Begriffe wie «Sippe» und «Familienclan». Als es im Gerichtssaal zu Drohungen von Seiten der Familie des Ex-Partners kommt und sie sich beschwert, sagt der Richter zu Suzana Lukić: «Haben Sie sich nicht so. Das kennen Sie doch sicherlich aus ihrem Kontext», und fragt sie: «Warum möchten Sie überhaupt das alleinige Sorgerecht für ihre Kinder? Aber Sie können ja weiterhin entscheiden, ob sie zu *Mc Donald's* oder *Burger King* gehen.»

Nach einigen Monaten findet Suzana Lukić eine Wohnung für sich und ihre Kinder. Sie will beim Sozialamt Geld für die Erstausrüstung beantragen. Obwohl es ihr zusteht, behandelt die zuständige Mitarbeiterin sie sehr unfreundlich und gibt ihr das Gefühl, eine Bittstellerin zu sein. So meint sie, dass Kissen und Decken ihr nicht zustehen und sie diese von dort mitnehmen soll, wo sie vorher gewesen sei.

Als sie mit dem dritten Kind im sechsten Monat schwanger ist, läuft sie eines Abends die Straße entlang und gerät in eine verdachtsunabhängige Polizeikontrolle, obwohl sie schwanger ist. Vor der Geburt des dritten Kindes informiert Suzana Lukić sich über mehrere Krankenhäuser, besucht sie und geht zu Info-Abenden. Nach den Erfahrungen bei den ersten beiden Geburten möchten sie und ihr Partner sichergehen, dass sie gut versorgt ist. Sie suchen sich eine Entbindungsstation aus und melden sich an. Zunächst verläuft bei der Geburt alles gut, doch dann schluckt das Kind Fruchtwasser. Obwohl das für Kinder gesundheitsgefährdend sein kann, gibt es keine weitere Nachsorge. Nach der Geburt wird ihr mitgeteilt, dass in der Entbindungsstation alle Plätze belegt seien. Suzana Lukić und das Kind kommen auf die Station für krebserkrankte Frauen. Im Zimmer gibt es keine Wickelkommode, es ist insgesamt nicht für ein Neugeborenes angemessen ausgestattet. Eine Freundin kommt einige Stunden später mit Wehen ins selbe Krankenhaus. Ihr wird ein Zimmer in der Entbindungsstation zugewiesen. Die Eltern haben schon kurze Zeit nach der Geburt das Gefühl, dass etwas mit dem Kind nicht stimmt. Sie bitten mehrere Krankenschwestern, dass ein Arzt sich das Kind noch einmal ansehen soll. Doch sie werden nicht ernstgenommen und abgewiegelt. Erst, nachdem die Eltern immer wieder nachfragen und darauf bestehen, wird das Kind von einem Arzt untersucht. Es wird festgestellt, dass die Sauerstoffsättigung sehr niedrig ist. Eine halbe Stunde

später hätte das Kind nicht überlebt. Nachdem es zehn Tage an ein Sauerstoffgerät angeschlossen und wieder gesund wird, können die Eltern das Krankenhaus verlassen. Das Baby hat zwar keine Folgeschäden, doch für die Eltern war es eine sehr belastende Erfahrung, um das Leben ihres Kindes zu fürchten und gleichzeitig in ihrer Sorge nicht ernstgenommen zu werden.

2007 will Suzana Lukić für drei Wochen in die USA reisen. Als sie bei der US-Botschaft ein Visum mit dem nicht-deutschen Pass beantragt, wird es sofort abgelehnt. Drei Wochen später findet ihre Einbürgerung statt. Mit dem deutschen Pass wird ihr ohne Weiteres die Einreise gestattet.

**2010–2020** – Suzana Lukićs Kinder gehen auf eine katholische Schule, in der die Kinder mehrheitlich weiß sind. In der Schule sind sie immer wieder rassistischen Beschimpfungen durch Mitschüler:innen ausgesetzt, ohne dass Lehrkräfte eingreifen oder die Vorfälle thematisieren. Der Tochter wird von einem Kind gesagt, ihre Haut sehe aus wie «Kacke». Der Sohn wird mit dem N-Wort beschimpft. Zur jüngsten Tochter meinte eine Mitschülerin in der zweiten Klasse, sie sei zu lange in der Sonne gewesen. Als sie ihr als Reaktion die Mütze vom Kopf nimmt, wird sie von den Lehrkräften zurechtgewiesen, während die Mitschülerin nicht gemäßregelt wird.

Nachdem der jüngste Sohn eingeschult wird, ist die Klassenlehrerin bereits beim ersten Elterngespräch sehr herablassend gegenüber Suzana Lukić und ihrem Kind. Obwohl es auch andere Kinder in der Klasse gibt, die öfter laut sind, wird immer er von Mitschüler:innen und Lehrkräften beschuldigt, wenn es zu Streitereien kommt. Wenn bei den anderen Kindern etwas fehlt oder kaputt geht, vermuten sie, dass er es war. Die Lehrkräfte haben einen defizitorientierten Blick auf Suzana Lukićs Sohn, unterstützen ihn wenig und beziehen die Eltern kaum ein. Er fühlt sich nicht wohl in der Klasse und geht nicht gern zur Schule. Ein Erzieher der Schule bestätigt gegenüber Suzana Lukić, dass die Lehrkräfte und die Elternschaft sich nicht gerecht ihm gegenüber verhalten. So wird von der Hälfte der Elternschaft der Klasse mündlich darüber gesprochen, Unterschriften zu sammeln, damit ihr Sohn der Schule verwiesen wird. Die Eltern rufen Suzana Lukić ständig an, um sich bei ihr über ihn zu beklagen oder hinterlassen Sprachnachrichten über *WhatsApp*. Oft stellt sich später heraus, dass nicht er es war, wenn etwas fehlte. Aber es entschuldigt sich niemand bei ihr oder ihrem Sohn. Wenn es zu Konflikten zwischen anderen Kindern kommt, beschweren sich die Eltern zwar bei ihr,

aber wollen nie die Seite ihres Sohnes hören bzw. ein klärendes Gespräch führen. Die Lehrerin hält sich nicht an ihre Schweigepflicht, sondern spricht mit anderen Eltern über sie und ihr Kind. Die Eltern erzählen Dinge über Suzana Lukić, die nicht zutreffen. Einige wenige Eltern sind solidarisch mit ihr und berichten ihr davon. Suzana Lukić belasten die Auseinandersetzungen auch gesundheitlich. Sie muss ins Krankenhaus und wird dort wegen Magenkrämpfen eine Woche stationär behandelt.

Es werden zwei Schulhilfekonferenzen einberufen. Bei der dritten ist auch das Jugendamt anwesend. Suzana Lukić wird mitgeteilt, dass ihr Sohn zwar Schüler der Schule bleiben kann, aber zuerst ein Schulersatzprojekt besuchen muss. Im Schulersatzprojekt sollen die Kinder lernen, sich an Regeln zu halten. Der Schulstoff hat keine Priorität. Er wird nicht gefördert und es wird Schulstoff aus der ersten Klasse durchgenommen, oder es werden Bilder ausgemalt. Die Personen, die im Projekt arbeiten, sind keine ausgebildeten Lehrkräfte. Der zuständige Betreuer schreit den Sohn immer wieder an und sagt ihm, dass er nichts könne. In den wöchentlichen Gesprächen mit Suzana Lukić ist er sehr herablassend. Er unterbricht sie ständig und macht Kommentare wie: «Wer weiß, was bei ihnen zuhause los ist. Er hält sich nicht an die Regeln. Muss er wahrscheinlich auch nicht bei ihnen.» Er drängt sie, dem Sohn Medikamente zu verabreichen, damit er sich besser konzentrieren könne. Doch wenn Suzana zu Hause mit ihrem Sohn an den Aufgaben arbeitet, kann er sich konzentrieren. Parallel nimmt der Sohn einmal wöchentlich an einer Sozialen Gruppe für Jungen teil. Er fühlt sich wohl dort und die dort arbeitenden Pädagogen empfehlen Suzana Lukić, ihren Sohn auf die Regelschule zu schicken und bekräftigen, dass alles vollkommen in Ordnung mit ihm sei.

Da der Sohn sehr unglücklich im Schulersatzprojekt ist und Suzana Lukić nicht das Gefühl hat, dass er angemessen unterstützt und pädagogisch gefördert wird, bittet sie um eine Hilfekonferenz im Jugendamt. Suzana Lukić schildert die Situation und sagt, dass sie darüber nachdenkt, das Schulersatzprojekt abzubrechen, wenn sich nichts ändert. Daraufhin erwidert die Leiterin: «Na ja, Sie sind bestimmt auch sehr temperamentvoll, wie unsere Kollegin, die aus dem türkischen Raum kommt.» Sie befürwortet nicht, dass der Sohn eine Regelschule besucht. Allerdings ändert sich nichts an der Situation in seiner Schule. Jede Woche wird ein neues Ziel vereinbart und reflektiert. Doch letztlich wird Suzana Lukić und ihrem Sohn vorgeworfen, dass sie schuld daran seien, wenn es nicht erreicht wird.

Zwei Wochen nach der Hilfekonferenz beschließt Suzana Lukić, das Schulersatzprojekt zu beenden und den Sohn an einer Schule in der Nachbarschaft anzumelden. In der Schule sind viele Kinder of Color. Der Sohn fühlt sich dort sehr wohl und bekommt gutes Feedback von

den Lehrkräften. Im Nachhinein erfährt Suzana Lukić, dass sich die Probleme in der alten Klasse ihres Sohnes an der katholischen Schule auch nach seinem Weggang nicht verändert haben. Einige Eltern haben deswegen ihre Kinder abgemeldet.

Die jüngste Tochter von Suzana Lukić wird am Ende des Schuljahres der 6. Klasse aufgefordert, die Schule zu verlassen. Ursprünglich hatte sie eine Empfehlung zum Besuch der 7. Klasse auf derselben Schule. Doch nach einer Rauferei mit anderen Mädchen entscheidet der Schulleiter, sie nicht länger an der Schule zu behalten. Als Suzana Lukić von der Entscheidung erfährt, bleiben ihr und ihrer Tochter kaum noch Zeit, sich für andere Schulen zu bewerben. Vom Schulamt wird ihr eine sogenannte Brennpunktschule zugewiesen. Mit Hilfe einer im Antidiskriminierungsbereich tätigen Person legt Suzana Lukić Widerspruch ein. Dem Widerspruch wird stattgegeben und die Tochter kommt auf eine andere Schule, die rassismussensibel arbeitet. Im Vergleich zur alten Schule fühlt sie sich hier sehr wohl und ist glücklich.

Zwei Kinder von Suzana Lukić müssen über viele Jahre ebenfalls immer wieder zur Ausländerbehörde. Dort werden sie unfreundlich behandelt und müssen mit der Unsicherheit umgehen, möglicherweise den Aufenthalt nicht verlängert zu bekommen. Ein Kind hat nun einen unbefristeten Aufenthaltstitel. Einem Kind wird, als es 16 Jahre alt ist, mit der Abschiebung gedroht. Der Aufenthalt ist weiterhin unsicher.

Die Kinder erleben gemeinsam mit ihrer Mutter immer wieder rassistische Vorfälle im Alltag. So macht Suzana Lukić mit den Kindern eine Mutter-Kind-Kur. An dem Ort sind sie die einzige Familie of Colour. Es gibt Eltern, die ihren Kindern verbieten, mit Suzana Lukićs Kindern zu spielen, «weil sie dunkel sind». Die Tochter von Suzana Lukić ist sehr traurig, will mitspielen und erzählt den anderen Kindern, dass sie eigentlich weiß und von der Sonne braun geworden ist. Suzana Lukić beschwert sich bei den Eltern, den Mitarbeiter:innen und der Leitung der Mutter-Kind-Klinik. Die Mutter der anderen Kinder meint lediglich: «Mein Mann will das nicht, er ist ein Nazi. Ich kann nichts machen.» Die Sozialarbeiterin im Heim sagt ihr, sie solle sich das nicht zu Herzen nehmen. «da kann man nichts machen.» Suzana Lukić ist enttäuscht. Sie hätte sich gewünscht, dass die Sache in irgendeiner Form aufgegriffen und bearbeitet wird bzw. dass es Konsequenzen gibt.

An einem Sommernachmittag geht Suzana Lukić mit ihrem Sohn einkaufen. Sie hat einen langen Rock und ein buntes Hemd an. Für den Einkauf hat sie eine Tüte von einem anderen Supermarkt mitgebracht. Nach dem Bezahlen ruft ein betrunkenener Mann an der Kasse hinter ihnen, dass sie Diebstahl begangen hätten. Daraufhin stoppt der Sicherheitsmitarbeiter sie und fängt an, sie zu befragen: Warum sie diese Tüte dabei habe, dass sie den Bon vorzeigen solle.

Sie fragt ihn, ob er sie überprüfe wegen ihrer Kleidung. Der Mitarbeiter ist zwar irritiert, weil er nicht mit Gegenwehr gerechnet hat, aber besteht trotzdem darauf, dass sie den Bon vorzeigen soll. Suzana Lukić ist wütend. Nicht nur, weil der Mitarbeiter sie kennt, da sie regelmäßig in dieses Geschäft geht, sondern auch, weil die ganze Situation unangenehm und peinlich ist. Die anderen Personen, die in dem Geschäft einkaufen, laufen an ihnen vorbei und beobachten die Szene. Die Kinder gehen in der Nähe zur Schule. Es könnten auch Eltern, die die Familie aus der Schule kennen, darunter sein. Ihr ist die Situation sehr unangenehm. Da Suzana Lukić die Situation nicht eskalieren lassen will, zeigt sie den Bon vor. Am nächsten Tag geht sie zum Geschäftsführer und beschwert sich. Dieser entschuldigt sich und sichert zu, mit dem Mitarbeiter zu sprechen. Ob das tatsächlich passiert ist, weiß sie nicht. Der Vorfall ruft ihr auch wieder die Erfahrungen aus der Kindheit ins Gedächtnis. Ihr fällt auf, wie sie heute immer noch unbewusst die Waren möglichst weit weg vom Körper hält – oder, auch wenn sie nur eine Sache braucht, immer einen Einkaufskorb benutzt. Auch ihren Kindern hat sie angewöhnt, einen Einkaufskorb zu nehmen und die Sachen möglichst weit weg vom Körper zu halten, damit andere nicht denken, dass sie etwas einstecken möchten.

Suzana Lukić nimmt ein Studium auf. Bei einer Fahrt mit der U-Bahn wird sie kontrolliert. Sie zeigt ihren Student:innenausweis vor, der in der Stadt, in der sie studiert, als Fahrausweis gilt. Doch ihr wird nicht geglaubt, dass er echt ist. Der Kontrolleur begutachtet ihn skeptisch und ruft seinen Kollegen hinzu, um ihn gemeinsam zu überprüfen. Nachdem sie ihren Personalausweis gezeigt und länger mit beiden diskutiert hat, lassen sie sie weiterfahren. Zum gleichen Zeitpunkt wird eine ihr gegenüber sitzende, weiße Frau mit einem ungestempelten und damit ungültigen Fahrschein von den Kontrolleuren lediglich freundlich gebeten, kurz auszusteigen und ihn zu entwerten.

#### **4.5.2 Zusammenfassende Analyse und Empfehlungen:**

Das Fallbeispiel zeigt unterschiedliche Formen von alltäglichem und institutionellem Rassismus über die Generationen hinweg auf. So sind die Vorkommnisse im Krankenhaus, in der Schule, in Geschäften oder die Begegnungen in der Ausländerbehörde Erfahrungen, die bereits Suzana Lukić gemacht hat und die nun auch ihre Kinder machen. Sie sind mit Strukturen und Personen konfrontiert, die ihnen nicht ihre Dienste zukommen lassen und sie nicht schützen, sondern ihnen im Gegenteil Schaden zufügen. Insbesondere im Bildungsbereich zeigt sich die Notwendigkeit unabhängiger Beschwerdestellen und rassismuskritisch geschulter



Lehrkräfte (siehe Empfehlungen Bildung). Im Umgang mit Behörden und im Gesundheitsbereich ist Suzana Lukić häufig mit rassistischen Kommentaren, Abweisung und Unfreundlichkeit konfrontiert; erfährt zum Teil für sich und ihre Kinder gesundheitsgefährdende, von Fahrlässigkeit geprägte und gefährliche Situationen. Auch hier sind tiefgreifende Maßnahmen notwendig (siehe Empfehlungen Behörden und Gesundheit).

Suzana Lukić setzt sich immer wieder zur Wehr, sucht sich Unterstützung und versucht, die in dem jeweiligen Kontext vorhandenen Beschwerdemöglichkeiten zu nutzen. Selbstorganisationen und unabhängige, zugängliche Beratungsstellen sind dabei als Anlaufpunkte und Unterstützungsmöglichkeiten wichtig.

## 5. Fazit

Der vorliegenden Studie liegt ein communitybasiertes partizipatives Forschungsprojekt zugrunde, in dem wir in Einzel- und Gruppengesprächen über 90 Rom:nja und Sinti:zze nach ihren Rassismuserfahrungen in Deutschland gefragt und die Gespräche gemeinsam ausgewertet haben. Im vorliegenden Bericht legen wir der Öffentlichkeit die Systematisierung vor.

Als Forscher:innen, die ganz überwiegend verschiedenen Rom:nja- oder Sinti:zze-Communities angehören, befassten wir uns ausgiebig mit der Bestimmung und Einhaltung forschungsethischer Standards (Kapitel 2.1). Wir entschieden uns gegen allzu interpretierende Methoden für die Analyse der Daten (Kapitel 2.3). Dies war notwendig, weil das wissenschaftliche Expert:inentum ein tradiertes Merkmal von Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze ist (Jonuz/Weiß 2020:47–70, 287). Es verhinderte historisch die Selbstartikulation der beforschten Subjekte und diente regelmäßig zur Legitimierung repressiver Maßnahmen gegen Rom:nja und Sinti:zze – bis hin zur Vorbereitung und Legitimierung des Genozids (Fings 2007:425–459). Insofern finden sich im Bericht zahlreiche, auch längere Zitate, die möglichst wenig bearbeitet wurden, sodass die Erzählungen der Logik, Kontextualisierung, Zuordnung und Kommentierung der sprechenden Rom:nja und Sinti:zze verpflichtet bleiben (Kapitel 3). Unser wissenschaftlicher Beitrag liegt somit:

- 1) im Forschungsdesign, der Zusammenstellung und methodischen Schulung des Forschungsteams und der Zusammenstellung des Samples;
- 2) in der Erhebung der Daten, der induktiven Kategorienbildung und der Auswahl exemplarischer Zitate;
- 3) in der Zuordnung der Ergebnisse zu verschiedenen Bereichen (Kapitel 3) sowie
- 4) in der exemplarischen Auswahl von Fällen und Rekonstruktion von Diskriminierungsspiralen (Kapitel 4). Im Fazit fassen wir die Ergebnisse systematisch zusammen (Kapitel 6).

Kapitel 5 versammelt Empfehlungen, die auf Grundlage der Studienergebnisse in evaluativen Gesprächen mit Fachpersonen entwickelt wurden. Aufgrund ihrer aktivistischen, ehrenamtlichen und/oder beruflichen Kompetenzen wurden jeweils zwei bis drei Personen zu Werkstätten eingeladen, um mit ihrem rassismuskritischen fachlichen Erfahrungswissen zu der Entwicklung von Empfehlungen (aus Kapitel 3) beizutragen.

Die Studie bietet einen breiten Überblick über die Rassismuserfahrungen von Rom:nja und Sinti:zze in Deutschland im Querschnitt unterschiedlichster gesellschaftlicher Platzierungen

und Positionierungen. Aufgrund der thematischen Breite und der sehr heterogenen Gruppe in Bezug auf Migrationserfahrungen, deutschem Minderheitenstatus, nationalen und sozialen Herkunftsn sowie auch aufgrund der unterschiedlichen strukturellen Bedingungen in verschiedenen Bundesländern ist diese Studie als erster Überblick zu verstehen. Wir empfehlen, auf dieser Grundlage weitere communitybasierte, partizipative bzw. betroffenenkontrollierte (Russo 2012) Studien zu den unterschiedlichen, hier benannten Bereichen und darüber hinaus zu ermöglichen, um vertiefte und differenzierte Erkenntnisse zu Funktionsweisen von Rassismus und Handlungsmöglichkeiten zu seiner Bekämpfung und zur Linderung und Wiedergutmachung seiner Effekte konzipieren und umsetzen zu können.

Aus den Erzählungen unserer Gesprächspartner:innen zu den Kontexten, in denen sie Rassismus erfahren, kristallisierten sich acht große Bereiche heraus:

- Alltag (Kapitel 3.1)
- Arbeitsleben (Kapitel 3.2)
- Wohnen (Kapitel 3.3);
- Bildungsinstitutionen (Kapitel 3.4)
- Behörden (Kapitel 3.5)
- Soziale Arbeit (Kapitel 3.6)
- Medien (Kapitel 3.7)
- Gesundheit (Kapitel 3.8)

Die häufigsten Nennungen von Rassismuserfahrungen bezogen sich auf den Alltag, die Schulen und Behörden, während Rassismus in den Medien nur wenig thematisiert wurde. Diese Diskrepanzen sind nicht zwangsläufig Hinweise auf die tatsächliche Quantität von Rassismuserfahrungen in den jeweiligen Bereichen, sondern qualitatives Ergebnis der individuellen Relevanzsetzung und Gewichtung unserer Gesprächspartner:innen. Die Schwerpunkte ergeben sich teilweise aus der von uns vorgenommenen thematischen Zusammenstellung der Gruppen. Sie weisen auch darauf hin, welchen Kontexten ausgewichen werden kann (Medien und Politik können z.B. ignoriert werden) bzw. sich die befragten Personen ausgeliefert fühlen (z.B. durch Schulpflicht oder prekären Aufenthaltsstatus kann Schulen und Behörden nicht ausgewichen werden). Gleichwohl können weitere Bereiche – wie insbesondere die Me-

dien oder die Politik, die weniger thematisiert wurden – dennoch Orte sein, die Rassismus generieren, sodass er in den anderen Bereichen wirksam wird, auch dann, wenn diese Bereiche aus der Perspektive von Rassismuserfahrung wenig genannt werden.

In allen genannten Kontexten werden Erfahrungen geschildert, die von subtilen Formen der rassistischen Diskriminierung bis hin zu offener Gewalt reichen. Es werden impliziter (Hall 1989:156–171) und direkter Rassismus benannt. Die Rassismuserfahrungen können unter strukturellen (Hill Collins 2000), institutionellen (Attia 2013) sowie interpersonellen Rassismus eingeordnet werden. Der institutionelle Rassismus blieb als strukturelles Problem im Rahmen unserer Studie nur andeutungsweise greifbar. Es ist schwer, Zusammenhänge zwischen politischen Strategien, institutionalisiertem Wissen und konkretem Handeln sowie öffentlichen Diskursen über individuelle Erfahrungen analytisch zu fassen (vgl. Gomolla 2008:2ff). Gomolla schlägt daher für die Analyse des institutionellen Rassismus ein zweistufiges quantitatives und qualitatives Vorgehen vor. Auf Grundlage unserer Ergebnisse hinsichtlich der Diskriminierung von Rom:nja und Sinti:zze erscheinen uns vertiefende qualitative Verfahren zur Untersuchung von institutionellen Routinen, Wissen auf der Mikroebene von Organisationen sowie deren gegenseitiger Zusammenarbeit für weiterführende Studien notwendig. Dabei sind insbesondere Institutionen wie die Ausländerbehörden, das BAMF, die Jobcenter, die Polizei und die Gerichte, aber auch die Schulen in den Fokus solcher Untersuchungen zu rücken. Die in unserem Bericht beschriebenen individuellen Erfahrungen von Ungleichbehandlung in Behörden bestätigen die in der Fachliteratur beschriebenen Funktionsweisen des institutionellen Rassismus, der bestimmte Personengruppen benachteiligt, indem ihnen professionelle Dienstleistungen vorenthalten bzw. nicht ihren Bedarfen angepasst werden (Leiprecht 2006:332; Attia 2013:148ff). Unsere Ergebnisse belegen eine Benachteiligung bei der Erbringung von Dienstleistungen bis hin zu ihrer Verweigerung aufgrund der Zugehörigkeit zu Sinti:zze bzw. Rom:nja. Hierzu wären systematische Analysen und Evaluationen geboten.

Unsere Gesprächspartner:innen beschreiben alltagsweltliche (non-)/verbale Interaktionen, die von binären, herabsetzenden Unterscheidungen zwischen «uns» und «euch» durchzogen sind. Abschätzige und taxierende Blicke, verbale Angriffe und physische Gewalt rekurren auf körperliche Merkmale wie den Phänotyp, die Kleidung, die Sprache oder den Namen als Bedeutungsträger innerhalb eines Diskurses der Differenz (Hall 2018). Die Differenzierung legitimiert Ausschlüsse (Hall 2000:7–16) in alltäglichen Interaktionen, durch Behörden- und Institutionenhandeln und durch privatwirtschaftliche Anbieter:innen von Dienstleistungen (Geschäfte, Wohnungsbaugesellschaften u.ä.). Sie legitimiert die Verweigerung von materiellen

Ressourcen wie etwa Informationen, Arbeit, Leistungen zum Lebensunterhalt, Wohnraum und Bleiberecht, und sie rechtfertigt die Verweigerung von symbolischen Ressourcen wie gesellschaftliche Anerkennung, angstfreies Leben, Entwicklung von Perspektiven, Planbarkeit der Zukunft, sozial-verträgliche Umgangsformen wie Freundlichkeit und Zugewandtheit. Auf einer weiteren Ebene verfestigen sich langfristige und mittelbare Folgen von Ausschluss und Verweigerung: Mehrere Gesprächsteilnehmer:innen verzichten darauf, bestimmte öffentliche Räume zu nutzen, sie gehen nicht oder seltener einkaufen, meiden bestimmte Stadtteile, Städte oder das Umland, sie ziehen vorsorglich in Gegenden, in denen sie weniger Rassismus vermuten, sie scheuen öffentliche Verkehrsmittel oder nächtliches Ausgehen. Die Folgen von erlebtem Rassismus greifen also als antizipierte Rassismuserfahrungen direkt in das Leben unserer Gesprächspartner:innen ein (Mecheril 1997:60), schränken ihre Bewegungs- und Entfaltungsmöglichkeiten ein und beeinflussen ihre Lebensqualität. Sie können langfristig auf ihre Gesundheit, ihre Qualifikationen bis hin zu ihrer Lebensplanung einwirken.

## **5.1 Bereiche von Rassismuserfahrungen**

### **5.1.1 Rassismuserfahrungen im Alltag**

Einen bemerkenswerten Anteil rassistischer Erfahrungen im öffentlichen Raum nimmt die nonverbale Kommunikation ein. Im Bereich Alltagsrassismus (Essed 2002) haben wir aus den Gesprächen induktiv verschiedene Formen herausgearbeitet: Blicke und Getuschel, Herabwürdigung, Aberkennung von Zugehörigkeit, Exotisierung, Konfrontation mit rassistischem Wissen, Beschimpfung, Kriminalisierung, körperliche Gewalt und Anschläge. In öffentlichen Verkehrsmitteln und auf der Straße angestarrt, beim Betreten von Restaurants spöttisch betrachtet oder in Einkaufsläden unter Beobachtung zu stehen und verfolgt zu werden, sind Erfahrungen, von denen Sinti:zze und Rom:nja altersunabhängig berichten – und die sie sehr belasten. Die unterschiedlichen Formen der enthumanisierenden, taxierenden, verspottenden, bedrohlichen, kriminalisierenden Blicke sind Bestandteile eines Blickregimes, das Rom:nja und Sinti:zze als *Andere* anruft (Butler 1998).

Ein Blickregime stellt ein «ungeschriebenes, gewohnheitsmäßiges Regelwerk [dar], [das] strukturelle und soziale Codes der Verstehbarkeit [bereithält], [...] quasi die Institution des Sehens, die das Feld des Sichtbaren in bestimmter Weise gliedert und organisiert» (Engel 2002:150). Blickregime sind strukturell zu verstehen, sie verkörpern Normen und normalisieren ihrerseits Körper, sie beruhen auf dem Nexus von Wissen/Macht (Foucault) und bringen

ihn aktualisiert hervor, sie verweisen Personen in ihre Grenzen und organisieren durch Grenzbeziehungen das Verhältnis von Anblicken und Angeblickt-Werden. Subjekte bedienen sich des Blickregimes bzw. werden durch das Blickregime angerufen und schaffen so eine objektive Realität (Copjec 2005). Blicke bleiben der angeblickten Person nicht äußerlich, sondern gehen in das Selbstbild ein, das Körperbild entwickelt sich relational (Gugutzer/Robert 2002), das Subjekt sieht sich selbst aus einer Außenperspektive, bezüglich des rassistischen Machtverhältnisses spricht Frantz Fanon von einem Prozess der Epidermisierung: Das Subjekt lernt, sich aus der weißen Perspektive als Objekt zu betrachten, sodass es zu einer körperlichen Einschreibung kommt (Fanon 1980:79 ff.; vgl. auch Hall 2017:83). Das Blickregime entwickelt sich in einem historischen Prozess. Es spiegelt die gesellschaftlichen Machtrelationen wider und bringt sie gleichzeitig immer wieder neu hervor. Es bestätigt und definiert Normalität und Abweichung, Ab- und Aufwertung und formt Körper und Identitäten mit. Als kollektive, rassistische Praxis zielt das Blickregime auf den leiblichen Ausschluss des «Anderen» aus der «weißen Welt». Trotz des Wissens und Einhaltens bestimmter gesellschaftlicher Verhaltensnormen, die es verbieten, offen unflätige Aussagen zu tätigen, wird das rassistische Wissen über Blicke aktiviert, die unsere Gesprächspartner:innen in der Bahn, im Einkaufsladen, im Mietshaus usw. als Andere anrufen und aus dem «Wir» exkludieren. «Dabei muss das Verhalten, das diese rassistische Exklusion vollzieht, selbst als eine performativ, diskursiv und materiell gestützte kollektive Praxis verstanden werden» (Prinz 2019:49).

Unsere Gesprächspartner:innen können sich dem Blickregime, das ihre Sichtbarkeit erhöht und den auf sie gerichteten Blick organisiert, nur bedingt entziehen, obwohl sie es zum Teil versuchen, z.B. indem sie in der Öffentlichkeit Deutsch anstatt Bulgarisch oder Romanes sprechen oder ihre (Ver-)Kleidung anpassen. Die Antizipation der Diskriminierung gründet zum Teil auf intergenerationellen Erfahrungen, die nicht nur von Eltern auf Kinder, sondern auch umgekehrt – von den Kindern auf ihre Eltern – weitergegeben werden, wie an der Aussage des Mädchens aus dem Gruppengespräch mit *Romani Schülerinnen* erkennbar wird: Sie spricht mit ihrer Mutter in der Straßenbahn nicht mehr Bulgarisch. Das Taxiertwerden steigert sich und erfährt in Einkaufsläden einen Höhepunkt, Rom:nja und Sinti:zze stehen dort unter Beobachtung. Die Verfolgung durch Privatdetektive oder Verkäufer:innen führt zur Einschränkung der persönlichen Freiheit und zu Unsicherheit. Unsere Gesprächspartner:innen fühlen sich durch die Beobachtung und Verfolgung bedrängt. Eine Gesprächspartnerin im Gruppengespräch *Rom:nja und Sint:izze transgenerational* berichtet, dass sie stets die Ärmel hochkrempelt und ihren Einkaufskorb sowie die Artikel sichtbar für alle hält, um Situationen

zuvorkommen, in denen sie des Diebstahls bezichtigt wird. Mehrere Gesprächspartner:innen berichten, in derartigen Situationen schon mit den Verkäufer:innen oder Detektiven in verbale Auseinandersetzungen gegangen zu sein, um die offensichtlich rassistisch motivierte Verdächtigung und Verfolgung öffentlich zurückzuweisen.

Eine weitere vielfach genannte Schwierigkeit, mit der unsere Gesprächspartner:innen belastet werden, ist das rassistische Wissen, das auf unterschiedliche Weisen regelmäßig an sie herangetragen wird und mit dem sie einen Umgang finden müssen. Sie teilen die Erfahrung, dass ihnen ihre multiplen Zugehörigkeiten zu Deutschland aberkannt werden (Mecheril 2003) und ihre Nichtzugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft durch Blickregime, aber auch durch Kontrollen, Gesten und verbale Äußerungen vermittelt wird. Sie werden auch im Verhältnis zu anderen Differenzkonstruktionen – wie etwa Nationalität oder Orientalisierung *ge-othert* (Said 1978). Sie stehen hinsichtlich ihrer Herkunft regelmäßig unter Erklärungszwang: Sie beschreiben, wie sie zunächst nach ihrer Herkunft befragt werden; wenn sie ihre Zugehörigkeit benennen und hierzu ihre Selbstbezeichnung wählen, folgt regelmäßig die verständnislose Frage nach der Bedeutung, sodass sie sich entscheiden müssen, wie sie mit dieser Wissenslücke umgehen wollen: Einige nennen den diskriminierenden Begriff «Zigeuner» zur Klärung, andere bezeichnen sich als deutsche Minderheit, migrierte Rom:nja greifen teilweise auf ihren Herkunftsstaat und Kinder von migrierten Eltern auf den Herkunftsstaat der Eltern zurück, einige wenige berufen sich wiederum auf ihre Zugehörigkeit zur indischen Diaspora. Unabhängig von der gewählten Antwort und der emotionalen Reaktion auf die Situation sind alle Gesprächspartner:innen zunächst damit konfrontiert, in den begonnenen Dialog weiter verwickelt zu werden und sich mit stereotypen Wissensbeständen ihrer Gesprächspartner:innen auseinandersetzen zu müssen: Angefangen bei der Unkenntnis über die Selbstbezeichnung und die Konfrontation mit rassistischen Bildern bis hin zum fehlenden Bewusstsein für plurale Lebenswelten in Deutschland.

Die Sinti:zze-Gesprächspartner:innen berichten, dass ihre Zugehörigkeit zu *Deutschland* als *deutsche* Minderheit regelmäßig in Frage gestellt wird. Eine deutsche Sintizza im Gruppengespräch *Zweite und dritte Generation nach 1945* beschreibt, wie sie etwa in Konflikten aufgefordert wird, das Land zu verlassen. Sie fragt: «Wohin soll ich denn zurückgehen?» Sie verweist auf die (historische) Ausweglosigkeit einer deutschen Minderheit, die auch 600 Jahre nach ihrer ersten Ankunft im Gebiet des heutigen Deutschland immer noch als fremd konstruiert und externalisiert wird. Eine migrierte Romni zitiert eine Freundin: «Mein Gott, wenn die Sinti seit 600-700 Jahren hier leben und immer noch nicht anerkannt sind, dann brauch ich es gar nicht zu versuchen ...» Auch Kinder werden aufgefordert, ihre (Nicht-)/Zugehörigkeit zu

erklären und sehen sich gezwungen, sich zu verobjektivieren. Sie beschreiben, dass ihre Freund:innen die Selbstbezeichnungen Sinti:zze bzw. Rom:nja nicht kennen und dass sie sich aufgefordert fühlen, sie aufzuklären. Sie stehen vor derselben Schwierigkeit wie die Erwachsenen, den diskriminierenden Begriff nicht verwenden zu wollen, solange aber unverstanden zu bleiben, bis sie es doch tun. In Folge dessen beschäftigen sie sich mit der Etymologie des Begriffs und der eigenen Biographie und Geschichte, sodass diese Dialoge auch als produktive Macht im Sinne Foucaults (Foucault 1987) wirken. In der Gruppendiskussion von *Jungen Sintizze in den Neuen Bundesländern* berichtet ein Mädchen, dass Freund:innen trotz der Erklärung weiterhin den diskriminierenden Begriff verwenden und somit ihren Gefühlen gegenüber eine Ignoranz zeigen, die sie verletzt und gleichzeitig eine Barriere untereinander zieht. Die Kinder und Jugendlichen beschreiben ihre Rassismuserfahrungen in allen Bereichen des Lebens analog zu jenen der Erwachsenen – in ihrem Alter müssten sie allerdings unter besonderem Schutz stehen, um ihnen eine gesunde psychische, seelische und damit zusammenhängend auch körperliche und intellektuelle Entwicklung zu ermöglichen. Eltern, Großeltern und andere Bezugspersonen stehen in der Erziehung ihrer Kinder und Enkelkinder vor der zusätzlichen Herausforderung und Aufgabe, mit Rassismus und dessen Folgen umzugehen.

Im Alltag erleben Rom:nja und Sinti:zze neben dem genannten Blickregime und verbalen Konfrontationen mit rassistischen Wissensbeständen auch offene Herabwürdigungen, sie werden angeschrien und rassistisch beschimpft. Unsere Gesprächspartner:innen erleben diese Aggressionen allein, gemeinsam mit der Familie oder vermittelt über Familienangehörige. Die älteren Gesprächspartner:innen äußern sich besorgt um ihre Kinder, Enkelkinder, Neffen und Nichten. Im Gruppengespräch mit Angehörigen der *Zweiten und dritten Generation nach 1945* berichten unsere Gesprächspartner:innen, dass sich das Erleben von Rassismus in ständige Angst um die Kinder, Enkel:innen und Urenkel:innen steigern kann: «Ich lebe nur noch in Angst», gesteht eine Diskussteilnehmerin. Andere wiederum, wie der Sinto Andreas Gunther, empfinden rassistische Beschimpfungen nur als «Kleinigkeiten» im Verhältnis zur direkten körperlichen Gewalt und dem diskriminierenden Behördenhandeln.

Der Genozid ist bei vielen Gesprächspartner:innen – und hier insbesondere bei Sinti:zze, und zwar auch in der Kinder- und Enkel:innengeneration – präsent und wird zum einen über die Erinnerung an Familienmitglieder und zum anderen über die Ängste in Bezug auf die Nachkomm:innen thematisiert. Zahlreiche Gesprächspartner:innen fühlen sich durch die aktuelle politische Situation in Deutschland bedroht und spielen regelmäßig mit dem Gedanken, das Land zu verlassen, auch wenn sie keine Bezüge zu anderen Ländern und keine Vorstellung haben, wohin sie gehen könnten. Eine Gesprächspartnerin aus der Gruppe der *Zweiten und*



*dritten Generation nach 1945* erzählt, dass ihr Trauma durch die gegenwärtig wieder zunehmenden rassistischen Übergriffe reaktiviert wird. Die Furcht vor den (Neo-)Nazis begleitet sie bis in ihre Träume. Die Sintizze Barbara Hofmann spricht von der «Reaktivierung von einer in der Community tradierten Angst».

Traumata werden auch bei eingewanderten Rom:nja reaktiviert. Die Großmutter unseres Gesprächspartners Luka Banović, die mit ihm einen Anschlag auf ihr Haus in Deutschland überlebt hat, erinnert sich an das Schicksal ihrer Großeltern, die während des Nazi-Regimes zwei Konzentrationslager im ehemaligen Jugoslawien überlebten. Seit dem jüngsten Anschlag auf die Familie in den 1980er Jahren in Deutschland spricht sie mit den nachfolgenden drei Generationen über die Traumata ihrer Kindheit. In ihren Erzählungen verknüpft sie Zeiten und Orte; die Angst vor den Nazis in ihrer Kindheit im besetzten Jugoslawien und jene vor der rassistischen Bedrohung heute in Deutschland gehören in ihren Erzählungen zusammen. Der *Zentralrat Deutscher Sinti und Roma* hat sich seinerzeit für die Familie von Luka Banović eingesetzt und politische Konsequenzen aus dem Anschlag gefordert – auch diese Unterstützung ist in den Erzählungen der Familie erhalten. Das Trauma konnte nach dem Anschlag nicht heilen, da es durch die Lebenssituation der Familie verstärkt wurde, die aufgrund des fehlenden Aufenthaltsstatus direkt nach dem Anschlag getrennt wurde. Der Enkel beschreibt im Rückblick, dass auch die anderen Familienmitglieder das Trauma nie überwinden konnten, weil die Umgebung sie nicht «an elementarsten Ressourcen hat teilhaben lassen» – sie wurden in einer Obdachlosenunterkunft untergebracht, in einem Waldstück abseits anderer Menschen. Gleichzeitig waren sie auch später, als sie Wohnungen erhielten, weiterhin im Abseits, denn sie erlebten im Wohnhaus Ausgrenzung, fehlende Kommunikation mit Nachbar:innen und offene Stereotype sowie den Vorwurf, sie seien nur des Geldes wegen in Deutschland. In der fehlenden Unterstützung nach dem Anschlag wirkt der rechtsradikale Übergriff fort, der in die Familienbiographie bereits Wurzeln geschlagen hat.

Unser Gesprächspartner Klaus Berger, der in den 1950er Jahren geboren wurde, vermisst die Auseinandersetzung mit dem Manuschengromarepen<sup>13</sup> in der hegemonialen Geschichtsschreibung. Er konnte nur durch die Erzählungen in seiner Familie etwas über die historischen Ereignisse und die Verfolgung während des Nationalsozialismus erfahren – und so die damit zusammenhängenden Strukturen und Gefühle in der Familie zuordnen. Gleichzeitig wurde das Trauma weitergegeben, weil der zuhörende Sohn die Erfahrung des Überlebenden in der eigenen Beschreibung miterlebt. Dieses Erleben wird aktuell verstärkt und manifestiert sich in der

---

<sup>13</sup> Bezeichnung auf einer Romanesvarietät der deutschen Sinti:zze und Rom:nja für den nationalsozialistischen Genozid.

immer noch weitgehend fehlenden Anerkennung des Genozids und der ausbleibenden bzw. geringen Entschädigung. Berger beschreibt eine Entfremdung von der Gesellschaft, die die alltägliche Erfahrung seiner Gegenwart negiert – nämlich den Schmerz über die Verluste durch den Genozid, der in der Familie und in Zusammenkünften von Sinti:zze weitergegeben bzw. -gelebt wird. Angesichts des Schweigens, der Verleugnung und der anhaltenden Diskriminierung in der Gesellschaft, bleibt das Sprechen und die Aufarbeitung den Familien überlassen, sie werden zum Ort der Wahrheit, zum Ort der Geschichte. Es ist anzunehmen, dass in den Familien, in denen das Erlebte nicht in Worte gefasst werden konnte oder kann, es weit- aus schwieriger sein muss, die innerfamiliären Gefühle und das Verhalten zuzuordnen und damit einen Umgang zu finden.

### **5.1.2 Rassismuserfahrungen in der Arbeitswelt**

Über Rassismuserfahrungen im Arbeitsleben berichten unsere Gesprächspartner:innen auf unterschiedlichen Ebenen. Auf struktureller Ebene führen vor allem gesetzliche Regelungen zu Einschränkungen bei der Ausübung von beruflichen Tätigkeiten, wie im Fall von Ekaterina Markovska zum Teil als intergenerationale Erfahrung, die über Generationen familiär getragen und ausgehandelt werden muss. Berichtet wird von Beschäftigungsverboten aufgrund eines Duldungsstatus oder eines laufenden Asylverfahrens. Für Menschen aus den als «sicher» deklarierten Herkunftsländern (aktuell Albanien, Bosnien-Herzegowina, Ghana, Kosovo, Mazedonien, Montenegro, Senegal, Serbien) gibt es ein generelles Arbeitsverbot. Für Menschen mit Duldung ist für eine Arbeitsaufnahme immer eine Zustimmung der zuständigen Ausländerbehörde notwendig, die in vielen Fällen verwehrt wird. Gleichzeitig berichten Gesprächspartner:innen, die im Rahmen einer Ausbildungsduldung beschäftigt sind, wie Nenad Stojanovski, über die eingeschränkten beruflichen Möglichkeiten. So kommt die Ausbildungsduldung von vornherein aufgrund der hohen Hürden (z.B. Einreise bis 31.12.2016, Mitwirkung bei der Identitätsklärung, keine Vorstrafen) nur für einen eingeschränkten Personenkreis in Frage. Gleichzeitig ist die Auswahl der möglichen Berufe begrenzt und die Auszubildenden sind an einen Arbeitsbereich – und häufig auch eine:n bestimmte:n Arbeitgeber:in – gebunden, da ein Wechsel nur einmalig möglich ist und dieser vorher von der Ausländerbehörde genehmigt werden muss. Im Anschluss ist eine Aufenthaltserlaubnis für zwei Jahre möglich, aber nur im selben Berufsfeld. Die Aufnahme eines Studiums direkt im Anschluss ist nicht möglich. Zudem ist die Ausbildungsduldung weiterhin eine Duldung und keine Aufenthaltser-

laubnis. So bleiben auch die für die Duldung üblichen Einschränkungen in Kraft: Familiennachzugsmöglichkeiten lassen sich daraus nicht ableiten. Auch sind Reisen außerhalb Deutschlands sowie die Beantragung eines Wohnberechtigungsscheins in den meisten Bundesländern nicht möglich. Die Ausbildungsduldung und Abschiebungen noch vor Abschluss der Ausbildung, wie z.B. von Sara Kulić berichtet, führen zu unterbrochenen Bildungsbiographien, die langfristige, negative Auswirkungen auf die betroffenen Menschen haben.

Ähnliches gilt für die seit Januar 2020 in Kraft getretene Beschäftigungsduldung. Hier gilt, dass die gesamte Familie keine Vorstrafen haben darf. Auch Verurteilungen wegen Ordnungswidrigkeiten, wie Fahren ohne Fahrschein, zählen dazu. Die Antragsteller:innen dürfen keine Bezüge zu terroristischen Organisationen haben und müssen einen Integrationskurs vollständig absolviert haben. Nur sehr wenige Menschen konnten bisher von den Regelungen profitieren.

Im Umgang mit aktuellen und potentiellen Arbeitgeber:innen berichten unsere Gesprächspartner:innen über Ablehnungen bei Vorstellungsgesprächen oder Kündigungen in bereits bestehenden Arbeitsverhältnissen nach Bekanntwerden ihrer Identität als Sinti:zze bzw.

Rom:nja. Aktuelle und potentielle Arbeitgeber:innen «identifizierten» die Person als Rom:ni aufgrund der Kleidung, des Nachnamens, der Hautfarbe in Kombination mit ihrem Herkunftsland, der Sprachkenntnisse (Romanes) oder der Zugehörigkeit zur Minderheit (etwa im Lebenslauf).

Da der Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt für Migrant:innen außerordentlich eingeschränkt ist, sind viele Migrant:innen in irregulären Arbeitssektoren tätig, z.B. im Haushalt und in der Pflege oder im Unterhaltungssektor. Zwar schafft dieser Umstand neue Verdienstmöglichkeiten, gleichzeitig sind aber einige der migrierenden und zum Teil illegalisierten Personen mit besonders prekären Arbeitsbedingungen konfrontiert. Diese bergen gesundheitliche Beeinträchtigungen und das Risiko, ökonomisch und sexuell ausgebeutet, diskriminiert und somit Menschenrechtsverletzungen ausgesetzt zu werden.

Die Gefahr der Belästigung und sexualisierten Gewalt ist groß, denn diese findet, wie überall sonst auch, am häufigsten im sozialen Nahraum statt, dazu zählen auch alle Tätigkeiten in den Privathaushalten anderer. Sich zur Wehr zu setzen, ist sehr schwierig, da die Beweislast auf Seiten der betroffenen Personen liegt. Kommt der illegalisierte Status hinzu, hat sich die betroffene Person nicht nur durch den unerlaubten Aufenthalt, sondern auch durch die Arbeitsaufnahme strafbar gemacht. Zusätzlich zur Gewalterfahrung drohen daher aufenthaltsrechtliche Konsequenzen.

Aber auch in vermeintlich regulierten und offeneren Arbeitssektoren, wie z.B. dem Baugewerbe, der Landwirtschaft, der fleischverarbeitenden Industrie oder der Hotel- und Gaststättenbranche, kommen Menschenhandel und Arbeitsausbeutung vor. Betroffene können einzelne Frauen und Männer, aber auch Familien oder ganze Gruppen von Personen sein. Sie werden wirtschaftlich ausgebeutet und arbeiten zum Teil unter sklavereiähnlichen Bedingungen. Beispielsweise wird ihnen der vereinbarte Lohn vorenthalten oder es gibt unverhältnismäßige Abzüge für Vermittlung, Unterkunft, Verpflegung etc. Sie müssen unverhältnismäßig lang arbeiten und/oder dies auch noch unter gefährlichen Bedingungen (Arbeitsschutzstandards werden nicht eingehalten), es gibt keine Ansprüche auf Freizeit, Urlaub etc.

Die Ausbeutung von Arbeitskraft durch Arbeitgeber:innen in diesen Arbeitskontexten, vor allem im Dienstleistungssektor – und hier insbesondere in der Reinigungs- sowie Baubranche –, wird von mehreren Gesprächspartner:innen erwähnt. Ruža Milenković zum Beispiel berichtete, dass dazu nicht nur körperlich anstrengende Arbeiten gehören, sondern auch Mehrarbeit im Vergleich zu deutschen Kolleg:innen und wesentlich niedrigere Löhne als tariflich oder gesetzlich vorgeschrieben. Wie im Gruppengespräch mit den illegalisierten Arbeiter:innen deutlich wurde, ist dies bei ihnen noch mehr der Fall, da sie zum Teil über mehrere Subunternehmen beschäftigt sind und ihr Arbeitslohn von diesen jeweils geschmälert wird. Teilweise erhalten sie weniger als den vereinbarten oder gar keinen Lohn nach geleisteter Arbeit, teilweise werden die Löhne mit mehrmonatiger Verspätung ausgezahlt.<sup>14</sup> Sie haben keinerlei Arbeitsschutz, Kranken- und Rentenversicherung, Schutz bei Unfällen und keinen Urlaubsanspruch. Häufig wissen sie nicht über ihre Rechte Bescheid oder wagen es nicht, diese einzuklagen. Ihre Situation ist prekär, sie haben Angst vor dem Verlust von Arbeit und Unterkunft, die ebenfalls häufig von den Arbeitgeber:innen gestellt werden – oder sie müssen eine Abschiebung befürchten. Anlaufstellen, die über Arbeitsrechte und ihre Einhaltung informieren und bei Klagen begleiten können, sind selten und verfügen oft über eingeschränkte mehrsprachige Angebote.

Eine weitere Ebene von Rassismuserfahrungen stellen die Abwertung von Wissen und Fachkompetenz sowie die Ungleichbehandlung am Arbeitsplatz durch Arbeitgeber:innen und Kolleg:innen dar. Dazu zählen die Beobachtung und Kriminalisierung durch Arbeitgeber:innen und Kolleg:innen, bestimmte Erwartungshaltungen, die nur an romani Kolleg:innen gestellt

---

<sup>14</sup> Ein Beispiel für ausbeuterische Praktiken, das mediale Aufmerksamkeit erlangte, war der Bau der *Mall of Berlin*. An diesem Beispiel lassen sich auch die Versuche von Arbeiter:innen nachzeichnen, die sich dagegen zur Wehr gesetzt haben: <https://berlin.fau.org/kaempfe/mall-of-shame>

werden – wie Pünktlichkeit, Reinigung der Gemeinschaftsräume etc. –, aber auch die Konfrontation mit rassistischen Begriffen und Stereotypen.

Im Bereich Arbeit kommt der Verschränkung unterschiedlicher Ausschlussmechanismen eine besonders wirkmächtige Bedeutung zu. Arbeitsverträge können nur unter Angabe einer Meldeadresse abgeschlossen werden. Im Fall von Wohnungslosigkeit erhöht sich deswegen die Gefahr, ohne Arbeitsvertrag arbeiten zu müssen. Das kann zu Abhängigkeiten und Ausbeutung führen. Ebenso ist bei Wohnungslosigkeit eine angemessene gesundheitliche Versorgung schwierig, die wiederum bei der Ausübung der beruflichen Tätigkeiten ein Hindernis sein kann.

Außerdem berichten zwei Gesprächspartnerinnen, Sara Kulić und Nina Durovik, von ihren Diskriminierungserfahrungen auf dem Arbeitsmarkt nach der Abschiebung nach Serbien. Die erreichten Ausbildungs- und Qualifizierungsgrade spielen hier keine Rolle mehr, da die Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt für Rom:nja extrem hoch ist (Civil Rights Defenders 2018).

### **5.1.3 Rassismuserfahrung im Bereich Wohnen**

Über Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung im Bereich des Wohnens berichten Rom:nja und Sinti:zze unabhängig von ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihrem Aufenthaltsstatus in Deutschland – und auch unabhängig von ihrer beruflichen Position bzw. ihren finanziellen Möglichkeiten zur Erlangung und Sicherung von Wohnraum. Allerdings variieren die Dimensionen der Diskriminierung und der Möglichkeiten, sich dagegen zu wehren, mit der Klassenzugehörigkeit, dem Aufenthaltsstatus, dem Grad der Vernetzung, den Deutschkenntnissen und dem Habitus. Unsere Gesprächspartner:innen beziehen sich auf rassistische Diskriminierung durch Nachbar:innen, auf strukturelle Diskriminierung in Form von segregierten Wohnsiedlungen, fehlender Einhaltung von mietrechtlichen Standards und angemessenen Wohnbedingungen in staatlichen und durch Träger betriebenen Unterkünften bis hin zu Erfahrungen von rechtsradikalen Übergriffen auf ihre Unterkunft bzw. auf sie persönlich in ihrem Wohnumfeld.

Der Bericht des Sinto Thomas Mayer zeigt, wie in historischer Kontinuität durch Rassismus bedingte Wohnprekarität und damit zusammenhängende Segregation hergestellt wurden. Der Verlust des Familienhauses während des Nationalsozialismus hatte für die Familie auch nach

1945 bleibende Folgen. Die Verfolgung und Gewalterfahrungen der Familie wurden nicht anerkannt und entschädigt, weder finanziell noch politisch. Vielmehr verweigerte ihnen die Kommune nach ihrer Rückkehr aus den nationalsozialistischen Lagern den Wiederaufbau ihres Hauses auf ihrem ehemaligen Grundstück. Sie wurden von der restlichen Bevölkerung segregiert und in einer Baracke und in Wohnwagen untergebracht. Das (kommunal-)politisch hergestellte Leben in ärmlichen Verhältnissen in Baracken und Wohnwagen diente anschließend – so berichtet Thomas Mayer – als Argument, um das rassistische Stereotyp zu bestätigen, ein Feindbild zu erzeugen und Angst zu schüren, bereits beziehungsweise insbesondere bei Kindern. Der Familie wurde also nicht nur verwehrt, das durch den Nationalsozialismus verursachte Unrecht wiedergutzumachen und an ihrem bürgerlichen Leben vor dem NS-Regime anzuknüpfen. Sie wurde darüber hinaus materiell degradiert, räumlich segregiert und dem Stereotyp entsprechend in eine Lebenssituation gezwungen, die geeignet war, sie dem Rassismus erneut auszuliefern. Das rassistische Klischee, wonach Rom:nja und Sinti:zze aufgrund ihrer Kultur abseits in Baracken und Wohnwagen lebten, wurde durch politische Entscheidungen materiell hervorgebracht und zur realen Wirklichkeit.

Sofja Kochev berichtet in einem anderen Gespräch von der Umsiedlung von romani Familien. Sie wurden Anfang der 1990er Jahre aus dem Innenstadtbereich auf ein verlassenes Feld außerhalb der Stadt verbracht. Diese kommunalpolitische Entscheidung folgte dem Wunsch eines internationalen Unternehmens, das seine Imagepflege im Blick hatte. Bis in die Gegenwart erleben prekär lebende Rom:nja derartige Vertreibungen von Orten, an denen sie notdürftige Unterkünfte errichten. Diese Vertreibungen sind eine internationale Praxis und transnationale Erfahrung von Rom:nja.

Die Chancenungleichheit auf dem privaten Wohnungsmarkt beschreibt Andreea Ciobanu sehr eindringlich, indem sie schildert, wie sie bereits den dritten Umzug einer weißen deutschen Mitschüler:in beobachtet, während sie seit sieben Jahren mit ihrer Familie nach einer Wohnung sucht. Sie schlussfolgert: «Das sollte man doch als Außenperson sehen, dass wir einfach so keine Chance haben, eine Wohnung zu bekommen.»

Von gegenwärtigen strukturellen Formen der Wohnsegregation und Diskriminierung berichten insbesondere Menschen, die auf staatliche Hilfen bei der zum Teil verpflichtenden Unterbringung durch kommunale Träger oder private Unterkunftsbetreiber:innen angewiesen sind. Geflüchtete mit Duldungsstatus wie Luka Banović, Ekaterina Markovska oder Teilnehmer:innen des Gruppengesprächs mit Romani Selbstorganisationen berichten von Wohnortzuweisungen, häufigen Umzügen, beengten Wohnverhältnissen (zum Teil in Containern), mit vielen

unbekannten Menschen, geteilten Toiletten, Duschen sowie Küchen. Diese repressive Wohnpolitik verletzt ihr menschliches Grundbedürfnis nach Wohnen durch Bestimmungen, Zuweisungen, Einschränkungen und Verunsicherungen und normalisiert die Beeinträchtigung des Menschenrechts auf angemessenes Wohnen, wie es beispielsweise in Artikel 25 (1) der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte sowie in Artikel 11 (1) des UN-Sozialpakts kodifiziert ist.

Unsere Gesprächspartner:innen kannten ihre Mietrechte bzw. Rechte gegenüber Unterkunftsbetreiber:innen und Leistungsträger:innen häufig nicht. Die Suche nach entsprechenden Informationen ist kompliziert und langwierig und kann teuer werden, wenn rechtliche Unterstützung hinzugezogen werden muss. Eine transparente Aufklärung über ihre Rechte und Ansprüche wurde nicht nur verwehrt, sie berichten auch davon, dass sie aus Unkenntnis Einwilligungen unterschrieben, die ihnen Leistungsträger vorlegten und die zu einer Verschlechterung ihrer Wohnsituation führten, wie beispielsweise im Gruppengespräch *Rom:nja-Aktivist:innen* deutlich wurde.

Die ohnehin menschenrechtswidrige Wohnsituation wird durch Abschiebungen in die Länder des ehemaligen Jugoslawiens drastisch verschärft. Bajram Krasniqi, Nina und Luka Durovik und Sara Kulić, die wir in Serbien und im Kosovo nach der Abschiebung aus Deutschland interviewten, berichten, dass sie nach der Abschiebung zum Teil in Flüchtlingslagern und zum Teil in Elendsquartieren untergekommen sind. Ihnen fehl(t)en jegliche Informationen, erforderliche Dokumente sowie finanzielle bzw. materielle Hilfen zum Lebensunterhalt und für angemessenen Wohnraum. Sie leben derzeit unter menschenunwürdigen Bedingungen, in beengten Wohnverhältnissen ohne regelmäßigen Zugang zu Strom und Wasser.

Die prekäre Wohnsituation führt zu weiteren Konsequenzen und sozialen Abwärtsspiralen für die abgeschobenen Menschen. Durch die eingeschränkte Infrastruktur ist auch der Zugang zu städtischen/kommunalen Angeboten sowie zu Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen erschwert. Bereits der Weg zur Schule stellt ein Hindernis dar. Sara Kulić befürchtet daher, dass ihre Kinder keine frühkindliche und später auch keine gute schulische Bildung erhalten. Der gesellschaftliche Ausschluss ihrer Familie erfolgt transnational und transgenerational: Sie wünscht sich eine bessere Zukunft für ihre Kinder mit dem Ziel, dass sie nicht von Abfällen leben müssen. Sie selbst wurde im Gegensatz zu allen Integrationsdiskursen und -anforderungen, die an Migrant:innen herangetragen werden, abgeschoben, obwohl sie ihr gesamtes Leben in Deutschland verbracht, die Schullaufbahn durchlaufen und einen Ausbildungsplatz bekommen hatte.

Neben der strukturellen Diskriminierung in Deutschland berichten unsere Gesprächspartner:innen auch von rassistischer Diskriminierung im privaten Wohnsektor. Hier wurden insbesondere Vermieter:innen, Makler:innen und Nachbar:innen als Diskriminierende genannt. Vermieter:innen fordern unverhältnismäßig hohe Mieten und vermieten Wohnungen in desolatem Zustand. Die Zugehörigkeit zur Minderheit wird von Vermieter:innen unterschiedlich sanktioniert: Bei bekannter oder vermuteter romani Herkunft verlieren sie jede Aussicht auf ein Mietverhältnis – oder aber ihnen werden von den Vermieter:innen bzw. Makler:innen aus diesem Grund spezifische Wohnungen angeboten. Letzteres wird damit begründet, dass insbesondere neu zugewanderte Rom:nja aufgrund ihrer prekären Verhältnisse ihre Rechte als Mieter:innen nicht in Anspruch nehmen und z.B. anfallende Reparaturen selbst erledigen. Nachbar:innen wiederum spionieren Rom:nja aus, fragen sie zu ihrer Lebens- und Wohnsituation aus und sammeln Beweise gegen sie, um sie bei Leistungsträgern bzw. Vermieter:innen zu denunzieren. Eingriffe in die Privatsphäre gehen über übliche Nachbarschaftsstreitigkeiten hinaus und rekurrieren auf klassische rassistische Vorurteile wie Betrug beim Bezug von Sozialleistungen oder die Überbelegung von Wohnungen. Auch wurden unsere Gesprächspartner:innen von ihren Nachbar:innen regelmäßig mit der rassistischen Bezeichnung beleidigt. Die Betroffenen fühlen sich einer permanenten Beobachtung und zum Teil Bedrohung durch Nachbar:innen, durch den Hausmeister sowie durch den Vermieter ausgesetzt, beispielsweise wurden sogar in einer Wohnung die Schuhe nachgezählt, um eine mögliche Überbelegung der Wohnung zu überprüfen. In Gesprächen wurde auch davon berichtet, dass in die Wohnungstür bzw. an die Hauswand von Rom:nja und Sinti:zze, sowohl bei Einzelpersonen als auch bei Familien, Hakenkreuze gemalt bzw. geritzt wurden und tätliche, rassistisch motivierte Übergriffe von Nachbar:innen verübt werden. Die *polizeiliche* Behandlung durch die Vermieter:innen, die Hausverwaltung und die Nachbarschaft sowie die rassistische Gewalt erschüttern das Konzept von «Zuhause» als einem Ort der Sicherheit und des Rückzugs. Das Zuhause kann für Sinti:zze und Rom:nja zur Falle werden.

In der Verschränkung ihrer Herkunft mit weiteren Kategorien wie Nationalität, Migrationsstatus und Schichtzugehörigkeit erleben Rom:nja und Sinti:zze Exklusion vom Wohnungsmarkt, insbesondere aus dem Innenstadtbereich, die mit der Herausbildung von stigmatisierten Siedlungen einhergeht. Einerseits tragen dazu gegenwärtige Prozesse der Gentrifizierung von Städten bei, andererseits leben deutsche Sinti:zze und Rom:nja zum Teil in historisch gewachsenen segregierten Wohnvierteln.



Mehrere Gesprächspartner:innen beschreiben, dass sie Diskriminierung aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes erleben. Andreea Ciobanu deutet die Beleidigung durch die Vermieterin bzw. Hausverwaltung als «*dreckige Mieter*» als Rassismus. Sie führt die Aussage auf rassistische Vorurteile gegen Rom:nja zurück. Bereits in der Kindheit hat sie ein Bewusstsein für Rassismus und ungleiche Machtverhältnisse entwickelt, fühlt sich jedoch immer noch hilflos und ausgeliefert. Sie weiß nicht, wie sie adäquat reagieren kann. Ihre Rückversicherung bei der Interviewerin, die ebenfalls Romni ist – «Du weißt, was ich meine» –, zeigt, dass die Jugendliche ein geteiltes Erfahrungswissen eines diskriminierten Kollektivs voraussetzt. Sie erkennt bei der Besichtigung von Wohnraum sehr schnell die ungleiche Behandlung zwischen ihrer Familie als erkennbaren Rom:nja und den «richtigen» Deutschen und beschreibt das als (strukturelle) Diskriminierung. Trotz der widersprüchlichen Behandlung – einerseits wird ihrer Familie der Bewerbungsbogen vorenthalten, andererseits wird sie freundlich verabschiedet – gerät sie nicht in Zweifel über ihre eigene Wahrnehmung, sondern deutet dieses Verhalten als zusätzliche Ignoranz. Andreea Ciobanu nimmt demnach in ihrer Erzählung ihren Vater in Schutz, indem sie betont, dass er kein «gutes Deutsch» spreche – und damit gegenüber der Maklerin und den anderen Mietinteressent:innen verletzbarer sei. Dieses Beispiel zeigt eine bemerkenswerte Analyseleistung der Jugendlichen, die in der konkreten Situation unterschiedliche Bedürfnisse ausbalancieren und einen Umgang mit der offensichtlich diskriminierenden Situation finden muss. Im weiteren Verlauf des Interviews erklärt sie, dass ihr das rassismuskritische Empowerment der Selbstorganisation, in der sie aktiv ist, geholfen hat, diffuses Unwohlsein in diskriminierenden Situationen zu adressieren – und sowohl analytische als auch emotionale Selbstsicherheit zu gewinnen.

#### **5.1.4 Rassismuserfahrungen im Bereich Bildung**

Zum Bereich Bildung äußerten sich die meisten Gesprächspartner:innen. Trotz der allgemein gehaltenen Fragestellung nach Rassismuserfahrungen gingen nahezu alle explizit auf den Bereich Bildung – und hierbei überwiegend auf ihre Erfahrungen in und mit der Schule – ein. Die geschilderte Diskriminierung verläuft zwar transgenerational, aber nicht linear von «Älteren» zu «Jüngeren»: sowohl Schüler:innen als auch ihre Eltern- und Großelterngeneration berichten über Rassismuserfahrungen in der Schule. Darüber hinaus setzen sich Eltern und Großeltern sowie Geschwister und andere Familienmitglieder mit der aktuellen Diskriminierung ihrer Kinder, Enkelkinder und anderer Familienangehöriger auseinander. Sie selbst er-

fahren als Erziehungsverantwortliche, etwa bei Elternabenden oder -gesprächen, erneut Rassismus. Auch Kinder, mit denen wir Gespräche führten, schildern, wie ihre Eltern in der Schule diskriminiert werden.

Die bemerkenswerte Quantität der Aussagen in diesem Kontext ergibt sich aufgrund der allgemeinen Schulpflicht aus der hohen Bedeutung der Schule für alle Gesellschaftsmitglieder, aber auch der Dauer und Intensität der Schullaufbahn im Leben aller Menschen. Als zentrale Sozialisationsinstanz wiegt die erlebte Diskriminierung hier besonders schwer. Schule erweist sich als komplexes System der Ungleichheitsreproduktion und Herstellung von rassistischen Verhältnissen zwischen Schüler:innen, zwischen Schüler:innen und Lehrer:innen, zwischen Lehrer:innen und Eltern sowie als institutionelle Diskriminierung (Gomolla/Radtke 2002). Diese Erfahrungen, die transgenerational wirken und somit auch ein Bestandteil von Familienbiographien werden, knüpfen zum Teil an historischen Kollektiverfahrungen des Genozids an, wie im Fall von Agnes Kraus, die als Begründung für ihr Fernbleiben von der Klassenfahrt beiläufig schildert: «Meine Eltern hatten halt Angst.» Das Gefühl der Angst, so wird aus ihrer Erzählung deutlich, beruht auf der familiären Verfolgungsgeschichte. Agnes Kraus berichtet, dass im Unterricht eine rassistische Geschichte über Sinti:zze und Rom:nja erzählt wird und dass sie daraufhin durch ihre Mitschüler:innen diskriminiert wird. Durch diese «neue» Erfahrung wird die familiäre Rassismuserfahrung in der Schule aktualisiert. Die eigene Rassismuserfahrung schreibt sich in die Biographie der Schülerin ein und darüber hinaus in der Familiengeschichte fort.

Peter Ludwig, der sich als Sohn einer Holocaust-Überlebenden vorstellt, bezieht sich auf sein Geburtsjahr 1966 als einen Zeitpunkt zwischen der Verfolgungsgeschichte und der biographischen Auseinandersetzung mit den Folgen. Er weist auf die enorme Disparität zwischen der Realität in seinem Elternhaus und der Schule in Bezug auf die Thematisierung des Holocaust hin. Der Entschädigungskampf, der Verlust von Angehörigen, die permanente Präsenz des Todes und der verstorbenen Angehörigen, die durch die Erinnerungen der Überlebenden in seine Alltagswelt und in die regelmäßigen Familientreffen hineingetragen werden, sind für ihn real, und zwar auch dann, wenn er sie persönlich nicht erlebt bzw. die Personen nicht gekannt hat. Die Allgegenwart des Genozids in der Familie und dessen allumfassende Dethematisierung in der Schule schaffen eine widersprüchliche Realität, mit der er, so wie viele andere Nachkommen von Überlebenden, umgehen muss. Er positioniert sich im Geschichtsverständnis zu seiner Familie und damit als Wissender. Die Ignoranz seiner Geschichte gegenüber, wie er sie in der Schule ganz bewusst erlebt, befremdet und schmerzt ihn. Er berichtet von einem rassistischen Vorfall, bei dem sich seine Mitschüler:innen spaßeshalber Namen von

Nazi-Größen gaben und diese auf Pappschildern auf den Tischen aufstellten. Peter Ludwig fordert von den Lehrkräften erfolglos Schutz ein, stattdessen wird das Verhalten der Mitschüler:innen verharmlost. An diesen Vorfall aus den 1960/70er erinnert er sich immer noch sehr detailliert. Die Lehrer:innen, die ihm Schutz verweigerten, waren im nationalsozialistischen Regime bereits berufstätig oder Lehramtsanwärter:innen.

Die historisch gewachsenen rassistischen Konstruktionen werden auch durch Curricula weitertransportiert – unsere Gesprächspartner:innen aus verschiedenen Generationen sind sowohl mit der fehlenden Erwähnung des an den Rom:nja und Sinti:zze begangenen nationalsozialistischen Genozids als auch mit der Reproduktion rassistischer Bilder in Schulbüchern sowie mit aktuellen *Otherring*-Prozessen durch die sogenannte interkulturelle Pädagogik im Klassenraum konfrontiert. Agnes Kraus beschreibt, wie in den 1960er Jahren – nach der Behandlung eines diskriminierenden Märchens im Unterricht – die Schüler:innen das neu gelernte rassistische Wissen direkt auf sie anwandten, sie als *Andere* markierten und beschimpften. Selbst ohne Rückgriff auf rassistische Curricula finden sich entsprechende Repräsentationen im Unterricht wieder, wie beispielsweise eine der Mütter im Gruppengespräch mit *Romani Aktivistinnen* berichtet. Ihre Tochter ist in der Grundschule mit dem Film «Nellys Abenteuer» und den dazugehörigen Bildungsmaterialien konfrontiert. Einige berichten von ihren Versuchen, durch eigene Initiative die Lücken in der dominanzgesellschaftlichen Geschichtsschreibung und den schulischen Curricula zu schließen. Sie werden sanktioniert, so wie etwa Andreea Ciobanu, der im Jahr 2016, als sie die Biographien von Otto Rosenberg und Reinhard Florian liest und diese in der Schule vorstellen möchte, von der Lehrerin unterstellt wird, sich in Literatur zu «Scham und Schuld» einzulesen. Die Lehrerin relativiert im weiteren Gesprächsverlauf die Bedeutung des an Sinti:zze und Rom:nja begangenen Genozids.

Die Gesprächspartner:innen aller Generationen berichten von rassistischen Äußerungen bis hin zu direkter Gewalt, die von Mitschüler:innen und Lehrer:innen ausgehen. Sie berichten von mangelndem Schutz durch Lehrer:innen, von fehlenden Erfolgen bzw. verstärkter Diskriminierung bei Beschwerden gegen Rassismus. Viele setzen mit dem Eintritt in die Schule den Zeitpunkt ihrer ersten Rassismuserfahrungen. Diese findet überwiegend durch die Auseinandersetzung mit dem rassistischen Begriff «~~Zigeuner~~» und damit zusammenhängenden Zuschreibungen statt<sup>15</sup>. Die Herabsetzungen erfolgen durch individuelle Handlungen, die aber

---

<sup>15</sup> Analoge Erfahrungen berichten die Gesprächspartner:innen in der *Studie zur aktuellen Bildungssituation deutscher Sinti und Roma* von Strauß 2011 sowie in der Studie zum Bildungsaufstieg von Rom:nja und Sinti:zze von Jonuz/Weiß 2020.

keine Sanktionen in der Schule nach sich ziehen und somit rassistisch strukturierte Ordnungen herstellen. Durch ein stilles Einverständnis in den Gruppen geraten auch nahestehende Schüler:innen unter Druck und werden angehalten, sich an der Ausgrenzung zu beteiligen. Peter Ludwig etwa wird durch die rassistische Gruppendynamik ein Anrecht auf einen Sitzplatz im Bus verweigert. Er lernt, dass Freundschaften mit Gadjé prekär sind und auch ohne konkreten Konflikt zwischen Freund:innen aufgrund des sozialen Umfeldes zur Disposition stehen können. Mehrere Gesprächspartner:innen berichten davon, dass sie ihren Eltern viele Rassismuserfahrungen, die sie in der Schule machen müssen, vorenthalten, um sie zu schützen und ihnen keine Sorgen zu bereiten. Sie sprechen mit Freund:innen über diese Erfahrungen oder versuchen, sie allein zu bewältigen, da sie in der Schule nicht offen über Rassismuserfahrungen sprechen können, obwohl Rassismus zum schulischen Alltag gehört.

Neben den Rassismuserfahrungen in Interaktionen mit unterschiedlichen Akteur:innen im Bildungsbereich berichten unsere Gesprächspartner:innen auch von strukturellem Rassismus. Sie beschreiben Sonderschulzuweisungen auf Grundlage von «Schuleignungstests an Kindern», über die ihre Eltern nicht ausreichend oder ohne Übersetzung informiert werden, sodass Abläufe, die Bedeutung und die Konsequenzen der Tests unklar bleiben. Indirekte institutionelle Diskriminierung findet auch aufgrund eines stillschweigenden monolingualen Habitus statt (Gogolin 1994). Bei gleichen Bedingungen für alle Kinder sind migrierte romani Kinder sowie Kinder der deutschen Minderheit benachteiligt bei der Prüfung ihrer Sprachkenntnisse und der schulischen Einschätzung. Sie sprechen in der Regel mindestens zwei, häufig auch drei oder vier Sprachen zum Zeitpunkt der Testungen, werden aber allein an Hand der Kenntnisse der deutschen Sprache beurteilt. Einen weiteren Hinweis auf indirekte institutionelle Diskriminierung gibt Luka Banović, der schildert, wie er aus der Sonderschule in die 8. Klasse einer Hauptschule versetzt wurde und nach der 9. Klasse problemlos den Abschluss mit der Note 1,9 absolvierte.

Neben den Sonderschulzuweisungen beruht auch die Unterbringung von Kindern in «Willkommensklassen», wie bei Andreea Ciobanu, auf institutioneller Diskriminierung, nicht nur wegen der Segregation, sondern wegen des deutlich geringeren Unterrichtsumfangs in allen Fächern im Vergleich zu altersentsprechender Förderung in den Regelklassen. Diesen Wissensunterschied müssen Schüler:innen selbständig ausgleichen. Zudem berichtete in der Gruppendiskussion *Rom:nja und Sinti:zze transgenerational* eine Schulsozialarbeiterin von regelmäßigem Unterrichtsausfall in den sogenannten Willkommensklassen, da bei Unterbelegung an einer Schule die Lehrer:innen aus den Willkommensklassen als Vertretung in Regel-

klassen eingesetzt werden. Diese Vertretungssituation und die damit einhergehende Bevorzugung einiger Schüler:innen auf Kosten anderer, die die bereits bestehende Benachteiligung von Schüler:innen in Willkommensklassen potenziert, wird an den Schulen, in denen sie tätig ist, als stillschweigende Schulkultur praktiziert.

Weiterhin ist die Existenz von Projekten wie «Rom:nja-Mediator:innen» und «-Assistent:innen» schon wegen der direkten Benennung und damit auch Markierung von romani Kindern als mediations- bzw. assistenzbedürftig problematisch. Zudem geht mit der Beschäftigung von Rom:nja-Mediator:innen die Erwartungshaltung der Schule zur Anpassung und «Integration» der Rom:nja-Schüler:innen einher. Mit deren Hilfen soll die Einhaltung schulischer Abläufe und der Organisationsroutinen sichergestellt werden. Die Lehrer:innen nutzen diese Projekte nicht, um eigene Abläufe, Annahmen, Umgangsweisen mit Schüler:innen zu reflektieren und z.B. Themen wie Rassismus, die für die Kinder relevant sind, zu besprechen. Den angestellten romani Mitarbeiter:innen ist es individuell überlassen, bzw. liegt es in der Verantwortung und den Arbeitskonzepten der jeweiligen Träger, inwieweit sie zur Stärkung der Familien beitragen und sie bei rassistischen Vorfällen oder Benachteiligungen unterstützen und sich über die Anforderungen der Schule hinaus für die Familien einsetzen.

Als direkte institutionelle Diskriminierung kann die Organisationskultur des von mehreren Gesprächspartner:innen geschilderten Stillschweigens und der Ignoranz gegenüber der Diskriminierung gedeutet werden, die romani und andere rassifizierte Schüler:innen erleben und zum Teil auch benennen.

Das Beispiel des Gruppengesprächs mit *Jugendlichen Rom:nja* zeigt, wie der konkret im Raum stehende Rassismusvorwurf neutralisiert wird, indem ein Schwarzer Fußballspieler in die Schule eingeladen wird. Anstatt auf die Beschwerde der Schülerin über einen rassistischen Vorfall einzugehen, wird eine außenstehende Person gebeten, über Rassismus außerhalb der Schule zu sprechen. Die fehlende Auseinandersetzung mit dem hauseigenen Rassismus wird auf diese Weise durch die Externalisierung des Problems und das Zum-Schweigen-Bringen der Schülerin verstärkt.

In einem anderen Interview schildert Peter Ludwig, wie Lehrkräfte nach einem rassistischen Vorfall die sich rassistisch äussernden Jugendlichen und die rassifizierten Jugendlichen aufforderten, sich zu «vertragen». Sie entziehen sich ihrer Verantwortung als Pädagog:innen und nutzen die Gelegenheit nicht, um Rassismus zu bearbeiten. Mehr noch: Ihre Reaktion zeigt, dass sie den rassistischen Gehalt des Konflikts als Konflikt zwischen Gleichen missverstehen und so den Opfern eine Mitschuld am Geschehen zuweisen. Sie machen Machtverhältnisse

zwischen Schüler:innen unsichtbar und «banalisieren» Rassismus (Terkessidis 2004). Aber auch in anderen Interviews wurde die Untätigkeit von Lehrer:innen und der Institution Schule bei rassistischen Vorfällen beklagt. Bestenfalls erfolgt eine Disziplinierung der konkreten Schüler:innen, jedoch ohne grundsätzliche Beschäftigung mit Rassismus oder weitreichende Konsequenzen in Bezug auf den Rahmen, in dem diese Vorfälle geschehen. Unsere Gesprächspartner:innen waren allerdings alle dankbar, wenn Lehrer:innen schützend interveniert haben. Gleichzeitig erfolgte in keinem der geschilderten Fälle eine Konsequenz, sobald der Rassismus von Lehrer:innen ausging.

Sofja und David Kochev berichten, dass die Lehrerin ihrer Tochter behauptet, Diebstahl gehöre zur Kultur der Rom:nja. Die Schülerin fordert die Lehrerin auf, ihre Quellen für diese Aussage offenzulegen, die Lehrerin reagiert darauf jedoch nicht. Während die romani Schülerin durch schlechte Benotung für ihren Widerspruch sanktioniert wird, muss die Lehrerin für ihre rassistische Äußerung keine Folgen erwarten.

Einige wenige Eltern setzen sich erfolgreich gegen Diskriminierung in der Schule ein. Sofja und David Kochev, Peter Ludwig und Eltern des Gruppengesprächs mit Romani Selbstorganisationen sind souverän und selbstsicher im Auftreten. Sie sind es gewohnt, zum Thema Rassismus Verhandlungen zu führen. Sie und ihre Kinder erleben trotzdem Diskriminierung, ihnen stehen aber Mittel und Ressourcen zur Verfügung, um dagegen vorzugehen. Es gelingt ihnen teilweise, sich mit Beschwerden durchzusetzen, wie in den Gesprächen mit Peter Ludwig, Sofja und David Kochev ersichtlich. Anderen Eltern bietet sich gar nicht erst die Möglichkeit zur Beschwerde, und zwar häufig aufgrund geringer Deutschkenntnisse auf ihrer Seite und der monolingualen Lehrkräften und Sozialarbeiter:innen auf der anderen Seite, gepaart mit fehlender professioneller Übersetzung bzw. externer Unterstützungsstrukturen, sodass bereits der Zugang zu Informationen über ihre Rechte und Beschwerdemöglichkeiten versperrt ist.

Auf eine weitere Dimension der institutionellen Benachteiligung weist Agnes Kraus hin. Sie spricht über die Benachteiligung von Großeltern im Schulkontext, wenn sie rechtlich nicht als Erziehungsberechtigte anerkannt sind. Agnes Kraus kritisiert diese Regelung als diskriminierend, da sie auf einer normierten Kleinfamilienvorstellung beruht. Der selbstverständliche Ausschluss von Großeltern aus der Kommunikation zwischen Schule und Familie ignoriert die Bedeutung von Familie als Ressource und Stütze für Kinder und ihre Eltern. Ein weiteres strukturelles Problem sieht sie im «Bemessen von Liebe und Fürsorge an der Mehrheitskultur» und die fehlende Anerkennung bzw. negative Auslegung der Erziehungskompetenz von

Eltern, die einen anderen Umgang mit ihren Kindern haben als dies von ihnen erwartet wird. In ihrer Beratungstätigkeit berichten ihr die Eltern, dass ihnen vorgeworfen werde, sie «überbehüteten» ihre Kinder. Den Pädagog:innen fehlt das Verständnis dafür, dass die historische Erfahrung von Verfolgung eine Rolle im Umgang der Familien mit ihren Kindern spielt. Agnes Kraus zieht Vergleiche zu ihrem Praktikum in einer jüdischen Schule, in der das Abholen der Kinder selbstverständlich war und in der Schulkultur das Wissen über die Verfolgung verankert war. Ähnliche Erfahrungen berichtet sie von Schuluntersuchungen, bei denen Kindern attestiert wird, dass sie noch nicht schulreif seien, weil sie ängstlich und misstrauisch auf Schulärzt:innen reagieren. Auch diese Ignoranz zeugt von fehlendem Wissen über die Rolle von Ärzt:innen bei der Verfolgung und Ermordung von Rom:nja und Sinti:zze und den Folgen von Verfolgungen über die Generationen hinweg.

### **5.1.5 Rassismuserfahrungen in Behörden**

Unsere Gesprächspartner:innen beziehen ihre Rassismuserfahrungen zum einen auf Behörden allgemein und zum anderen spezifizieren sie diese je nach Institution. Behörden, die sie benennen, sind das Jobcenter, die Ausländerbehörde, die Polizei und die Gerichte. Bestimmte Behörden, wie etwa/insbesondere die Ausländerbehörde, aber auch bestimmte Regelungen, wie z.B. die Residenzpflicht und das Asylbewerberleistungsgesetz, gelten nur für Rom:nja ohne deutsche Staatsbürgerschaft. Unsere Gesprächspartner:innen thematisieren verschiedene Formen von Diskriminierungserfahrungen, sowohl direkte als auch indirekte.

Als direkte Diskriminierungserfahrungen beschreiben sie die Ansprache per «Du», die sie als Herabwürdigung empfinden, das Anschreien oder die Verweigerung von Kommunikation durch Behördenmitarbeiter:innen. Zusätzlich stellen sprachliche Barrieren ein Problem dar, und zwar die fehlende Mehrsprachigkeit der Mitarbeiter:innen bzw. der Mangel an Dolmetscher:innen sowie mehrsprachigem Informationsmaterial und Vordrucken in Behörden. Infolgedessen werden sie benachteiligt und gedemütigt. Einzelne Mitarbeiter:innen sind zum Teil in der Community dafür bekannt, ihre Entscheidungsbefugnisse zum Nachteil der Menschen auszudehnen. So berichtet im Gruppengespräch mit Romani Selbstorganisationen ein Rom, dass eine Sachbearbeiterin durch eine andere ersetzt wurde, die als diskriminierend bekannt ist, und die tatsächlich die Erteilung der Aufenthaltserlaubnis trotz formal erfüllter Kriterien ablehnte, sodass er sich anwaltlich vertreten lassen musste.

Auch die administrativen Abläufe führen zur Diskriminierung unserer Gesprächspartner:innen: Die langsame Bearbeitung eines Antrags bei der Ausländerbehörde zieht Leistungskürzungen beim Jobcenter nach sich; eine Behörde verliert die Antragsunterlagen, woraufhin der Familie der Verlust ihrer Wohnung wegen Mietrückständen droht; bei Aufenthaltsproblemen und der Ausstellung einer Fiktionsbescheinigung zahlt das Jobcenter nicht. Einen weiteren administrativ verursachten Kreislauf von Benachteiligungen beschreibt Alexandra Cocea: Sie möchte einen Deutschkurs besuchen, um die Sprache zu lernen. Um ihn bezahlen zu können, braucht sie einen Job. Um diesen zu finden, muss sie Deutsch sprechen. Sie ist also darauf angewiesen, sich den Sprachkurs staatlich bezahlen zu lassen. Hierfür muss sie leistungsberechtigt sein. Um in den Leistungsbezug zu kommen, muss sie zuvor einen Job gehabt haben. Wenn dann noch die Betreuung der Kinder hinzukommt und der Kitabesuch von Deutschkenntnissen abhängt, erscheint der Kreislauf unüberwindlich (siehe auch ihr Fallbeispiel dazu).

In einem anderen Fall von institutioneller Diskriminierung, die auf rassistischen Stereotypen beruht, wird dem Sinto Peter Ludwig ein Bauantrag zur Erweiterung seines Hauses durch den Gemeinderat mit einer offen rassistischen Ablehnung begründet.

Unsere romani Gesprächspartner:innen mit unsicherem Aufenthaltsstatus sowie Asylsuchende berichten von einer besonders restriktiven Behandlung im Rahmen ihrer Asylverfahren. Sie müssen regelmäßig ihren Wohnort wechseln, weil ihre Unterbringung zentral geregelt wird, zudem ändert sich ihre Zuweisung in andere Unterkünfte, der zum Teil aus Unkenntnis der Sprache und der Folgen zugestimmt wird. Hier kommen die Behörden ihrer Informationspflicht nicht genügend nach, so dass selbst weniger restriktive Regelungen in Folge unprofessionellen Handelns Diskriminierung zur Folge haben.

Zur Abschiebung von Familien aus sogenannten sicheren Herkunftsländern berichtet Nenad Stojanovski, dass sein Antrag nach kurzer Prüfung im «Schnellverfahren» negativ beschieden wurde. Begründet wurde dies damit, dass Mazedonien als sicherer Herkunftsstaat gilt. Die Einstufung als sichere Herkunftsländer, die die rassistische Diskriminierung von Rom:nja in diesen Ländern unberücksichtigt lässt, erfolgte in Deutschland 2014 für Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina und anschließend 2015 für Albanien, Kosovo und Montenegro. Dieser Entscheidung war eine lange politische und mediale Kampagne gegen Rom:nja vorausgegangen, bei der Rom:nja kollektiv des Asylmissbrauchs bezichtigt wurden. Das Konzept der sicheren Herkunftsstaaten ist jedoch deutlich älter und geht auf den sogenannten «Asyl-



kompromiss» von 1993 zurück. Nach monatelanger Medienhetze, die auch damals schon insbesondere gegen Rom:nja gerichtet war, und nach gewalttätigen, rassistischen Anschlägen auf mehrere Sammelunterkünfte für Geflüchtete, schaffte die Bundesrepublik Deutschland das Asylrecht de facto ab (Oltmanns 2020). Neben der sogenannten Drittstaatenregelung wird im neuen Asylrecht auch eine Vermutung gesetzlich verankert, wonach es Herkunftsstaaten gebe, in denen keine politische Verfolgung stattfindet. Das Konzept der sicheren Herkunftsstaaten erschwert es seitdem, in Deutschland aufgrund seiner geographischen Lage Asyl zu beantragen – und es hindert Rom:nja, die in (Süd-)Osteuropa offene und direkte Formen rassistischer Diskriminierung erleben, daran, im restlichen Europa Asyl zu beantragen. Da das Asylrecht ohnehin lediglich eine individuelle Prüfung vorsieht und die rassistische Verfolgung ganzer Gruppen unberücksichtigt bleibt, obwohl es vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen, rassistischen Verfolgung eingeführt wurde, war dies nur eine weitere restriktive asylrechtliche Regelung zur Verkürzung und Einschränkung der Asylverfahren. Infolge der Regelung zu den sogenannten sicheren Herkunftsstaaten werden Anträge von Bürger:innen aus diesen Ländern als «offensichtlich unbegründet» abgelehnt und die Menschen werden schnell abgeschoben. Anstatt der einmonatigen Frist müssen die so beschiedenen Menschen nun innerhalb einer Woche ausreisen oder eine Klage gegen den Bescheid einreichen. Damit ist aber eine sorgfältige Klageformulierung und ordentliche Einreichung von Rechtsmitteln massiv erschwert. Gleichzeitig verliert die Klage in diesen Fällen ihre aufschiebende Wirkung, d.h. trotz eines laufenden Verfahrens werden die Menschen abgeschoben, es sei denn, sie beantragen einen zusätzlichen Eilrechtsschutz. Darüber hinaus müssen Antragsteller:innen bis zu ihrer Abschiebung in sogenannten Erstaufnahmeeinrichtungen verbleiben. Geflüchtete aus «sicheren Herkunftsstaaten» sollen zur Abschreckung vor «missbräuchlichen» Asylanträgen unbefristet in diesen Einrichtungen verweilen, für sie gilt die Residenzpflicht (§ 56 Abs. 1 AsylG), ein absolutes Arbeitsverbot (§ 61 Abs. 1 AsylG), das Verbot Wohnungen anzumieten (§ 3 Abs. 1 AsylbLG) und das Sachleistungsprinzip mit Vollverpflegung, Kleidungsgutscheinen und Taschengeld (vgl. § 61 Abs. 2 AsylG) (Classen 2017). Die Kenntnis über dieses Verfahren und die Mittel, sich ihrer zu bedienen, stehen nur wenigen geflüchteten Menschen zur Verfügung. Auch in unseren Gesprächen spielten Abschiebungen bei betroffenen Rom:nja und ihren Unterstützer:innen eine große Rolle (vgl. etwa Djana Stojanova, Bogdan Stojanov, Lina Schmidt im Kapitel Soziale Arbeit 3.6 sowie die Fallbeschreibung zu Gani Rama).

Zahlreiche nationale und internationale Berichte belegen die rassistische Diskriminierung von Rom:nja in den sogenannten sicheren Herkunftsstaaten. Rom:nja erleben gesellschaftliche

Ausgrenzung beim Zugang zu Wohnen, Gesundheit, Arbeit und Schule, sie sind unverhältnismäßig häufig und intensiv von Armut betroffen, haben eine geringere Lebenserwartung und eine höhere Kindersterblichkeit als ihre Mitbürger:innen. Sie sind zudem regelmäßig Opfer von rechtsradikalen Übergriffen, von Polizeigewalt und des herrschenden Alltagsrassismus (Pro Asyl 2014, Civil Rights Defenders 2018, Rosa-Luxemburg-Stiftung 2016, Roma Info Center 2012 und 2014). Dass soziale Rechte versagt werden, könnte nach bereits geltendem Recht im Einzelfall geprüft und zu einer kumulativen Verfolgung subsumiert und damit als Fluchtgrund anerkannt werden. Auf europäischer Ebene besteht im Rahmen der Genfer Flüchtlingskonvention sowie im Rahmen des europäischen Unionsrechts nach der Qualifikationsrichtlinie das Recht der Anerkennung von Fluchtgründen aufgrund kumulativer Verfolgung. Demzufolge liegt eine Verfolgung nicht nur bei der Androhung einzelner schwerwiegender Menschenrechtsverletzungen vor (wie Folter und Mord), sondern auch bei einer Häufung von Diskriminierungen, die zwar im Einzelnen weniger massiv sind, aber zusammengenommen in ihrer Wirkung auf den einzelnen Menschen eine Verfolgung begründen. Daher wäre die Anerkennung der kumulativen Verfolgung durchaus in bereits bestehenden, juristisch schlüssigen und durchführbaren rechtlichen Rahmen möglich (Bislimi 2014). Auch darüber muss aufgeklärt werden und bei der Durchsetzung des Rechts Unterstützung angeboten werden. Dies hätte einige der von uns interviewten Familien, die abgeschoben wurden, vor menschenunwürdigen Verhältnissen bewahren können (Sara Kulić, Bajram Krasniqi, Nina und Luka Durović).

In Folge der Erklärung zu «sicheren Herkunftsstaaten» und der Drohung, die Visaliberalisierungen<sup>16</sup> wegen der angestiegenen Asylanträge rückgängig zu machen, sowie aufgrund der medialen Hetze gegen Rom:nja ist auch in den jeweiligen Nationalstaaten, aus denen Rom:nja nach Deutschland kommen, die Diskriminierung angestiegen. Ihnen wird Verrat unterstellt, weil sie mit ihren Asylgesuchen «ihre» Herkunftsländer diskreditierten. Es wurden willkürliche Maßnahmen eingeführt, um die Ausreise von «falschen» Asylsuchenden zu verhindern bzw. die abgeschobenen Rückkehrer:innen zu disziplinieren (Regional Centre for Minorities 2012). Neben den restriktiven Behördenprozessen beschreiben Gesprächspartner:innen wie Sara Kulić auch das Vorgehen der Polizei im Zuge der Abschiebung als traumatisches Erlebnis für die ganze Familie – mit langfristigen Folgewirkungen. Die Polizei findet darüber hinaus mehrfach Erwähnung in den Einzel- und Gruppengesprächen. Wir haben die Polizeigewalt bereits im Bereich Alltag geschildert, weil wir uns an der Perspektive unserer Gesprächs-

---

<sup>16</sup> Ende 2009 wurde die Visafreiheit für Serbien, Mazedonien und Montenegro, 2010 für Bosnien eingeführt.

partner:innen orientierten. Hier schildern wir die Polizeigewalt im Kontext von Behördenhandeln, da Polizeibeamt:innen als Staatsdiener:innen handeln. Unsere Gesprächspartner:innen berichten von wiederholten verdachtsunabhängigen Polizeikontrollen. Siedlungen, in denen Rom:nja und Sinti:zze wohnen, werden bei Straftaten auch an anderen Orten der Stadt als erstes durchsucht und dabei auch mit Waffen von Polizeibeamt:innen bedroht, und zwar selbst dann, wenn keinerlei Straftaten registriert waren. Diese Gewalt verbinden einige Gesprächspartner:innen mit den historisch erlittenen Unrechtserfahrungen durch die Polizei.

Unsere Gesprächspartner:innen schildern zusätzlich zur offenen Gewalt auch Erfahrungen, die wir als indirekte institutionelle Diskriminierung bezeichnen, also eine Form der Benachteiligung, die entsteht, wenn für alle Personen gleiche Regeln gelten und genau dadurch bestimmte Menschen benachteiligt werden. Eine Gesprächspartnerin berichtete, wie sie aufgrund kultureller Normen eine Sachleistung nicht annehmen konnte, woraufhin ihre Leistungen gekürzt wurden (institutionelle Diskriminierung) und die Sachbearbeiterin sie zusätzlich persönlich beleidigte (direkte Diskriminierung). Zur indirekten Diskriminierung von migrierten Rom:nja führen auch bestimmte Erfordernisse zur Einreichung von Dokumenten, die im Laufe der Migration verloren gehen oder im Herkunftsland verbleiben. Unsere Gesprächspartnerin Daniela Dumitru berichtete über die Nichtanerkennung ihres Familienstands, da ihr standesamtliche Dokumente fehlen. Um sie zu bekommen, müsste sie in ihr Herkunftsland reisen. Als Leistungsempfängerin fehlen ihr dafür aber die finanziellen Mittel. Letztlich erhielt sie gar keine Unterstützung, weil ihr dieser Nachweis fehlte. Die Familie musste vom Unterhalt für Mann und Kinder leben. So wird Armut und (weibliche) Abhängigkeit produziert.

Mehrere Gesprächspartner:innen berichteten über zusätzliche Repressalien, wenn sie sich über Rassismus beschwerten. Insbesondere bei Beschwerden gegen die Polizei werden die Opfer mit Geldstrafen wegen Beleidigung von Beamt:innen (Rassismuskritik) sanktioniert. Ihre Erfahrungen mit rassistischer Polizeigewalt knüpfen an eine lange Tradition an, die auch nach dem Nationalsozialismus und bis in die Gegenwart hinein ihre Fortsetzung findet. Im Gruppengespräch *Zweite und dritten Generation nach 1945* schildert eine Teilnehmerin, dass ihre Familie auf dem Weg in den Urlaub von Polizeibeamt:innen ohne Anfangsverdacht kontrolliert und beschimpft wurde. Besonders belastet sie, dass sie ihre Kinder nicht schützen konnte, die große Angst hatten. Die Kinder, die mittlerweile selbst Kinder haben, erinnern sich immer noch an dieses Ereignis und erzählen die Geschichte auf Familienzusammenkünften weiter.

Auch das Beispiel des brutalen Polizeivorgehens bei einem Kindergeburtstag weist im selben Gruppengespräch auf tradierte Erfahrungen mit der Instanz Polizei hin. Eine der Gesprächspartnerinnen berichtet, wie Nachbar:innen anlässlich des Kindergeburtstags einer Dreijährigen wegen Ruhestörung die Polizei rufen, die äußerst gewalttätig gegen die Gäste vorgeht. Viele Rom:nja und Sinti:zze berichten, dass sie sich ausgeliefert fühlen und selbst in ihrem privaten Raum, wie dem Auto oder der Wohnung, nicht sicher fühlen, dass sie nicht geschützt sind.

Das rassistische Misstrauen gegen Rom:nja und Sinti:zze hat nicht nur *Racial Profiling* und professionelle Fehlentscheidungen zur Folge, sondern verwehrt ihnen Schutz – und beschützt stattdessen Straftäter:innen. Stefan Jung schildert einen Prozess aus dem Jahr 1998, in dem ein Gericht die sexualisierte Gewalt an einem minderjährigen Kind aufgrund dessen Sinti-Zugehörigkeit als nichtschädigend einstufte und mit dieser Begründung den Täter entlastete.

### **5.1.6 Rassismuserfahrungen im Bereich Soziale Arbeit**

Zum Bereich Soziale Arbeit haben sich überwiegend in der Sozialen Arbeit Tätige oder in Selbstorganisationen Engagierte geäußert – und nur sehr wenige Personen, die Dienstleistungen der Sozialen Arbeit als Klient:innen oder Kund:innen in Anspruch nehmen. Unsere Gesprächspartner:innen berichteten über und beobachteten Diskriminierungen entlang rassistischer Kategorien beim Zugang zu (psycho-)sozialen und gesetzlichen Dienstleistungen, im Umgang mit Hilfesuchenden und im Rahmen intervenierender Hilfen.

Beim Zugang zu (psycho-)sozialen und gesetzlichen Dienstleistungen werden von Djana Stojanova sowie mehreren Gesprächspartner:innen im Gruppengespräch *Romani Sozialarbeiter:innen* vor allem das Fehlen mehrsprachiger Therapie- und Hilfsangebote bemängelt. Als weiteres Problem wurden Dolmetscher:innen benannt, die als Mehrheitsangehörige aus den Herkunftsländern von migrierten Rom:nja falsch bzw. unvollständig übersetzen bzw. sich rassistisch äußern. Dabei erfordert das Übersetzen in Bereichen, in denen große Machtunterschiede zwischen den Akteur:innen bestehen, eine klare ethische Grundhaltung, Sensibilität und fachliche Vermittlungskennntnisse für die professionelle Kommunikation (Bahadır 2015:47–57). Das Fehlen von Dolmetscher:innen einerseits sowie das ausgrenzende und benachteiligende Verhalten der Zuständigen andererseits ist nicht nur als mangelnde Professionalität der jeweiligen Einrichtungen, sondern als eine Form des institutionellen Alltagsrassismus zu verstehen (Melter 2007:317). Die Klient:innen selbst oder romani Sozialarbeiter:innen

müssen die fehlenden bzw. unprofessionellen Sprachmittlungsleistungen (kostenlos und unfreiwillig) selbst erbringen. Die Vulnerabilität der Klient:innen erhöht sich dabei mit der Intensität der sozialarbeiterischen, pädagogischen bis hin zur therapeutischen Intervention sowie in Verbindung mit der Angewiesensein der Klient:innen auf die Dienstleistungen und im Zusammenhang mit anderen Kategorien wie z.B. Dis-/Ability, Klasse und/oder Alter. Ähnlich wie im Bereich Behörden (Kapitel 3.5) führt die Diskriminierung durch die Einrichtungen der Sozialen Arbeit zu geringerer Nutzung ihrer (freiwilligen und niedrigschwelligen) Angebote bzw. zu einer Konzentration der Hilfesuchenden auf die wenigen romani Sozialarbeiter:innen, wie insbesondere aus dem Gesprächen mit Djana Stojanova und Stephan Jung deutlich wird.

Ein weiterer wichtiger Punkt, der von vielen Sozialarbeiter:innen und Beratenden geäußert wurde, ist die Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt. Sie hat weitreichende Konsequenzen für die Klient:innen. Neben drohender Obdachlosigkeit ist damit auch ein erschwerter Zugang zu vertraglich geregelter Arbeit und umfassender Gesundheitsversorgung verbunden. Ebenso gravierende Folgen hat die Verweigerung gesetzlich zustehender Sozial- und Dienstleistungen durch Mitarbeiter:innen von Behörden. So werden Anträge gar nicht erst angenommen, abgelehnt, Klient:innen unangemessen kontrolliert oder Informationspflichten verletzt.

Im Hinblick auf den Umgang mit den Empfänger:innen von Sozialleistungen erzählen sie von stereotypisierter Wahrnehmung ihrer Klient:innen, fehlender Professionalität, Unfreundlichkeit, Anschreien bis hin zu Beleidigungen und rassistischen Beschimpfungen. Um sich zu schützen, behalten infolge einige Klient:innen ihre Zugehörigkeit zu Sinti:zze bzw. Rom:nja für sich. Neben direkten rassistischen Angriffen berichtet etwa Stephan Jung auch von subtileren Formen des *Othering*, bei denen eine Sozialarbeiterin beim Betreten der Wohnung einer Sinti:zze-Familie über die Sauberkeit staunt und die Familie dafür lobt. Er erwähnt auch eine Beratungsstelle, die ethnisierende Beratung zur «Kultur» der Rom:nja und Sinti:zze anbietet. Eine regelhafte Reproduktion solchen «tsiganologischen» Wissens in der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit konstatieren ebenso Jonuz/Weiß in ihrer Studie zu Bildungsaufsteiger:innen und sprechen damit einen für den Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze machtvollen, historisch gewachsenen Diskurs des *Othering* an (Jonuz/Weiß 2020:53). Die (Re-)Produktion von allgemeinen kulturrassistischen Diskursen in der Sozialen Arbeit hat Tradition, wohingegen die Benennung und Bearbeitung dieser Diskurse nur sehr marginal erfolgt (Attia 2013:333). In Bezug auf die ethnischen Differenzkonstruktionen in der Sozialen Arbeit stellt Stender mit Fokus auf Antiziganismus fest, dass Sozialarbeiter:innen nicht wegen ihrer Unprofessionalität rassistisch handeln, sondern gerade, weil sie professionell agieren (Stender

2016:330). Beide nehmen dabei eine Soziale Arbeit in den Fokus, die über historisch gewachsene gesellschaftliche Verhältnisse nicht nachdenkt, diese nicht ins Verhältnis zu ihrer Profession setzt und somit durch ihre Handlungstheorien und Praxis Ungleichheitsverhältnisse reproduziert. Attia plädiert für eine politische Verortung des sozialarbeiterischen Kultur-Begriffs, die die unterschiedlichen Migrationsgeschichten und vielschichtigen gesellschaftlichen Platzierungen der Klient:innen unter der Reflexion von gesellschaftlichen Machtbeziehungen einbezieht (Attia 2013:335). Stender problematisiert das unkritische Verfolgen von Integrationsanliegen (modern: Inklusion) in der Sozialen Arbeit, anstatt rassistisch die damit zusammenhängende Regierungstechnik und die Verflechtungen von Integration und Hegemonie zu hinterfragen (Stender 2016:344). Beide sprechen zwei zusammenhängende Aspekte der rassistischen Diskriminierung bis hin zur Verfolgung von Rom:nja und Sinti:zze an, einerseits die historische Dimension der rassistischen bzw. kulturrassistischen Diskurse und andererseits das Integrationsnarrativ im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Diese Argumentationen beschreiben Spannungsverhältnisse, die gegenwärtig insbesondere im Bereich der intervenierenden Hilfen zu fatalen Folgen für die Betroffenen führen.

Unsere Gesprächspartner:innen berichten über unverhältnismäßige Interventionen der zuständigen Behördenmitarbeiter:innen, wie die rassistisch konnotierte Datensammlung, die Verweigerung von zustehenden Rechten für Kinder und Jugendliche in der Heimunterbringung sowie – als massivste Form die Drohung bzw. tatsächlich – die Durchsetzung des Kindesentzugs, und zwar ohne Bewusstsein für bzw. unter völliger Missachtung der historischen Erfahrung des Kindesentzugs für Rom:nja und Sint:izze. Agnes Kraus berichtet, wie Kindesentzug in den von ihr betreuten Familien in vielen Fällen früher als sonst üblich in Erwägung gezogen und rassistisch begründet wird. Gleichzeitig berichten zwei Gesprächspartner:innen im Gruppengespräch *Romnja Sozialarbeiterinnen*, wie Jugendämter ihrer Schutzpflicht gegenüber Kindern und Jugendlichen nicht nachkommen, da sie zum Teil aufgrund kulturalistischer Vorannahmen ihre Hilfen erst gar nicht bzw. nicht im Leistungs- und präventiven Bereich oder zu spät einsetzen, wenn bereits einschneidende Interventionen erforderlich werden.

Unsere Gesprächspartner:innen schildern einen weiteren Mechanismus, wie rassistische Verhältnisse in der Sozialen Arbeit aufrechterhalten werden. Mitarbeiter:innen in Jugendämtern und Beratungsstellen reproduzieren in ihrer praktischen Arbeit Diskurse zu Zwangsverheiratung, Frühverheiratung und patriarchaler Kultur (Gruppengespräch *Romani Sozialarbeiterinnen* und Djana Stojanova). Diese Diskurse dominieren auch Studien aus dem Apparat der Europäischen Union in denen Sintize und Romnja vorrangig als Opfer dargestellt werden, als

Opfer der eigenen Familie und Communities und als Opfer „ihrer“ Kultur (vgl. Jonuz/Weiß 2020, S. 35-46).

Die Vernachlässigung der strukturellen Bedingungen der Lebenssituation ihrer Klient:innen stützt zudem die bestehenden rassistischen Verhältnisse. Während in der Sozialen Arbeit vornehmlich Probleme wie frühe Verheiratung, Schuldistanz oder Schulabstinz sowie Kinderschutzfälle verhandelt werden, beschreiben Selbstorganisationen wie das *Roma Center Göttingen* seit Jahren, wie traumatisierend sich die fehlenden Bleibereichtsperspektiven auf Kinder und Jugendliche und das gesamte Familiensystem auswirken. Sie versuchen, mit Bleibereichtskampagnen wie «alle bleiben!» gegen diese Situation vorzugehen. Ebenso hat die *Ini-Rromnja* mit dem *Roma Informations Centrum Berlin* mehrere kritische Stellungnahmen zur Politik des Berliner Senats verfasst, der unter anderem auch sozialarbeiterische und pädagogische Maßnahmen fördert, die auf die Integration eines randständigen Kollektivs zielen, anstatt auf die Erhöhung der gesellschaftlichen Gleichstellung. In ihren Stellungnahmen verlangen sie Rechte statt Fürsorge, ein Abschaffen der segregierenden «Willkommensklassen» für Schüler:innen sowie eine Beendigung der ethnisierenden Maßnahmen zugunsten der Erteilung von Bürger:innenrechten und die Stärkung der Regelversorgung für alle Menschen (vgl. Romano Bündnis 2013 und 2020).

In den Gesprächen wird neben der Diskriminierung von Klient:innen und Kund:innen der Sozialen Arbeit auch die Diskriminierung von romani Mitarbeiter:innen als Fachkräften thematisiert. Sie müssen als Professionelle zusätzlich zur alltäglichen Diskriminierung ihrer Klient:innen auch die ihnen entgegengebrachte Ungleichbehandlung in ihrem Berufsalltag aushandeln. Dieses Thema wird im Bereich Arbeit diskutiert, da es sich hierbei um Diskriminierung in Arbeitsverhältnissen handelt (Kapitel 3.2).

### **5.1.7 Rassismuserfahrungen im Bereich Medien**

Zu rassistischen Erfahrungen im Zusammenhang mit den Medien haben sich im Vergleich zu anderen Bereichen nur wenige Gesprächspartner:innen geäußert. Die rassistische Berichterstattung erwähnen unsere Gesprächspartner:innen dann, wenn sie selbst im Zusammenhang mit ihrer Arbeit oder ihrer Familie unmittelbar davon betroffen sind. Insbesondere der Umgang mit diskriminierenden Bezeichnungen und rassistischen Konzepten in Kinderliteratur und Kindersendungen wird von unseren Gesprächspartner:innen thematisiert. Sie sind hier als

Eltern herausgefordert, um ihren Kindern ein geschütztes Umfeld zu ermöglichen. Die medialen Darstellungen werden zum Teil in der Familie verhandelt und können sich in Sorge und Angst umwandeln, wie im Gruppengespräch *Sintizze mit DDR-Biographie* von den teilnehmenden Sintizze bzw. im Einzelgespräch mit Lina Schmidt geschildert. Die Teilnehmer:innen des Gruppengesprächs mit *Muslimischen Rom:nja* sprechen über die einseitige und diskriminierende Berichterstattung über Muslim:innen, die pauschal als Täter:innen dargestellt und durch die Medien vorverurteilt werden, während sie als Opfer von rassistischen Angriffen keine oder nur sehr geringe Erwähnung finden.

Einen zweiten Schwerpunkt im Bereich Medien konnten wir im Gruppenchat mit *Anti-Hatespeech-Aktivist:innen* identifizieren. Die Chat-Teilnehmer:innen schilderten insbesondere die Gefahren der Anonymität im Netz und in den Sozialen Medien sowie zu geringe Gegenmaßnahmen gegen die Verbreitung von Antiziganismus im Netz.

Ricardo Montoya spricht aus seiner Erfahrung mit Medien im Zusammenhang mit seiner beruflichen und aktivistischen Arbeit. Er kennt die Vor- und Nachteile von Re-Präsentationspolitik für das eigene berufliche Fortkommen sowie die politischen Zielsetzungen. Vor diesem Hintergrund reflektiert er den Zusammenhang von Kapitalismus und Repräsentation von Minderheiten. Er schlussfolgert, dass Rom:nja keine relevante Marktgröße seien und dass somit für die großen Verlagshäuser und die Filmindustrie kein Anlass zu einer angemessenen Repräsentation bestehe.

### **5.1.8 Rassismuserfahrungen im Bereich Gesundheit**

Rassismuserfahrungen thematisieren unsere Gesprächspartner:innen in Verbindung mit körperlichen und psychologischen gesundheitlichen Folgen von Verfolgungserfahrungen und rassistischer Behandlung sowie gegenwärtigen Lebensbedingungen unter der Migrationsgesetzgebung.

Die nationalsozialistische Verfolgung hat bis in die Gegenwart hinein gesundheitliche Spätfolgen für die Überlebenden, ihr Gesundheitszustand ist häufig angegriffen, manche sind lebenslang behindert worden. Die Überlebenden sind auf Pflege durch Angehörige angewiesen. Infolge von Krankheiten und Beeinträchtigungen können die Überlebenden nicht am Erwerbsleben teilnehmen und führen ein Leben am Existenzminimum. Ärzt:innen, die als Gutachter:innen für die Entschädigung bestellt wurden, treffen auch nach 1945 Entscheidungen,



die psychische Folgen haben, z.B. wenn durch Lagerhaft und Zwangsarbeit verursachte Erkrankungen nicht anerkannt werden. Das institutionelle Vorgehen im Rahmen von Entschädigungsverfahren erleben Rom:nja und Sinti:zze als Form des sekundären Rassismus, als Kontinuität der Verfolgung mit anhaltenden gesundheitlichen Folgen. Agnes Kraus thematisiert die transgenerationellen Folgen im Zusammenleben mit Familienmitgliedern, die unter gesundheitlichen Spätfolgen der Verfolgung leiden. Indem die Kinder und Enkelkinder dies alltäglich beobachten, häufig ohne im Familiensystem darüber sprechen zu können, lagern sich diffuse Ängste auch bei den Nachkommen ab (Jakubi 2019:205–206; Schuch 2014).

In der Gegenwart reaktivieren rassistische Übergriffe mit gesundheitlichen Folgen bei Überlebenden und deren Nachkommen Traumata der nationalsozialistischen Verfolgung. Sowohl eine deutsche Sintizza im Gruppengespräch der *Zweiten und dritten Generation nach 1945* als auch der Rom Luka Banović verknüpfen vergangene mit gegenwärtiger Gewalterfahrung. In beiden Fällen hat die anhaltende Gewalterfahrung zur Folge, dass auch Familienmitglieder verstummen, sich zurückziehen und Gadge gegenüber auf der Hut sind. Das wirkt sich nicht nur psychisch aus, sondern kann auch dazu führen, sich nicht mehr ärztlich versorgen zu lassen. Es entwickeln sich (sekundäre) gesundheitliche Folgeschäden auf körperlicher und psychischer Ebene bei Überlebenden und nachfolgenden Generationen.

Neben direkten Übergriffen belastet auch anhaltender Stress, sodass kumulative Traumata (Velho 2010:16ff.) die psychische Verfasstheit der Betroffenen schädigen. Geflüchtete wie Darko Nikolovski sowie Sozialarbeiter:innen (s. Kapitel 3.6) berichten insbesondere von der andauernden Angst vor Abschiebung – und damit verbunden vor dem drohenden Verlust ihrer Lebensgrundlagen, ihrer sozialen Beziehungen und materiellen Infrastruktur. Insbesondere junge Menschen, die in Deutschland geboren sind oder im Kindesalter nach Deutschland migriert sind, müssen neben dem täglichen Ausbalancieren der Unsicherheit und Perspektivlosigkeit und vor dem Verlust ihres sozialen Umfelds auch die Infragestellung ihrer in Deutschland verorteten Zugehörigkeit zugunsten eines abstrakt zugewiesenen geographischen Ortes der Herkunft ertragen. Viele sprechen nicht die Sprache der Länder, in die sie abgeschoben werden. Hierbei sind Rom:nja als in den jeweiligen Ländern lebende Minderheit vor größere Herausforderungen gestellt als Migrant:innen der jeweils dominanten Gesellschaften, wenn sie zunächst ihre Muttersprache Romanes und nicht die jeweiligen Nationalsprachen in den Familien weitergeben. Viele Kinder lernen in Deutschland Romanes als Erstsprache, Deutsch als Zweitsprache und die Sprache der Nationalstaaten, aus denen ihre Eltern migriert sind, ist bestenfalls die Drittsprache. Zudem wissen sie und ihre Eltern, dass ihre Abschiebung in ein

Land, das offen rassistisch gegen Rom:nja handelt, ihre Lebensbedingungen verschlechtert, auch das belastet gesundheitlich.

Die Widersprüche zwischen dem realen Lebensalltag in Deutschland, dem entsprechenden Orientierungswissen und den emotionalen Bindungen auf der einen Seite und die fremdbestimmte Externalisierung ihrer Zugehörigkeit ins Jenseits der deutschen Grenzen führen zu Stresserkrankungen, starken Medikationen bis hin zu Psychiatrieaufenthalten der Betroffenen (vgl. Kapitel 3.6 wegen unsicheren Aufenthalts Darko Nikolovski, vgl. auch den Fall Gani Rama).

Als weiterer Aspekt wird in diesem Kapitel wie in den vorangegangenen Kapiteln die Unfreundlichkeit bzw. die Verweigerung der Dienstleistung thematisiert. Besonders hervorzuheben im Gesundheitsbereich ist, dass hier die Unfreundlichkeit des medizinischen Personals und die Verweigerung von ärztlicher Behandlung existenzielle Folgen haben können – insbesondere, weil es sich oft um besonders vulnerable Menschen handelt.

Die medizinische Versorgung ist bei unseren Gesprächspartner:innen ambivalent konnotiert und wird keinesfalls nur als System zur Gesundheitserhaltung und Heilung verstanden. Überlebende Rom:nja und Sinti:zze haben massive gesundheitliche Schäden durch medizinische Experimente während des Nationalsozialismus erfahren, oft mussten sie auch die Ermordung von Angehörigen miterleben. In den Familien ist die Erfahrung krankmachender und mordender Ärzt:innen lebendig. Vor 1945 erstellte in Deutschland unter anderem medizinisches Personal die «Rassegutachten», nach 1945 erstellten Ärzt:innen rassistische Gutachten in Entschädigungsverfahren und trugen so aktiv zur Verweigerung der Anerkennung von Krankheiten bzw. der Ursachen von Erkrankungen der Antragsteller:innen bei. Die Medizin wurde zur legitimierenden und ausführenden Gewalt rassistischer politischer Vorgaben, aber gestaltete diese auch durch ihre Arbeit mit.

Für die Gegenwart beschreiben Geflüchtete und Sozialarbeiter:innen Ärzt:innen als Kompliz:innen eines Systems, das auf Abschiebung zielt, etwa indem Ärzt:innen im Zuge von Abschiebungen die Reisefähigkeit attestieren oder Medikamente zur Beruhigung verabreichen, um die Abschiebung möglichst widerstandsfrei durchzuführen. In anderen Fällen unterstützen ärztliche Gutachten die Bemühungen Geflüchteter um ein Bleiberecht. In beiden Fällen ragt die ärztliche Rolle weit hinaus über die primäre Zielsetzung von Medizin, Gesundheit zu erhalten und Menschen zu heilen. Sie stattet Mediziner:innen mit Macht aus, um an politischen Ein- und Ausschlusspraxen aktiv mitzuwirken.

## **5.2 Grundlegende Mechanismen**

Aus den Beschreibungen unserer Gesprächspartner:innen lassen sich kollektive Rassismuserfahrungen herausarbeiten, die wir als grundlegende Kennzeichen und Mechanismen von Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze deuten.

### **5.2.1 Allgegenwart von Rassismus (-erfahrungen)**

Unsere Gesprächspartner:innen berichten über Rassismuserfahrungen in allen Bereichen ihres Lebens: im Alltag, beim Einkaufen, beim Nutzen öffentlicher Verkehrsmittel, in der Schule, in der Ausbildung, an der Universität, im Arbeitsleben, bei der Wohnungssuche und Anmietung von Wohnraum, durch die Nachbarschaft, in Behörden, durch die Polizei, durch die Soziale Arbeit, im Gesundheitsbereich, in der Freizeit, durch die Mediennutzung. Rassismuserfahrungen durchziehen im Kontakt mit Gadje auch die intimsten Momente, Freundschaften, Verwandtschaften und Liebesbeziehungen. Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze durchdringt alle gesellschaftlich relevanten Bereiche und ist somit allgegenwärtig. Wenige Gesprächspartner:innen schildern ihre Erfahrungen als Ausnahmen, die Mehrzahl unserer Gesprächspartner:innen beschreibt alltägliches und regelmäßiges Erleben rassistischer Diskriminierung. Die häufigen Wiederholungen sich ähnelnder individueller Erfahrungsberichte von unterschiedlichen Personen weisen darauf hin, dass der allgegenwärtige Rassismus für Sinti:zze und Rom:nja ein komplexer kollektiver Erfahrungsraum mit stabilen Diskriminierungsmustern ist. Unsere Studie ist trotz der hohen Zahl an befragten Personen (insgesamt 93) und weiteren Involvierten qualitativ angelegt und kann und soll keine repräsentativen Aussagen treffen. Vielmehr verdeutlicht sie die Funktionsweisen von Rassismus und weist auf jene Bereiche hin, in denen Handlungsbedarf besteht.

### **5.2.2 Transgenerationale Vermittlung von Rassismus(-erfahrungen)**

Viele der geschilderten Rassismuserfahrungen werden transgenerational vermittelt: Urgroßeltern, Großeltern und Eltern haben das Naziregime überlebt; sie selbst wie auch ihre Kinder und Enkel:innen wurden mit den Folgen des Genozids allein gelassen – aber überwiegend

auch mit den materiellen, körperlichen, seelischen und psychischen Nachwirkungen im post-nationalsozialistischen Staat. Vielfach erlebten sie durch die in großen Teilen der Gesellschaft erhalten gebliebenen Nazi-Strukturen bzw. hegemonialen Diskurse eine zweite Verfolgung (Rose 1987). In den Familien musste die Heilung, die Betreuung der Kranken, die Last des Überlebens getragen und dabei gleichzeitig die Prekarität des Lebens nach 1945, die Armut, die Zuweisung in bestimmte Baracken- bzw. Wohn(wagen)siedlungen, die Polizeirazzien, die neue Erfassung, die alten Nazi-Beam:t:innen, die Leugnung des Völkermords ge- und ertragen werden.

Doch auch direkte Opfer des Nationalsozialismus erfahren heute noch Rassismus, sodass sie mit den Folgen der Verfolgung, mit aktueller rassistischer Gewalt und mit der Retraumatisierung ihrer Erfahrungen über die Maßen belastet werden. Eine unserer Gesprächspartnerinnen aus dem Gruppengespräch zweite und dritte Generation nach 1945, die als Kind im Ghetto das nationalsozialistische Regime überlebte, trägt in Folge eines rassistischen Übergriffs in den 1990er Jahren einen nachhaltigen körperlichen Schaden davon und fürchtet heute aufgrund rechtsgerichteter Parteien wie NPD und AfD die erneute Machtübernahme durch (Neo-)Nazis.

### **5.2.3 (Nicht-)Verhandlungen von Rassismus(-erfahrungen) in der Familie**

Familie stellt für Rom:nja und Sinti:zze einen Raum dar, der einerseits frei von Rassismus ist und deswegen als Rückzugs- und Heilungsort dient. Andererseits ragen die vielfältigen Rassismuserfahrungen in die Familien hinein, und zwar sowohl, indem sie dort besprochen werden, als auch, indem sie bewusst aus dem Familienleben herausgehalten werden. Die Eltern-generationen tragen vermittelte Rassismuserfahrungen hinein, die sie bereits selbst von ihren Eltern «geerbt» haben. Gleichzeitig kommen neue Rassismuserfahrungen hinzu, die sowohl Eltern als auch Kinder teilen. Teilweise wird Rassismus in den Familien direkt thematisiert, Familienmitglieder berichten den anderen, was ihnen widerfahren ist. Der größte Teil der Erfahrungen wird jedoch gemeinsam erlebt, in Alltagssituationen, an denen die Familienmitglieder zusammen teilhaben, etwa auch in Form von institutioneller Diskriminierung und Ausgrenzung, die die Familie als Ganzes (be-)/treffen – durch die Nachbarschaft, Polizei, Behörden, Schule und/oder Soziale Arbeit. In verschiedenen Interviews wurde deutlich, dass Familienmitglieder ihre Rassismuserfahrungen aus gegenseitiger Rücksicht aus dem Familienleben herauszuhalten versuchen bzw. nur exemplarisch besprechen. Eltern versuchen, ihre Kinder zu schützen, indem sie ihre eigenen Rassismuserfahrungen nicht offen thematisieren, um die

Kinder nicht zu ängstigen. Sie können aber umgekehrt ihre Rassismuserfahrungen den Kindern gegenüber thematisieren, um sie davor zu schützen, selbst in eine vergleichbare Situation zu geraten – oder in einer ähnlichen Situation handlungsfähig zu sein –, sie also bewusst zu stärken (vgl. Gespräch mit Lina Schmidt und Gruppengespräch *Rom:nja-Aktivist:innen*). Die Kinder wiederum versuchen, ihre Eltern zu schonen, indem sie über Rassismuserfahrungen schweigen und versuchen, diese allein zu verarbeiten (vgl. Gespräch mit Thomas Meyer). Sowohl Andreea Ciobanu als auch die Teilnehmerinnen des Gespräch mit *Romani-Schülerinnen* thematisieren, dass sie als Kinder ihre nicht-deutschsprachigen Eltern zu schützen versuchen, indem sie verletzende Aussagen den Eltern nicht übersetzen bzw. nicht an diese weitertragen.

#### **5.2.4 Transnationalität von Rassismus(-erfahrungen)**

Unsere Gesprächspartner:innen berichten von staatenübergreifenden Rassismuserfahrungen. Einige sind als Arbeiter:innen nach Deutschland gekommen und haben in ihren Herkunftsländern bereits (transgenerational vermittelten) Rassismus erlebt. Andere sind vor dem Krieg oder gegenwärtigen Formen von Rassismus aus ihren Herkunftsländern geflohen und erleben in Deutschland neue Formen des Rassismus. Diese erfahren sie analog zu den hier aufgewachsenen Sinti:zze und Rom:nja. Zusätzliche Erfahrungen kommen aber auch durch ihre prekäre Situation als neu Zugewanderte hinzu, beispielsweise in direkten Kontakten mit Fachkräften, die den Rassismus des Herkunftslandes nach Deutschland mitgebracht haben, etwa in Dolmetsch- und Beratungssituationen (vgl. Gespräch Djana Stojanova). Vier Gesprächspartner:innen, Nina und Luka Durovik, Sara Kulić und Bajram Krasniqi, die seit ihrer frühen Kindheit in Deutschland lebten und abgeschoben wurden, interviewten wir in Serbien und im Kosovo. Sie berichteten von massiven Erfahrungen mit strukturellem Rassismus in diesen Ländern, die ihnen fremd sind und die sie weder gastlich noch als Zugehörige aufnehmen. Das Erleben von Rassismus ist daher durch Brüche und Kontinuitäten im transnationalen Raum gekennzeichnet.

#### **5.2.5 Intersektionalität von Rassismus(-erfahrungen)**

Unsere Gesprächspartner:innen berichten von Diskriminierungserfahrungen an der Schnittstelle von Gender, Sexualität, Klasse, Sprache, Nationalität und Herkunft als Rom:nja bzw. Sinti:zze. Im Gruppengespräch mit *Romani-Schülerinnen* beschreibt ein Mädchen im Rahmen der Schilderungen rassistischer Diskriminierung auch sexuelle Belästigung durch Mitschüler

und deren Relativierung durch den Lehrer. Sie schildert, dass die betreffenden Mitschüler davon ausgehen, romani Mädchen seien promiskuitiv, «nicht solche, die [sich] Sorgen machen».

Weitere Intersektionen von Diskriminierungen finden sich auf struktureller Ebene. Sofja Kochev beschreibt, wie Gemeinwesenarbeit mit Sinti:zze in einer segregierten Wohnsiedlung stattfindet, in der die Herkunft die soziale Lage bestimmt und auch die Sozialarbeiter:innen die Segregation verstärken, indem sie die Kinder und Jugendlichen ideologisch problematisieren und praktisch vernachlässigen, anstatt sich für ihre gesellschaftliche Anbindung zu engagieren. Mehrere Gesprächspartner:innen schildern kaum zu durchbrechende Kreisläufe, in denen Herkunft, Armut und eine prekäre Wohn- und Arbeitssituation sich potenzieren und zu weiteren Problemlagen führen. So kann die gleichzeitige Wohnungs- und Arbeitslosigkeit dazu führen, keine der beiden Situationen beenden zu können, Transferleistungen verhindern den Zugang zu regulärer Gesundheitsversorgung, die Teilnahme an Deutschkursen wird durch fehlende Kinderbetreuung erschwert usw. Intersektionale Diskriminierung findet vornehmlich am Schnittpunkt von Klasse und Herkunft als Rom:nja und Sinti:zze statt. Ähnliche Erfahrungen machen auch geflüchtete Rom:nja, die in Deutschland als serbische, bosnische, mazedonische, kosovarische Staatsbürger:innen unter die Regelungen für «sichere Herkunftsstaaten» fallen und somit durch beschleunigte Asylverfahren abgeschoben werden. In den genannten Ländern sind sie jedoch als staatlich anerkannte Minderheiten trotzdem von Gleichstellung ausgeschlossen, sie müssen in segregierten Wohnsiedlungen leben, ohne Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung und Existenzsicherung. Sie werden aus Deutschland aufgrund ihrer Nationalität abgeschoben und erfahren in den Ankunftsländern Diskriminierung, weil sie Rom:nja sind.

Die Intersektionen verdeutlichen, dass die Rassismuserfahrungen von Sinti:zze und Rom:nja an den Schnittstellen mit anderen Diskriminierungs- und Ausschlussmechanismen erlebt werden. Diese zu vernachlässigen, würde die jeweils dominanten Subjekte innerhalb der Minderheit bevorzugen und die spezifischen Erfahrungen von eingewanderten, weiblichen, armen u.a. Rom:nja und Sinti:zze ausblenden (vgl. Crenshaw 2010).

Rassismuserfahrungen potenzieren sich nicht nur durch die Intersektion mit anderen gesellschaftlichen Ungleichheitsdimensionen und Machtverhältnissen, sondern auch durch die gleichzeitige Betroffenheit von verschiedenen Rassismen. Rassismen können sich überlappen, überschreiben oder dynamisieren – und im Leben von Schwarzen, muslimischen und/oder eingewanderten Rom:nja oder Sinti:zze zu spezifischen und vermehrten Rassismuserfahrungen führen. So zeugen viele der Interviews davon, dass Rom:nja und Sinti:zze zusätzlich oder

in Kombination mit Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze gleichzeitig auch Rassismus gegen Migrant:innen, Anti-Schwarzen-Rassismus und/oder antimuslimischen Rassismus erfahren. Im Schnittpunkt von Mehrfachrassismus werden Rom:nja und Sinti:zze je nach ihrer Erkennbarkeit und ihrer Betroffenheit von spezifischen Barrieren und Einschränkungen *geothert* und rassifiziert – und als muslimische Rom:nja, eingewanderte Rom:nja, Schwarze-Rom:nja diskriminiert. Sie erleben diese Diskriminierung jedoch nicht additiv, sondern als Subjekte, die *zugleich* Muslim:innen und Romni, *zugleich* Sintizza und Schwarz, *zugleich* Migrantin *und* Romni *und* Muslimin sind. Sie spüren die *allgemeinen* Effekte von Rassismus, aber auch die *spezifischen* Folgen – je nachdem, wie sie jeweils adressiert oder strukturell diskriminiert werden. Die Trennung der Merkmale voneinander würde nicht zu einer analytischen Extrahierung von Rassismus führen, sondern Rassismus gegen deutsche, christliche, mittelständische, cis-männliche Rom:nja und Sinti:zze als Maßstab setzen – und alle anderen romani Subjektpositionen (erneut) marginalisieren. Vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen ergibt die Trennung keinen Sinn, gleichwohl kennen unsere Gesprächspartner:innen die von der Dominanzgesellschaft getroffene Spaltung und nutzen sie teilweise für ihre Zwecke.

### 5.2.6 Hierarchisierung von Rassismen

Rom:nja und Sinti:zze, die nicht als Minderheit erkannt, sondern als Deutsche wahrgenommen oder für Migrant:innen gehalten werden, beschreiben, dass ihnen das *Othering* als Migrant:innen Erleichterung im Vergleich zu den Zuschreibungen als Rom:ni bzw. Sinti:zza verschafft. Migrierte Rom:nja können sich dabei auf ihre Herkunftsländer beziehen, da sie als Minderheiten der jeweiligen Staaten auf doppelte oder auch mehrfache Identitäten zurückgreifen können. Deutsche Sinti:zze haben diese reale Identifikationsmöglichkeit mit einem anderem Staat nicht, daher geben manche an, auf eine Herkunftserzählung als Italiener:innen oder Spanier:innen auszuweichen, um Alltagsdiskriminierungen als Rom:nja oder Sinti:zze zu entgehen<sup>17</sup>. Das verdeutlicht die Hierarchisierungen zwischen unterschiedlich *geotherten*/rassifizierten Gruppen, die jedoch nach Kontexten variieren können. Unsere Gesprächspartner:innen berichten dennoch nahezu übereinstimmend, dass sie sich als Rom:nja bzw. Sinti:zze am verletzlichsten und am meisten diskriminiert fühlen. Diese Situation verändert sich, wenn andere Formen der Sichtbarkeit als rassifizierte Minderheit hinzukommen. Einen Hijab etwa be-

---

<sup>17</sup> Zu dieser Strategie vergleiche auch Rüsche/Schuch 2011, Seite 80-83.

schreiben einige unserer Gesprächspartner:innen einerseits als Schutz, weil sie Solidarität seitens anderer Muslim:innen erleben, andererseits berichten sie von öffentlichen Beleidigungen aufgrund des Kopftuchs sowie von Problemen bei der Ausbildung und Arbeitsplatzsuche durch die majorisierte Gesellschaft. Schwarze Sinti:zze bzw. Rom:nja berichten, dass ihre Zugehörigkeit zu Rom:nja bzw. Sintizze angesichts ihres Schwarzseins in den Hintergrund tritt und sie vornehmlich Anti-Schwarz markiert und diskriminiert werden.

### **5.2.7 Rassismus(-erfahrungen) als Sozialisationsinstanz**

Einige Gesprächspartner:innen beschreiben ihre Rassismuserfahrungen als roten Faden in ihrem Leben. Rassismus ist eine ganzheitliche Erfahrung, Menschen wachsen in Rassismuserfahrungen hinein, sie werden seit der Kindheit rassifiziert, sie erfahren auf verschiedenen Ebenen schon in der Schule und als Kinder und Jugendliche Mikroaggressionen, subtile aber auch direkte Diskriminierung, strukturelle Diskriminierung und institutionelle Diskriminierung über Generationen hinweg. Ihre (historischen, transgenerationalen, transnationalen, intersektionalen, aktuellen) Erfahrungen als Rom:nja bzw. Sinti:zze werden nicht berücksichtigt, ihre Bedürfnisse und Themen bleiben ungehört, etwa wenn in der Schule über die Shoah, nicht aber über den Manuschengromarepen gesprochen wird, offen rassistische Äußerungen durch Mitschüler:innen von den Lehrkräften unkommentiert bleiben – oder wenn ihre Rassismuserfahrung durch beispielsweise Rumän:innen ignoriert werden, die ihnen als Dolmetscher:innen zur Seite gestellt werden. Insbesondere diejenigen, die nicht aufgrund äußerer Merkmale, Namen oder Wohnorte als Rom:nja oder Sinti:zze identifiziert werden können, überlegen sich schon als Kind, ob bzw. wem gegenüber sie sich öffnen und ihre Zugehörigkeit eingestehen können. Gleichzeitig empfinden sie bereits die Überlegung, ihre Identität zu verheimlichen, als Verrat an sich, ihrer Familie und Community. Die Diskreditierbarkeit aufgrund der Unsichtbarkeit hat andere Effekte auf die Identitätsbildung und die Beziehung zur Community bzw. zur Gesamtgesellschaft als die Diskreditierung aufgrund der Sichtbarkeit (Goffman 1963). Dennoch tragen beide dazu bei, dass in verschiedenen Kontexten jeweils konkret entschieden werden muss, ob bzw. welche Informationen über sich und über communityinterne Angelegenheiten geäußert werden können, ohne sich zu gefährden oder zu schaden. Rassismus stellt als Teil der eigenen Sozialisation eine mehr oder weniger bewusste, durchaus variable und komplexe ganzheitliche Erfahrung dar, die sowohl Effekte auf die eigene Subjektivierung, auf das emotionale (Ahmed 2018) und körperliche Empfinden und auf den Habitus hat, sowie auf familiäre und kollektive Denk- und Handlungsräume einwirkt und



nicht zuletzt auch die Beziehung zu und die Position in der Gesamtgesellschaft prägt (vgl. dazu auch Jonuz/Weiß 2020: 284).

Einige wenige Gesprächspartner:innen sagen, dass sie selbst kaum Rassismus erleben. Sie empfehlen, sich an das deutsche System anzupassen, «moderne» Kleidung zu tragen, im öffentlichen Raum leise aufzutreten und Deutsch zu sprechen, ihre Kinder gemäß den schulischen Anforderungen zu erziehen und auch sonst nicht zu erkennen zu geben, dass sie der Minderheit angehören.

### **5.2.8 Sichtbarkeit und Rassismus(-erfahrungen)**

Die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit als Rom:nja bzw. Sinti:zze spielt für unsere Gesprächspartner:innen eine erhebliche Rolle. (Un-)Sichtbarkeit wird dabei sowohl auf struktureller sowie institutioneller Ebene als auch in alltäglichen Interaktionen etwa im Berufsleben, in der Schule, beim Einkaufen, auf der Straße, in Freundschaften verhandelt.

Insbesondere sind durch die historische Erfahrung das Sichtbarmachen, Entdecken, Erfassen und Vernichten eng miteinander gekoppelt. Sichtbarkeit bekommt somit im Vergleich zum alltäglichen Erkanntwerden im öffentlichen Raum mit der polizeilichen, staatlichen oder anderen Erfassung von personenbezogenen Daten eine institutionelle Ebene. Die Nazis suchten bei Sinti:zze und Rom:nja noch nach einem „Achtel des Blutes“, um ihnen ihre Herkunft nachzuweisen. Während des Nationalsozialismus bot Unsichtbarkeit nicht nur Schutz vor Alltagsdiskriminierung, sondern bekam existenzielle Bedeutung angesichts der drohenden Vernichtung. Es konnten nur deshalb so viele Menschen deportiert und ermordet werden, weil in Deutschland die Registrierung von Sinti:zze und Rom:nja nahezu vollständig erfolgt war, durch eine lange polizeiliche und behördliche Erfassungstradition seit dem 19. Jahrhundert.

Die historische und kollektive Erfahrung insbesondere im deutschsprachigen Raum schließt an die gegenwärtige Erfahrung des Sichtbarwerdens als Teil der Rom:nja- bzw. Sinti:zze-Minderheit an. Diese Verknüpfung ist in der Gegenwart für deutsche Sinti:zze und Rom:nja mit der ordnungspolitischen und rassenkriminologischen Verfolgung verbunden, für migrierte Rom:nja mit den jeweils unterschiedlichen Verfolgungserfahrungen in den gesellschaftspolitischen Kontexten, aus denen sie nach Deutschland migrierten. Nach dem Nationalsozialismus wurde in Deutschland die Erfassung durch die Polizei weiterhin praktiziert und Nazi-Akten waren weiterhin in behördlicher Verwendung sowie Täter:innen, die vorher die Erfassung praktizierten, weiterhin in Behörden beschäftigt. Daraus folgt eine spezifische Situation, einen

konkreten, durch Vernichtungserfahrung entstandenen Bedarf nach dem Schutz der eigenen Identität, nach Unsichtbarkeit für die staatlichen Organe und deren kontinuierlicher Repression. Unsere Gesprächspartner:innen beschreiben im postnationalsozialistischen Deutschland neben dem Kampf um die Entschädigung auch Diskriminierung in der Schule, in Behörden durch weiterhin funktionierende Nazi-Strukturen, fehlende Aufarbeitung des Rassismus, der Verfolgung und des Genozids an Europas Sinti:zze und Rom:nja sowie offen geäußerte Rassismen, die direkt an die NS-Verfolgung anknüpfen («Euch hat man wohl vergessen ...»).

Unsichtbarkeit beschreiben auch die ab Ende der 1960er Jahre als Arbeitsmigrant:innen nach Deutschland zugezogenen Rom:nja als Schutz vor alltäglicher Diskriminierung in ihren Herkunftsländern. Mit der Ankunft in Deutschland sind sie nicht mehr als Rom:nja erkennbar, sondern gehen beispielsweise als Jugoslaw:innen zusammen mit anderen Migrant:innen durch. Erst mit den politischen Veränderungen zunächst in Rumänien und dann mit den Bürgerkriegen im ehemaligen Jugoslawien entstand in Deutschland eine neue Sichtbarkeit, eine Unterscheidung zwischen Rom:nja und den anderen Migrant:innen. So beschreibt Ruža Milenković, wie in den 1990er Jahren und mit der Zunahme von Geflüchteten aus Ex-Jugoslawien und entsprechenden gesellschaftlichen Differenzdiskursen auch ihre Erkennbarkeit als Romni für ihre Arbeitgeber:innen und ihr Umfeld zunahm – und sie vermehrt Diskriminierung erfuhr.

Die Sichtbarkeit von Rom:nja und Sinti:zze ist also nicht naturgegeben und zeitlos, sondern formt sich im gesellschaftspolitischen Kontext. So erfolgte nach dem Nationalsozialismus die Sichtbarmachung der deutschen Sinti:zze und Rom:nja durch strukturelle Erfassung und Zuweisung in bestimmte Wohnsiedlungen, ab den 1990er Jahren eine erhöhte Sichtbarkeit von Rom:nja durch die Diskurse um geflüchtete Rom:nja aus Ex-Jugoslawien und ab den 2000er durch die EU-Osterweiterung.

Codes, die das Romani- bzw. Sinti:zze-Sein signifizieren, sind also historisch gewachsen und flexibel einerseits – und andererseits starr und seit Jahrhunderten überliefert, wie etwa bestimmte Kleidung, Phänotypen, Frisuren, aber auch bestimmte Berufe, Namen oder bestimmtes Verhalten. Biologische, ethnische und nationale Signifizierungen greifen ineinander, überlappen sich und lösen sich ab, ohne dass die rassifizierende Bedeutung verloren geht (Hall 2017). Die Zeichen ändern sich, die Bedeutung bleibt. Infolgedessen sind Rom:nja bzw. Sinti:zze, die als Individuen oder kollektiv über diese Zeichen erkennbar sind, im Alltag besonderer Diskriminierung, insbesondere Kriminalisierung (Unter-Beobachtung-Stehen) ausgesetzt, während andere selbst entscheiden können, ob sie unerkannt bleiben, indem sie als

Deutsche oder als Migrant:innen «passen» (durchgehen) (Ahmed 2005:270–282). Vor dem Hintergrund der historischen Erfahrung, der wahnhaften rassistischen «Aufdeckung» kleinster Rom:nja- bzw. Sinti:zze-Anteile, zementiert der aktuelle, allgegenwärtige Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze eine spezifische Erfahrung, der zufolge die öffentliche Sichtbarkeit als Minderheit existenzielle Gefahren birgt. Trotz dieser historischen und gegenwärtigen Konstellation ist der Umgang mit diesem Erbe durchaus komplex und vielfältig, und stellt Rom:nja bzw. Sinti:zze in Deutschland vor spezifische Herausforderungen.

### **5.2.9 Rassismus(-erfahrungen) als gesellschaftliches Machtverhältnis**

Unsere Studie zeigt, wie Rom:nja und Sinti:zze teils vor unüberwindlichen Barrieren stehen und an den Rand der Gesellschaft gedrängt oder abgeschoben werden, und zwar durch unterschiedliche Mechanismen, die von stereotypen Einstellungen über institutionelle Diskriminierung bis hin zu rechtlichen Restriktionen und behördlichem Versagen reichen. Einige dieser Barrieren beruhen auf historisch tradiertem Rassismus, andere auf dem Unwillen oder Unvermögen, die Diversität der Gesellschaft anzuerkennen – und wieder andere auf Konstellationen, die Unmenschlichkeit und/oder Machtmissbrauch begünstigen. Gesellschaftlich garantierte Dienstleistungen, auf die sich alle Gesellschaftsmitglieder in der arbeitsteiligen Kooperation verlassen können sollten, stehen Rom:nja und Sinti:zze nicht in einer Weise zur Verfügung, die es erlaubt, von einer gesellschaftlichen Gleichstellung und selbstverständlicher Verlässlichkeit zu sprechen. Rassismuserfahrungen weisen einerseits darauf hin, dass einzelne Personen, bestimmte Berufsgruppen oder spezifische Institutionen unprofessionell vorgehen und ihren Auftrag nicht erfüllen. Andererseits deuten einige der Berichte unserer Gesprächspartner:innen darauf hin, dass sie doch ihren Auftrag erfüllen, der aber mit den üblichen professionellen Standards und gesellschaftlich garantierten Selbstverständlichkeiten bricht. So berichten einige davon, dass Lehrer:innen ihrem pädagogischen Auftrag nicht nachkommen, indem sie etwa Diskriminierung nicht ahnden, selbst diskriminieren oder die Interessen der Schüler:innen vernachlässigen. Andere handeln professionell, sie diskriminieren nicht selbst und versuchen die Fragen der Schüler:innen ernst zu nehmen, sind aber auf einen Lehrplan und Schulmaterialien angewiesen, die Rassismus fortschreiben. Während Erstere also diskriminieren, weil sie unprofessionell handeln, diskriminieren Letztere, weil sie im Rahmen eines tradierten Professionsverständnisses handeln (Stender 2016). Gleiches gilt für Ärzt:innen, die aufgrund ihrer eigenen rassistischen Verstrickung diskriminieren, oder aber wegen der kultur-

alisierenden Ausbildung von Mediziner:innen, ihrer Mittäterschaft beim Verfassen von Gutachten zur Abschiebung – oder auch durch das Verabreichen von Betäubungsmitteln, um Abschiebungen zu ermöglichen. Von Polizist:innen, die Schutz bieten sollen, geht Gewalt aus, auch hier sowohl wegen professionellen wie auch unprofessionellen Verhaltens und Auftrags.

Im Zusammenhang mit der eingeschränkten Professionalität aufgrund rassistischer Verstrickung, fehlender rassismuskritischer Sensibilität und rassistischer Tradierung von Stereotypen und Strukturen könnte auf eine mangelhafte Erfüllung des Gesellschaftsvertrags, des *Contract Sociale* (Rousseau 1762) geschlossen werden. Rassismus als professioneller Auftrag deutet dagegen auf den *Racial Contract* (Mills 1998) hin.

In Anlehnung an den Philosophen Charles Wade Mills, der den Gesellschaftsvertrag als Basis der aufgeklärten Staatsform diskutiert und in der Abhängigkeit zu einem darunter liegenden *Racial Contract* stellt, legt Maisha Auma dar, wie «Rassifizierung als institutionalisierte Ordnung auf der Grundlage eines (*weißen*) gesellschaftlichen Konsenses als eine verbindliche Praxis hervorgebracht wird» (Eggers 2005:57). Der Gesellschaftsvertrag sei nach Mills ein Herrschaftsvertrag, der gerade nicht auf Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit gründet, da er nur durch die Ausbeutung rassifizierter Menschen eingehalten werden könne und zusätzlich auf epistemischer Gewalt beruhe. Maisha Auma bezieht sich im Weiteren auf die symbolische Ebene und begründet aus einer Perspektive kritischen Weißseins eine überwiegend symbolische Praxis, die sie als Komplementarität bezeichnet. Sie diskutiert, wie im Rahmen rassifizierter Machtdifferenz die Eigenen zu den Anderen in Beziehung gesetzt werden (Eggers 2005:61).

Und tatsächlich erleben unsere Gesprächspartner:innen Rassismus nicht nur wegen der ungenügenden Einhaltung des Gesellschaftsvertrags, sondern auch aufgrund der Umkehr gesellschaftlicher Normen, Regeln, Vereinbarungen sowie Umformungen der Funktionen von Institutionen, sobald es um rassifizierte Personen, in diesem Fall Rom:nja und Sinti:zze, geht. Wenn Rassismus wirkt, dann schützt die Polizei nicht, heilen Ärzt:innen nicht, bildet Schule nicht. Das Konzept «Zuhause» als Ort der Sicherheit und des Rückzugs vor Rassismus (hooks 1996:67–78) wird erschüttert. Die gesellschaftlich und politisch bereitgestellten Angebote an Bürger:innen, das demokratische (in der Verfassung kodifizierte) Versprechen der Gleichberechtigung bleibt für sie auf vielfache Weise unerfüllt. Die Kritik am *Racial Contract* aufgreifend, können wir neben den vielfach geschilderten symbolischen Ausschlüssen auch die konkreten materiellen Bedingungen, unter denen rassifizierte Menschen arbeiten, wohnen, leben,

sich bilden, kulturell ausdrücken als unsichtbare Klausel in einem (weißen/Gadje) Gesellschaftsvertrag lesen, der durch weitere Differenzlinien wie Gender und Klasse die ungleiche Verteilung von Ressourcen in einer komplementären Ordnung zum Vorteil der einen und Nachteil der «anderen» regelt.

## 6. Empfehlungen

Die Bekämpfung von Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja setzt zwingend voraus, den individuellen als auch den strukturellen Rassismus offenzulegen, ihre historisch gewachsene und gegenwärtige Verankerung in allen Bereichen der Gesellschaft anzuerkennen und die davon ausgehende Gewalt als Verstöße gegen einzelne Menschen, gegen rassifizierte Kollektive sowie gegen die: «Grundsätze der Freiheit, der Demokratie, der Achtung der Menschenrechte und Grundfreiheiten sowie der Rechtsstaatlichkeit» (Amtsblatt der Europäischen Union 2008) öffentlich anzuprangern, konsequent strafrechtlich zu verfolgen sowie nachhaltige Maßnahmen dagegen zu entwickeln.

Rassismus zu bekämpfen, bedeutet zudem, der gesellschaftlichen Spaltung entlang rassistischer Kategorien und ihrer intersektionalen Verflechtungen entgegenzuwirken und für alle Menschen sichere Lebensverhältnisse herzustellen. Mehr Gleichberechtigung innerhalb der Gesellschaft herzustellen, setzt einerseits generelle Maßnahmen voraus, die den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen für alle ermöglichen und stärken, und erfordert andererseits ein spezifisches Vorgehen, um diverse Gruppen entlang der historisch und strukturell gewachsenen Differenzen einzubeziehen. So ist für Rom:nja und Sinti:zze – wie auch für andere Menschen – einerseits der Erteilung und Förderung vom Zugang zu allgemeinen Rechten erforderlich. Für eine angemessene Reaktion auf durch Rassismus produzierte Ungleichheitsdimensionen ist andererseits die Implementation spezifischer Fördermaßnahmen notwendig. Um direkte und indirekte institutionelle Diskriminierung zu verhindern, müssen einerseits generelle Rechte *tatsächlich allen* gewährt werden. Andererseits muss dort, wo generelle Rechte Einzelne benachteiligen, ein Ausgleich geschaffen werden. Das Ausbalancieren von spezifischen und generellen Maßnahmen sowie deren Gewichtung ist zur Reduzierung von Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze entscheidend.

Die spezifische Förderung von Rom:nja und Sinti:zze kann sogar Rassismus reproduzieren und stärken, etwa in Bereichen, in denen die soziale Lebenssituation ethnisiert wird. Dies kann etwa geschehen, wenn Förderprogramme aufgelegt werden, die auf die «Integration» von armen Menschen zielen, statt Armut abzubauen. Dasselbe trifft zu, wenn Maßnahmen die «Bildungsferne» von Rom:nja und Sinti:zze reduzieren sollen, anstatt Bildungsgerechtigkeit für *alle* Schüler:innen im Bildungssystem herzustellen. Spezifische Maßnahmen und Förderprogramme sind deswegen einzig in den Bereichen Abbau von Rassismus bzw. im (Selbst-)Empowerment sinnvoll. Anderenfalls dienen sie zur Verschleierung der rassistischen Verhältnisse, in denen die genannten Ungleichheiten produziert werden. Solange Regelstrukturen nicht diskriminierungskritisch arbeiten, sind Selbstorganisationen und Fachkräfte aus den Communitys erforderlich, um den Rat- und Hilfesuchenden professionelle, rassismusfreie Angebote und Unterstützung anzubieten. Neben staatlichen Leistungen betrifft dies unter anderem auch zivilgesellschaftliche Beratungsangebote, den gesamten pädagogischen Bereich und alle anderen Bereiche des Lebens.

Vor diesem Hintergrund haben wir die nachfolgenden Empfehlungen erstellt. Sie sind in a) allgemeine Empfehlungen und b) nach Zuständigkeitsbereichen (Bund, Land, Kommune) sortiert.

### **Allgemeine Empfehlungen**

Je höher bzw. intensiver der Unterstützungsbedarf ist bzw. je anspruchsvoller die entsprechenden Hilfen sind, desto dringlicher wird die ersprachliche Kommunikation. Da die Gadje-Fachkräfte – wie auch ein Teil der Fachkräfte aus den Communitys – kein Romanes sprechen, ist hier ein sorgsamer Umgang mit Klient:innen notwendig. Zum einen darf nicht vorausgesetzt werden, dass alle Klient:innen Romanes sprechen. Zum anderen muss gewährleistet sein, dass Dolmetscher:innen/Sprachmittler:innen, die beispielsweise Serbisch oder Bulgarisch beherrschen, nicht einen rassistischen Zugang zu bzw. Umgang mit den Klient:innen haben. Dies gilt insbesondere auch für therapeutische, aber auch ärztliche Settings. Daher ist einerseits eine Förderung von romanessprachiger Sprachmittlung/Verdolmetschung empfehlenswert, andererseits aber auch die Einstellung und Weiterbildung von Rom:nja als Sprachmittler:innen/Dolmetscher:innen auch für die Mehrheitssprachen der Länder, aus denen Rom:nja migriert sind.

- Förderung der Selbstorganisationen von Rom:nja und Sint:izze, die sich kritisch mit Rassismus und intersektionalen Unterdrückungsverhältnissen sowie Menschenrechtsverstößen auseinandersetzen und Strategien gegen Rassismus in allen Bereichen entwickeln (Barz/Kaya/Reinhardt/Abed-Ali 2020).
- Mentoring-Programme von Rom:nja und Sinti:zze für Rom:nja und Sinti:zze.
- Einrichtung von Förderprogrammen (Stipendien) für qualifizierende Berufsausbildungen und Studienprogramme – vor allem ist dabei die gezielte Förderung von staatlich anerkannter Qualifikation für Rom:nja und Sinti:zze als Fachkräfte im psychosozialen Bereich dringend erforderlich.
- Gesundheitsvorsorge und -versorgung für alle Menschen, unabhängig vom Aufenthaltsstatus unter dem Dach einer Krankenversicherung für alle. Mehrsprachige Informationen über Leistungen und Vorsorgemöglichkeiten. Ermöglichung eines zügigen Zugangs zur regulären Gesundheitsversorgung für neu Einwandernde, inklusive der Einführung einer Elektronischen Gesundheitskarte, wie es sie bereits in einigen Bundesländern gibt (vgl. <http://gesundheit-gefluechtete.info/gesundheitskarte>). Einführung eines anonymen Krankenscheins in allen Bundesländern, wie es ihn bereits in Thüringen und Berlin gibt (Vgl. <http://gesundheit-gefluechtete.info/das-modell-des-anonymen-krankenscheins>).
- Keine Erfassung und Verwendung von ethnizierenden Bezeichnungen (beispielsweise «RuBu» für «rumänisch-bulgarisch» bei einzelnen Polizeibehörden), generell keine herkunftsbezogene Zuständigkeit in Behörden.
- Der grundgesetzlich garantierte Schutz der Wohnung (Art. 13 GG) muss auch für alle Arten der staatlich geförderten Unterbringung gelten – insbesondere auch für Hostels, Obdachlosenunterkünfte, Gemeinschaftsunterkünfte für Geflüchtete etc.
- Förderung communitybasierter, partizipativer Rassismus-Studien in allen Bereichen – vor allem zu Gesundheit, Arbeit, Wohnen, Soziale Arbeit, Bildung, Behörden (insbesondere Jugendamt und Polizei), Alltagsrassismus, Empowerment, Umgangsweisen mit Rassismus, langfristige Folgen von Rassismus, transgenerationale Traumatisierung, Rassismus als Sozialisationsinstanz, Auswirkung von Rassismus auf die Entwicklung von Kindern, Auswirkung von permanenter Bleiberechtsunsicherheit auf Kinder und Familien, betroffenenkontrollierte Forschung von und für Hilfeempfänger:innen und Patient:innen.

## **Bund:**

- Kollektive aufenthaltsrechtliche Anerkennung von Rom:nja als Opfer des Nationalsozialismus und erleichterter Zugang zur deutschen Staatsangehörigkeit.
- Bleiberecht für Rom:nja, die Opfer von Rassismus und Diskriminierung geworden sind.
- Verbrieftes Bleiberecht für Menschen mit einer PTBS (Posttraumatische Belastungsstörung)-Diagnose.
- Verabschiedung eines Bundesantidiskriminierungsgesetzes, das den öffentlich-rechtlichen Bereich mit umfasst und alle Ausnahmen für den privat-rechtlichen Bereich – wie etwa auf dem Wohnungsmarkt (Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2015:17) – und für die christlichen Kirchen abschafft. Sprache (rassistischer Sprachgebrauch) muss als Diskriminierungsmerkmal aufgenommen, die Fristen für Beschwerden verlängert werden.
- Rassismuskritische/intersektionale/diversitätsorientierte Organisationsentwicklung für alle Behörden – in unmittelbarer Verantwortung der Leitungsebenen sowie die regelmäßige Evaluation.
- Legalisierung von Menschen ohne Aufenthaltspapiere bzw. von Geduldeten, die sich zu einem festzulegenden Stichtag in Deutschland befunden haben und sich seit mehr als sechs Monaten hier aufhalten.
- Illegalisierte Arbeiter:innen legalisieren, um die Ausbeutung auf dem Arbeitsmarkt abzuschaffen.
- Aufhebung der Regelung zu «sicheren Herkunftsstaaten».
- Ergänzung des Gemeinnützigkeitsrechts um den Zweck Empowerment und Antirassismus.



- Verabschiedung von Gesetzen zum effektiven sozialrechtlichen Schutz von Werkvertragsnehmer:innen und Unionsbürger:innen, die über die Entsenderichtlinie nach Deutschland kommen (Mindestlohn, Arbeitsschutz und andere Standards).
- Abschaffung der Übermittlungspflicht nach Paragraph 87 Aufenthaltsgesetz.
- Einführung bundesweit einheitlicher Mindeststandards für Obdachlosenunterkünfte.
- Verabschiedung eines Gesetzes, das die Möglichkeit befristeter Mietverträge einschränkt.
- Verabschiedung einer mietrechtlichen Regelung im BGB, die diskriminierungsfreies Wohnen definiert und schützt.
- Verabschiedung eines Gesetzes, das die Räumung von Familien verbietet.
- Qualifizierung der Anhörer:innen des BAMF zur Situation von Rom:nja in den Herkunftsländern, zu Rassismuskritik, zu sexualisierter Gewalt. Erstellung eines Leitfadens zum Umgang mit Menschen mit besonderem Schutzbedarf.
- Implementierung von Beauftragten für Frauen, queere Personen und Minderjährige beim BAMF.
- Festschreibung des Rechts auf qualifizierte rechtliche Beratung in der gewünschten Sprache vor der Anhörung beim BAMF. Bundesweit auskömmliche Finanzierung der Verfahrensberatung.
- Wahlmöglichkeit der Anhörungs-Sprache beim BAMF. Auch in Romanes müssen Anhörungen möglich sein. Die Sprachmittlung/Verdolmetschung muss durch qualifizierte, rassismuskritisch geschulte Personen stattfinden. Das Anhörungsinterview muss ausgedruckt vorgelegt und ein Einspruch gegen die Übersetzung ermöglicht werden.
- Selbstorganisationen sollen an allen communitybezogenen Prozessen, die auf Bundesebene stattfinden, beteiligt werden.
- Recht auf Zugang zu Berufsausbildung und Arbeit unabhängig vom Aufenthaltsstatus.

- Erstellung einer Studie zu *Racial Profiling* und rassistischer Polizeigewalt bei Bundespolizei, Ermittlungsbehörden und Geheimdiensten.
- Förderung von rassismuskritischen Kampagnen mit Bezug auf Rom:nja und Sint:izze und Kampagnen zur Sensibilisierung von Medienschaffenden und Zivilgesellschaft, beispielweise im Rahmen von Demokratie-Förderprogrammen.

## **Länder:**

- Erlass von diversitätsorientierten Partizipationsgesetzen (Öffnung der Verwaltung, verbesserte Teilhabe von Menschen mit Migrationsgeschichte und Menschen mit Rassismuserfahrung) auf Landesebene bzw. Evaluation der vorhandenen Gesetze und ggf. Novellierung. Rassismuskritische/intersektionale/diversitätsorientierte Organisationsentwicklung für alle Landesbehörden – in unmittelbarer Verantwortung der Leitung und regelmäßige Evaluation.
- Erlass umfassender Landesantidiskriminierungsgesetze, die den öffentlich-rechtlichen Bereich umfassen, und Einrichtung unabhängiger Beschwerdestellen für Landesbehörden und privatrechtlich organisierte Unternehmen, an denen das jeweilige Land die Mehrheit hält (Kindertagesstätten, Schulen, Hochschulen, Polizei, Justiz, Jobcenter, Landesjugendämter, Wohnungsbaugesellschaften, öffentliche Verkehrsbetriebe; Stadtwerke, Museen usw.). Die Beschwerdestellen müssen über Entscheidungsgewalt sowie Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten verfügen (inklusive Möglichkeiten zur Akteneinsicht, Versetzung, Abmahnung, Kündigung). Die Evaluation der Beschwerdestellen soll gemeinsam mit der Zivilgesellschaft erfolgen.
- Gewährung eines Verbandsklagerechts im Bereich (Anti-)Rassismus im Rahmen des Landesantidiskriminierungsgesetzes oder im Rahmen eines eigenen Gesetzes.
- Förderung und Einrichtung von Antidiskriminierungsbüros bei Selbstorganisationen für Beratung, Begleitung und Dokumentation rassistischer Vorfälle gegen Rom:nja und Sint:izze und Führung von Verbandsklagen.
- Verbesserung der Anerkennungspraxis von Bildungs- und Berufsabschlüssen; Anerkennung der Heterogenität der Ausbildungs- und Berufswege vor allem angesichts der deutschen Spezifik der dualen Berufsausbildung.

- Programme zur Arbeitsmarktförderung sollen regelmäßig evaluiert, durch einen Beirat mit Expert:innen aus der Community begleitet und ggf. verändert werden. Sie dürfen nicht nur beratend sein, sondern müssen mit Veto- bzw. Sanktionsrecht ausgestattet sein.
- Einsatz von Sprachmittler:innen und Angebot von Kinderbetreuung in staatlich geförderten Deutschkursen.
- Schulische Curricula müssen lebensweltorientiert gestaltet werden, dies bedeutet: Diversifizierung des Kanons, der Themen und Autor:innen in allen Fächern; Beschäftigung mit der Geschichte des Genozids an den deutschen und europäischen Rom:nja und Sinti:zze (Pharrajmos/Samudaripen/Manuschengromarepen<sup>18</sup>), mit dem Kolonialismus sowie den Alltagsgeschichten der diversen Gesellschaft Deutschlands.
- Einrichtung von unabhängigen Anlauf- und Fachstellen für Diskriminierungsschutz an Schulen (<https://www.berlin.de/ba-friedrichshain-kreuzberg/aktuelles/pressemitteilung/2020/pressemitteilung.963426.php>). Erarbeitung von Qualitätsstandards und Prozessen zur Bearbeitung von rassistischen/diskriminierenden Vorfällen an Schulen.
- Verbot der Werbung für Polizei und Bundeswehr in Schulen.
- Verbot von Deutsch-Sprachgeboten in Schulen.
- Verabschiedung eines Beschlusses der Kultusminister:innenkonferenz zur Anerkennung und Förderung von Mehrsprachigkeit. Dazu: Entwicklung von spezifischer Didaktik und Methoden.
- Einrichtung von Lehrstühlen für rassismuskritische und intersektionale Didaktik für schulische und außerschulische Bildungsarbeit, die in Bezug zu und im Austausch mit Community-Organisationen stehen.
- Hochschulen müssen sich verpflichten, rassismuskritische/intersektionale Empowerment-Räume für Rom:nja und Sinti:zze und andere rassifizierte Gruppen anzubieten.

---

<sup>18</sup> Romanesssprachige Bezeichnungen in verschiedenen Sprachvarietäten für den nationalsozialistischen Genozid an Rom:nja und Sinti:zze.

- Top-down verpflichtende rassismuskritische/intersektionale Qualifizierung/Fortbildung für Bildungsverwaltungen, Schulleitungen, Lehrkräfte und Erzieher:innen.
- *Critical Romani Studies* analog zu *Genderstudies* etablieren, unter der Leitung von Rom:nja und Sint:izze.
- Studie zu *Racial Profiling* und rassistischer Polizeigewalt bei Landes-Polizeibehörden; Ermittlungsbehörden und Landesämtern für Verfassungsschutz.
- Förderprogramme für Kinder und Jugendliche mit unterbrochenen bzw. nicht linearen Bildungsbiographien. Ermöglichung von Abschlüssen auf dem zweiten Bildungsweg.
- Umsetzung der mit der Minderheiten-Charta verbundenen Rechte auf Landesebene. Förderung eigener Fernsehsender, spezifischer Programme in Romanes, Radiosender, Theater, Museen – inklusive der Ausweitung auf migrierte Rom:nja, da es sich um eine europäische Minderheit handelt. Spezifische Förderung der Minderheit in allen Bereichen der Medienproduktion, vor allem in Entscheidungspositionen.
- Verpflichtende Fortbildungen und langfristige Prozessbegleitung durch rassismuskritische Rom:nja- und Sint:izze-Selbstorganisationen für Mitarbeiter:innen öffentlich-rechtlicher Sender. Erstellung von Qualitätsstandards als Selbstverpflichtung einer Berichterstattung, die Rassismus nicht reproduziert, sondern effektiv bekämpft. Rassismuskritische Durchsicht und ggf. Veränderung der Bild- und Tonarchive.
- Einrichtung einer Beratungsstelle, die bei Fällen von *Hatespeech* rechtliche Beratung anbietet und Klageführende in Gerichtsprozessen begleitet.
- Einrichtung eines Fonds für Rom:nja und Sint:izze, die Opfer von *Hatespeech* geworden sind (vgl. <https://hateaid.org>).
- Rechtliche Verpflichtung der Betreiber:innen von Plattformen wie Facebook, YouTube, Twitter etc., aktiv gegen *Hatespeech* vorzugehen.

### **Kommunen:**

- Rassismuskritische/intersektionale/diversitätsorientierte Organisationsentwicklung für alle Ämter – in unmittelbarer Verantwortung der Leitung und regelmäßige Evaluation.

- Festlegung von Fristen und zügige Bearbeitung aller Anliegen und von Anträgen in allen Behörden.
- Unabhängige Beschwerdestellen für Jugendämter, Gesundheitsämter, Ausländer- und andere kommunale Behörden. Die Beschwerdestellen müssen über Entscheidungsgewalt sowie Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten verfügen (inklusive Möglichkeiten zur Akteneinsicht, Versetzung, Abmahnung, Kündigung). Die Evaluation der Beschwerdestellen soll gemeinsam mit der Zivilgesellschaft erfolgen.
- Förderung und Einrichtung von Antidiskriminierungsbüros bei Selbstorganisationen für Beratung, Begleitung und Dokumentation rassistischer Vorfälle gegen Rom:nja und Sint:izze auf lokaler Ebene. Aufsuchende Beratungsangebote in den Räumen kommunaler Ämter und Behörden.
- Einrichtung von Beratungsstellen für Menschen ohne Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis, um die Lohnzahlungen gegen Arbeitgeber:innen durchzusetzen (vgl. <https://www.faire-mobilitaet.de>).
- Niedrigschwellige, mehrsprachige Beratung zu Arbeitsrechten in Sozialämtern, Jobcentern, Arbeitslosenagenturen mit qualifizierten, rassistuskritisch geschulten Mitarbeiter:innen und ggf. Dolmetscher:innen, die Qualitätsstandards einhalten müssen und deren Arbeit regelmäßig evaluiert wird.
- Wohnungsunterbringung für Geflüchtete. Die zugewiesenen Wohnungen müssen familienfreundlich, alters- und behindertengerecht sein. Bedarfe müssen im Vorfeld abgefragt und entsprechende Plätze angeboten werden (vgl. auch Wendel 2014; Liga der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege in Berlin 2020).
- Demokratische Mitbestimmungsrechte und Empowerment-Räume für Schüler:innen. Sie sollen die Möglichkeit haben, den Raum Schule mitzugestalten und auch Lehrkräfte zu evaluieren.
- Abschaffung segregierter und segregierender Schulformen: «Willkommensklassen» auflösen und Kinder im regulären Unterricht mit zusätzlichen Stunden fördern; Kinder mit Förderbedarf an Regelschulen beschulen; Förderschulen auflösen, Lehrkräfte und Ressourcen an Regelschulen aufstocken. Die Feststellung von Förderbedarf muss rassistuskritisch überprüft werden. Was sind die Kriterien, die dazu führen, dass so viele Rom:nja und Sint:izze auf Sonderschulen kommen?

- Förderung der Professionalisierung von Selbstorganisationen, insbesondere auch mit mehr- bzw. romanessprachigen Beratungsangeboten zu Gesundheit, Wohnen/Mietrecht, Arbeit und Schule.
- Empowerment von Eltern durch Stärkung von Elternvereinen.
- Bestrafung von Mietspekulation sowie betrügerischen Makler:innen und konsequente strafrechtliche Verfolgung.
- Bereitstellung von Spiel- und Grünflächen im öffentlichen Raum sowie rassismuskritische und diversitätsorientierte Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche.
- Eigentümer:innen, Pächter:innen und Betreiber:innen von Hostels sowie anderer Unterkünfte, die durch Kommunalmittel gefördert werden, müssen Mindeststandards einhalten und sich im Rahmen des gegebenen Mietrechts bewegen. Über die Einhaltung der Standards muss durch nachvollziehbare Kontrollmechanismen stärker als bisher gewacht, Verstöße müssen entsprechend geahndet werden. Dazu müssen einerseits unabhängige Kontrollstellen innerhalb der Landkreise bzw. Regionen eingerichtet, andererseits Möglichkeiten geschaffen werden, im Rahmen von anonymen Beschwerdeverfahren Mietrechtsverstöße offenzulegen.
- Bei Kostenübernahme für Hostels und andere Arten der zugewiesenen Unterkunft muss auf Familienfreundlichkeit sowie Alters- und Behindertengerechtigkeit geachtet werden. Vor einer Zuweisung muss der Bedarf erfragt werden.
- Bei Verlängerung der Zuweisung und der Kostenübernahmen für die Unterkunft soll die Kommunikation regelhaft auf Amtswegen erfolgen. Die Verfahren müssen im Interesse der Betroffenen beschleunigt und vereinfacht werden, Leistungslücken sind immer zu vermeiden. Zuweisungen sollen für einen längeren Zeitraum erfolgen, zumindest aber bis zum Ende des Anspruchs auf SGB II.
- Security-Mitarbeiter:innen und das Personal von staatlich finanzierten Unterkünften müssen vor der Einstellung den Nachweis erbringen, nicht einschlägig vorbestraft zu sein (erweitertes polizeiliches Führungszeugnis), nach der Einstellung müssen sie regelmäßig rassismuskritisch fortgebildet werden.
- Stärkung und Erweiterung des Sozialen Wohnungsbaus: Ein bestimmter Prozentsatz staatlich geförderten Wohnraums muss reserviert sein für Personen in besonderen

Notlagen. Kommunen müssen eine ausreichende, familienfreundliche, barrierearme, altersgerechte und den individuellen Bedürfnissen angemessene Wohnraumversorgung sicherstellen (Der Paritätische Gesamtverband 2020).

- Einführung einer Mietpreisbremse nach Berliner Beispiel.
- Vergesellschaftung des Eigentums von Mietspekulant:innen und Hausbesitzer:innen, die Wohneigentum verwaarloosen lassen.
- Förderung von Initiativen, die den Zugang für Rom:nja und Sinti:zze zu Sozialwohnungen erleichtern bzw. ermöglichen.
- Einrichtung von ausreichenden, ganzjährigen, familiengerechten, niedrighschwelligen Notunterkünften für wohnungslose Menschen. Das Angebot muss rassismuskritisch gestaltet sein, wo keine Rom:nja und/oder Sinti:zze eingestellt werden können, müssen die Mitarbeiter:innen regelmäßig fortgebildet werden.
- Einschulungsuntersuchungen müssen von mehrsprachigen, rassismuskritisch geschulten Ärzt:innen oder im Beisein von qualifizierten, rassismuskritisch geschulten Dolmetscher:innen (bei Bedarf auch für Romanes) durchgeführt werden.
- Kostenfreie Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel.

## 7. LITERATURVERZEICHNIS

Achim, Viorel (2004): *The Roma in Romanian History*. Budapest und New York: Central European UP.

Ahmed, Aischa (2005): «Naja, irgendwie hat man das ja gesehen». *Passing in Deutschland – Überlegungen zu Repräsentation und Differenz*. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.): *Mythen, Masken, Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, Seiten 270–282.

Ahmed, Sara (2018): *Das Glücksversprechen. Eine feministische Kulturkritik*, Münster: Unrast Verlag.

Althoff, Martina/Grulich, Julia/Bereswill, Mechthild et al. (2017): *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*. Wiesbaden: Springer VS.

Amnesty International (2010): *Not Welcome Anywhere: Stop the Forced Return of Roma to Kosovo*. London. Online: <https://www.amnesty.org/en/documents/eur70/011/2010/en> [2020–10–28].

Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2015): *Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt Strategien zum Nachweis rassistischer Benachteiligungen*. Online: [https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Expertisen/expertise\\_diskriminierung\\_auf\\_dem\\_wohnungsmarkt.pdf](https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Expertisen/expertise_diskriminierung_auf_dem_wohnungsmarkt.pdf) [2020–10–28].

Attia, Iman (2013): *Perspektivenwechsel durch Dekonstruktion. Islamdiskurs und (rassismus-) kritische Soziale Arbeit*. In: Hühnersdorf, Bettina/Hartmann, Jutta (Hg.): *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Disziplinäre und interdisziplinäre Diskurse*. Wiesbaden: Springer, Seiten 335–350.

Attia, Iman (2014): *Rassismus (nicht) beim Namen nennen*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Aus Politik und Zeitgeschichte. Jahresband 2014*, Seite 9. Online: <https://www.bpb.de/apuz/180854/rassismus-nicht-beim-namen-nennen> [2020–10–28].

Bahadır, Şebnem (2015): *Dolmetschen als Inszenierung: Eine körper- und handlungszentrierte Ausbildung von Dolmetschern und Dolmetscherinnen im Grenzbereich anderer Berufe*. In: GLK/Moritz, Marie-Theres (Hg.): *Employability als Ziel universitärer Lehre. Innovative Lehrprojekte an der JLU*. Marburg: UWV Universitäts Verlag, Seiten 47–57.



Barz, Hajdi/Kaya, Asiye/Reinhardt, Dotschy/Abed-Ali, Riham (2020): *Studie zum Empowerment für Sint\*izze und Rom\*nja*. Berlin/Mittweida (unveröffentlicht).

Bauer, Stephan (2006): *Von Dillmanns Zigeunerbuch zum BKA. 100 Jahre Erfassung und Verfolgung der Sinti und Roma in Deutschland*. Heidenheim: Uwe Siedentop.

Bislimi, Nizaqete (2014): *Rom\_nja in Deutschland – Visumsfreiheit oder frei von Rechten?* In: Heinrich-Böll-Stiftung/Randjelović, Isidora/Schuch, Jane (Hg.): *Perspektiven und Analysen von Sinti und Roma in Deutschland*. Berlin. Online: <https://heimatkunde.boell.de/de/2014/12/03/rromnja-deutschland-visumsfreiheit-oder-frei-von-rechten> [2020–10–28].

Blickle, Paul/Jansen, Frank, Kleffner, Heike et al. (2018): *187 Schicksale*. In: DIE ZEIT vom 27. September. Online: <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-09/todesopfer-rechte-gewalt-karte-portraet> [2020–10–28].

Boidin, Capucine/Cohen, James/Grosfoguel, Ramón (2012): *Introduction: From University to Pluriversity: A Decolonial Approach to the Present Crisis of Western Universities*. In: *Human Architecture: Journal of the Sociology of Self-Knowledge* 10:1. Online: <https://scholarworks.umb.edu/humanarchitecture/vol10/iss1/2> [2020–10–28].

Brooks, Ethel (2012): *The Possibilities of Romani Feminism*. In: *Journal of Women in Culture and Society* 38:1, Seiten: 1–11. Online: <https://www.journals.uchicago.edu/doi/full/10.1086/665947> [2020–10–28].

Brooks, Ethel (2015): *The Importance of Feminists and «Halfies» in Romani Studies: New Epistemological Possibilities*. In: *Roma Rights Journal of the European Roma Rights Centre: Nothing About Us Without Us? Roma Participation in Policy Making and Knowledge Production*. Budapest: errc, Seiten 57–61. Online: [http://www.errc.org/uploads/upload\\_en/file/roma-rights-2-2015-nothing-about-us-without-us.pdf](http://www.errc.org/uploads/upload_en/file/roma-rights-2-2015-nothing-about-us-without-us.pdf) [2020–10–28].

Brown, Leslie/Strega, Susan (Hg.) (2005): *Research As Resistance. Critical, Indigenous and Anti-Oppressive Approaches*. Toronto: Candian Scholars' Press/Women's Press. Online: <https://pepper.oise.utoronto.ca/pepper4/data/note/36981/Research%20as%20Resistance.pdf> [2020–10–28].

Butler, Judith (1998): *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Carmona, Sarah (2013): *The Romani Identity between Construction and the Recovering of a Minority Episteme*. Online: [https://www.academia.edu/11943148/The\\_romani\\_identity\\_between\\_construction\\_and\\_recovering](https://www.academia.edu/11943148/The_romani_identity_between_construction_and_recovering) [2020–10–28].
- Charmaz, Kathy (2006): *Constructing Grounded Theory*. London: SAGE Publications.
- Civil Rights Defenders (2018): *The Wall of Anti-Gypsyism – Roma in the Republic of Serbia*. Online: <https://crd.org/wp-content/uploads/2018/03/The-Wall-of-Anti-Gypsyism-Roma-in-Serbia.pdf>, Seite 12 [2020–10–28].
- Classen, Georg (2017): *Ratgeber für Geflüchtete in Berlin*. Online: <http://www.fluechtlingsinfo-berlin.de/fr/ratgeber.html> [2020–10–28].
- Copjec, Joan (2005): *Der Andere, wahrscheinlich*. In: Blümle, Claudia/von der Heiden, Anne (Hg.): *Blickzählung und Augentäuschung. Zu Jacques Lacans Bildtheorie*. Zürich/Berlin: Diaphanes.
- Cremer, Hendrik (2014): *Rassistisch motivierte Straftaten: Strafverfolgung muss effektiver werden*. Berlin: Deutsches Institut für Menschenrechte. Online: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-390704> [2020–10–28].
- Cremer, Hendrik (2013): *Die Asyldebatte in Deutschland: 20 Jahre nach dem «Asylkompromiss»*. Berlin: Deutsches Institut für Menschenrechte. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-349368> [2020–10–28].
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S./Smith, Linda T. (2008): *Handbook of Critical and Indigenous Methodologies*. London/New Delhi/Singapore: SAGE Publications.
- Deutsches Institut für Menschenrechte (2018): *Rassistische Straftaten erkennen und verhandeln. Ein Reader für die Strafjustiz*. Berlin. Online: [https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/Praxis\\_Rassistische\\_Straftaten\\_erkennen\\_und\\_verhandeln\\_Reader.pdf](https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/Praxis_Rassistische_Straftaten_erkennen_und_verhandeln_Reader.pdf) [2020–10–28].
- DGS/BDS (2017): *Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS)*. Online: [https://soziologie.de/fileadmin/user\\_upload/dokumente/Ethik-Kodex\\_2017-06-10.pdf](https://soziologie.de/fileadmin/user_upload/dokumente/Ethik-Kodex_2017-06-10.pdf) [2020–10–28].
- Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma (o.J.): *Das Urteil des Bundesgerichtshofs aus dem Jahr 1956*. Heidelberg. Online: <https://www.sintiundroma.org/de/ausgrenzung-nach-1945/verweigerte-entschaedigung/bgh-urteil-1956> [2020–10–28].

Eggers (jetzt Auma), Maisha (2005): *Rassifizierte Machtdifferenz als Deutungsperspektive in der Kritischen Weißseinforschung in Deutschland*. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.): *Mythen, Masken, Subjekte. Kritische Weißseinforschung in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag, Seiten 56–72.

Engbring-Romang, Udo (2003): *Vorurteile – naturwissenschaftlich begründet. Beiträge aufgeklärter Wissenschaftler zur Begründung des rassistischen Antiziganismus*. In: Engbring-Romang, Udo/Strauß, Daniel (Hg.): *Aufklärung und Antiziganismus*, Seeheim: I-Verb.de, Seiten 35–49.

Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

European Roma Rights Centre (2015): *Roma Rights Journal of the European Roma Rights Centre: Nothing about us without us? Roma Participation in Policy Making and Knowledge Production*. Budapest. Online: [http://www.errc.org/uploads/upload\\_en/file/roma-rights-2-2015-nothing-about-us-without-us.pdf](http://www.errc.org/uploads/upload_en/file/roma-rights-2-2015-nothing-about-us-without-us.pdf) [2020–10–28].

Europarat (2009): *Report of the Council of Europe Commissioner for Human Rights' Special Mission to Kosovo*. Brüssel. Online: <https://rm.coe.int/16806db77f> [2020–10–28].

EVZ (2016): *Gemeinsam für eine bessere Bildung. Empfehlungen zur gleichberechtigten Bildungsteilhabe von Sinti und Roma in Deutschland*. Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (Hg.). Berlin. Online: [https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user\\_upload/EVZ\\_Uploads/Handlungsfelder/Handeln\\_fuer\\_Menschenrechte/Sinti\\_und\\_Roma/Arbeitskreis\\_Bildung/EVZ\\_Bildungsteilhabe\\_online.pdf](https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Handlungsfelder/Handeln_fuer_Menschenrechte/Sinti_und_Roma/Arbeitskreis_Bildung/EVZ_Bildungsteilhabe_online.pdf) [2020–10–28].

Fanon, Frantz (1986): *Black Skin, White Mask*. Chipenham: Pluto Press.

Fings, Karola (2007): *Die «gutachtlichen Äußerungen» der Rassenhygienischen Forschungsstelle und ihr Einfluss auf die nationalsozialistische Zigeunerpolitik*. In: Zimmermann, Michael (Hg.): *Zwischen Erziehung und Vernichtung. Zigeunerpolitik und Zigeunerforschung im Europa des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, Seiten 425–459.

Foucault (1987): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2000): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.

Frank, Arthur W. (2005): *What Is Dialogical Research, and Why Should We Do It?* In: *Qualitative Health Research*. 15:7, Seiten 964–974.

- Gluck, Sherna Berger/Patai, Daphne (1991): *Women's Words*. New York City: Routledge.
- Goffman, Erving (2009): *Stigma*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gogolin, Ingrid (1994): *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. Münster: Waxmann.
- Gomolla, Mechthild/Radtke, Frank-Olaf (2002): *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grellmann, Heinrich Moritz Gottlieb (1783): *Die Zigeuner. Ein historischer Versuch über die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volks in Europa, nebst ihrem Ursprunge*. Dessau/Leipzig.
- Gronemeyer, Reimer (1987): *Zigeuner im Spiegel früher Chroniken und Abhandlungen: Quellen vom 15. bis zum 18. Jh.* Gießen: Focus.
- Gugutzer, Robert (2002): *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hall, Stuart (2000): *Rassismus als ideologischer Diskurs*. In: Rätzkel, Nora (Hg.): *Theorien über Rassismus*. Hamburg: Argument, Seiten 7–16.
- Hall, Stuart (2018): *Das verhängnisvolle Dreieck – Rasse, Ethnie, Nation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Harding, Sandra (2003): *The Feminist Standpoint Theory Reader. Intellectual and Political Controversies*. New York City: Routledge.
- Haraway, Donna: *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*. In: dies. (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main: Campus, Seiten 73–97.
- Hill Collins, Patricia (2000): *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. London: Routledge.
- Hill Collins, Patricia/Bilge, Sirma (2020): *Intersectionality*. Cambridge: Polity Press.
- hooks, bell (1996): *Heimat. Ein Ort des Widerstands*. In: dies. (Hg.): *Sehnsucht und Widerstand*. Berlin: Orlanda-Frauenverlag, Seiten 67–78.

Jakubi, Dritta (2019): *Antiziganismus, Romaphobie, Gadge-Rassismus? Kritische Einwände*. In: Peters, Katharina/Vennmann, Stefan (Hg.): *Nichts gelernt? Konstruktion und Kontinuität des Antiziganismus*. Duisburg: Situationspresse, Seiten 202–206.

Jonuz, Elizabeta (1996): *Romnja – «rassig» und «rassisch minderwertig»? Anmerkungen zu Geschichte und Realitäten von Romafrauen*. In: Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg.): *Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen*. Wien: Promedia.

Jonuz, Elizabeta (2009): *Stigma Ethnizität*. Opladen/Farmington Hills: Budrich UniPress.

Jonuz, Elizabeta/Weiß, Jane (2015): *Empfehlungen zur Datenerhebung von und mit Sinti und Roma in Deutschland*. In: Strauß, Daniel (Hg.): *Bildungsgerechtigkeit für Sinti und Roma in Deutschland. Handlungsempfehlungen für bessere Teilhabe und Inklusion von Sinti und Roma in Deutschland mit Fokus auf Bildung und Beschäftigung*. Berlin, Seiten 29–31.

Jonuz, Elizabeta/Weiß, Jane (2020): *(Un-) Sichtbare Erfolge: Bildungswege von Romnja und Sintize in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kalkuhl, Christina (2003): Die „schöne Zigeunerin“ zwischen Romantisierung und Verban-  
nung. In: Engbring Romang, Udo/ Strauß, Daniel (Hg.): *Aufklärung und Antiziganismus. Bei-  
träge zu Antiziganismusforschung*. Ort: Seeheim: I-Verb.de, Seiten 66-81.

Kjo është Rahovica Jonë (2018): PER KRIME LUFTE NE PODUJEVE. Online:  
<https://www.facebook.com/127502254028284/posts/1378912435553920> (vom 18. Februar)  
[2020–10–28].

Klein, Susanne (2018): «Jetzt ist es offiziell, dass ich nicht geistig behindert bin». Süddeut-  
sche Zeitung. München. Online: [https://www.sueddeutsche.de/bildung/inklusion-jetzt-ist-es-  
offiziell-dass-ich-nicht-geistig-behindert-bin-1.4058140](https://www.sueddeutsche.de/bildung/inklusion-jetzt-ist-es-offiziell-dass-ich-nicht-geistig-behindert-bin-1.4058140) [2020–10–28].

Klovert, Heike/Nottebrock, Joanna (2020): *Deutscher Name, deutscher Pass, diskriminiert*.  
Spiegel. Hamburg. Online: [https://www.spiegel.de/familie/sinti-und-rassismus-deutscher-  
name-deutscher-pass-diskriminiert-a-9a5c2795-45e6-4931-8766-9ddd2e987e4b](https://www.spiegel.de/familie/sinti-und-rassismus-deutscher-name-deutscher-pass-diskriminiert-a-9a5c2795-45e6-4931-8766-9ddd2e987e4b) [2020–10–  
28].

Knaus, Verena/Widmann, Peter et al. (2010): *«Integration unter Vorbehalt» – Zur Situation von Kindern kosovarischer Roma, Ashkali und Ägypter in Deutschland und nach ihrer Rück-  
führung in den Kosovo*. Köln: Deutsches Komitee für UNICEF.

Kóczé, Angéla/Zentai, Violetta/Jovanović, Jelena/Vincze, Enikő (2019): *The Romani Wo-  
men's Movement*. London: Routledge.

Kovach, Margaret (2005): *Emerging from the Margin. Indigenous Methodologies*. In: Brown, Leslie/Strega, Susan (Hg.): *Research as Resistance. Critical, Indigenous and Anti-Oppressive Approaches*. Toronto: Canadian Scholars' Press/Women's Press, Seiten 19–36.

Krokowski, Heike (2001): *Die Last der Vergangenheit*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Kurtić, Vera (2013): *Džuvljarka: Roma Lesbian Existence*. Niš: European Roma Rights Center. Online: <http://www.romnja-power.de/wp-content/uploads/2019/07/dzuvljarka-roma-lesbian-existence.pdf> [2020–10–28].

Lagrene, Ilona (1995): «*Wild und aufregend wie ein Zigeunermädel ...*» *Sinti-Frauen in der Kurpfalz*. In: Thomas, Ilse/Schraut, Sylvia (Hg.): *Zeitenwandel: Frauengenerationen in der Geschichte Mannheims*. Mannheim, Seiten 332–343.

Liga der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege in Berlin (2020): *Flüchtlingsunterkünfte in Berlin sind kein Spielball des freien Marktes!* Berlin. Online: <https://www.ligaberlin.de/Positionspapier-zu-hauptamtlichen-Nachtdiensten-in-ganzjaehrigen-Notuebernachtungen-996748.pdf> [2020–10–28].

Marin, Adrian/Csonta, Agnes (2012): *Discrimination of Roma Communities Romania, Workstream 1 Report NET KARD Project*. Online: [http://www.crj.ro/userfiles/editor/files/National%20Report%20Romania\\_NET-KARD.pdf](http://www.crj.ro/userfiles/editor/files/National%20Report%20Romania_NET-KARD.pdf) [2020–10–28].

Mayring, Philipp (2015): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim/Basel: Beltz.

Mecheril, Paul (2003): *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.

Melter, Claus (2007): *Sekundärer Rassismus in der Sozialen Arbeit*. In: Geisen, Thomas/Riegel, Christine (Hg.): *Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzungen*. Wiesbaden: Springer, Seiten 107–128.

Mills, Charles Wade (1998): *Blackness Visible*. Ithaca: Cornell University Press.

ntv (2020): *Bulgarien desinfizierte Roma mit Flugzeugen*. Beitrag vom 15. Oktober. Online: <https://www.n-tv.de/mediathek/videos/panorama/Bulgarien-desinfizierte-Roma-mit-Flugzeugen-article22103699.html> [2020–10–28].

Oltmanns, Ronja (2020): «*Wer die Mißbräuche des Asylrechts nicht bekämpft, der fördert [...] Ausländerfeindlichkeit.*» *Die Instrumentalisierung der rassistischen Anschläge und Pogrome Anfang der 1990er Jahre für die faktische Abschaffung des Grundrechts auf Asyl.* In: Sozial.Geschichte Online 27., Vorveröffentlichung, Seite 1–38. Online: [https://sozialgeschichteonline.files.wordpress.com/2020/06/vorverc3b6ffentlichung\\_sgo\\_27\\_oltmanns\\_misbr3a4uche.pdf](https://sozialgeschichteonline.files.wordpress.com/2020/06/vorverc3b6ffentlichung_sgo_27_oltmanns_misbr3a4uche.pdf) [2020–10–28].

OSF 2020: *Roma in the Covid-19 Crisis. An Early Warning from Six EU Member States.* Online: <https://www.opensocietyfoundations.org/uploads/2f2efd8a-8ba5-4ac4-8aee-ae0dcd2933ca/roma-in-the-covid-19-crisis-20200428.pdf> [2020–10–28].

Der Paritätische Gesamtverband (2020): *Soziale Plattform Wohnen. Plattformpapier 2020.* Online: [http://www.der-paritaetische.de/fileadmin/user\\_upload/Schwerpunkte/Wohnen/doc/200317\\_plattformpapier-wohnen.pdf](http://www.der-paritaetische.de/fileadmin/user_upload/Schwerpunkte/Wohnen/doc/200317_plattformpapier-wohnen.pdf) [2020–10–28].

Potts, Karen/Brown, Leslie (2015): *Becoming an Anti-Oppressive Researcher.* In: Brown, Leslie/Strega, Susan (Hg.) (2005): *Research As Resistance. Critical, Indigenous and Anti-Oppressive Approaches.* Toronto: Candian Scholars' Press/Women's Press, Seiten 255–286.

Pro Asyl (2014): *Gutachten zur Einstufung von Serbien, Mazedonien und Bosnien & Herzegowina zu «sicheren Herkunftsstaaten».* Online: <https://www.proasyl.de/material/gutachten-zur-einstufung-von-serbien-mazedonien-und-bosnien-herzegowina-zu-sicheren-herkunftsstaaten> [2020–10–28].

Regional Centre for Minorities (2012): *Die Liberalisierung des Visasystems und Einschränkungen des Rechts auf Asyl. Zur Situation serbischer Roma, die im Ausland Asyl beantragt haben.* In: Flüchtlingsrat NRW. Online: [https://www.fnrnw.de/fileadmin/fnrnw/media/downloads/Themen\\_a-Z/20130116\\_Visaliberalisierung\\_und\\_Asylrecht\\_-\\_Situation\\_serbischer\\_Roma.pdf](https://www.fnrnw.de/fileadmin/fnrnw/media/downloads/Themen_a-Z/20130116_Visaliberalisierung_und_Asylrecht_-_Situation_serbischer_Roma.pdf) [2020–10–28].

Randjelović, Isidora (2014): *Ein Blick über die Ränder der Begriffsverhandlungen um «Antiziganismus».* In: Randjelović, Isidora/Schuch, Jane/Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Dossier Perspektiven und Analysen von Sinti und Roma in Deutschland.* Online: <https://heimatkunde.boell.de/de/dossier-sinti-und-roma> [2020–10–28].

Randjelović, Isidora (2019): *Rassismus gegen Rom\*nja und Sinti\*zze.* In: Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e.V. (Hg.): *Vielfalt-Mediathek.* Düsseldorf. Online: [https://www.vielfalt-mediathek.de/material/rassismus-gegen-romnja-und-sintizze/rassismus-gegen-rom\\_nja-und-sinti\\_zze](https://www.vielfalt-mediathek.de/material/rassismus-gegen-romnja-und-sintizze/rassismus-gegen-rom_nja-und-sinti_zze) [2020–10–28].

- Rat der Europäischen Union (2008): *RAHMENBESCHLUSS 2008/913/JI DES RATES zur strafrechtlichen Bekämpfung bestimmter Formen und Ausdrucksweisen von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit* vom 28.11. 2008. In: Amtsblatt der Europäischen Union. Online: <https://eur-lex.europa.eu/legal-content/de/ALL/?uri=CELEX%3A32008F0913> [2020–10–28].
- Roma Büro Freiburg (2019): *Roma/Sinti Diskriminierungsbericht 2019*. Freiburg. Online: <https://amarodrom.de/sites/default/files/files/Diskriminierungsbericht%202019%20Roma-B%C3%BCro%20Freiburg.pdf> [2020–10–28].
- Roma Center Göttingen (2012): *Reisebericht – Roma im Kosovo und in Serbien. Unwillkommen und abgedrängt an den Rand der Gesellschaft*. Online: <https://www.roma-center.de/roma-im-kosovo-und-serbien-unwillkommen-und-abgedraengt-an-den-rand-der-gesellschaft/> [2020–10–28].
- Roma Center Göttingen (2014): *Abgeschobene Roma im Kosovo. Journalistische, juristische und medizinische Recherchen*. Online: <https://www.roma-center.de/abgeschobene-roma-im-kosovo-journalistische-juristische-und-medizinische-recherchen-2014> [2020–10–28].
- Rommelspacher, Birgit (1998). *Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.
- Rommelspacher, Birgit (2009): *Was ist eigentlich Rassismus?* In: Mecheril, Paul/Melter, Claus (Hg.): *Rassismuskritik, Band 1: Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach: Wochenschau Verlag, Seiten 25–38.
- Romano Bündnis (2013): *Position des Romano-Bündnis (Berlin) zum «Berliner Aktionsplan zur (gegen die) Einbeziehung ausländischer Roma»*. Online: <https://inirromnja.files.wordpress.com/2013/09/aktionsplankritikromanobc3bcndnis.pdf> [2020–10–28].
- Rosa Luxemburg Stiftung (2016): *Von wegen sicher, Das Konzept der sicheren Herkunftsstaaten in der Kritik*. Online: <https://www.rosalux.de/publikation/id/9232/von-wegen-sicher-2?cHash=7e139f5c5333142227a7883159ce3cf3> [2020–10–28].
- Rose, Romani (1987): *Bürgerrechte für Sinti und Roma. Das Buch zum Rassismus in Deutschland*. Heidelberg: Zentralrat Deutscher Sinti und Roma.
- Rosenberg, Otto [aufgezeichnet von Enzensberger, Ulrich] (2012): *Das Brennglas*. Berlin: Wagenbach.
- Rousseau, Jean-Jacques (1762): *Der Gesellschaftsvertrag*. Online: [https://www.textlog.de/rousseau\\_vertrag.html](https://www.textlog.de/rousseau_vertrag.html) [2020–10–28].



Russo, Jasna (2012): *Survivor-Controlled Research: A New Foundation for Thinking About Psychiatry and Mental Health*. In: Forum Qualitative Research FQS, Volume 13, No. 1, Art. 8 January 2012. Online: <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1790> [2020–10–28].

Said, Edward W. (1978): *Orientalism*. London: Pantheon.

Santos, Boaventura de Sousa (2018): *Epistemologien des Südens. Gegen die Hegemonie des westlichen Denkens*. Münster: Unrast-Verlag.

Schäfer, Wolfram (2005): *Wider den Vorwurf des Kindesraubes*. In: Engbring-Romang, Udo/Solms, Wilhelm (Hg.): *«Diebstahl im Blick»? Zur Kriminalisierung der «Zigeuner»*. Seeheim: I-Verb.de, Seiten 141–179.

Schuch, Jane (2012): *Erziehbarkeit als Argument. Sinti und Roma in der empirischen Untersuchung von Eva Justin (1943/44)*. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 18. Bad Heilbrunn, Seiten 258–280.

Schuch, Jane (2014): *Antiziganismus als Bildungsbarriere*. In: Randjelović, Isidora/Schuch, Jane/Heinrich Böll Stiftung (Hg.): *Dossier Perspektiven und Analysen von Sinti und Roma in Deutschland*. Online: <https://heimatkunde.boell.de/de/dossier-sinti-und-roma> [2020–10–28].

Schuch, Jane (2017): *Negotiating the Limits of Upbringing, Education, and Racial Hygiene in Nazi Germany as Exemplified in the Study and Treatment of Sinti and Roma*. In: *Race, Ethnicity Education* 20:5, Seiten 609–623. Online: <https://www.tandfonline.com/eprint/udAGESU7YqRCytzj4Y8T/full> [2020–10–28].

Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie (2018): *Leitfaden zur Integration von neu zugewanderten Kindern und Jugendlichen in die Kindertagesförderung und die Schule*. Berlin, Seite 28. Online: [https://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/fileadmin/bbb/unterricht/faecher/sprachen/deutsch\\_als\\_Zweitsprache/Leitfaden\\_zur\\_Integration\\_Stand\\_07.12.18.pdf](https://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/fileadmin/bbb/unterricht/faecher/sprachen/deutsch_als_Zweitsprache/Leitfaden_zur_Integration_Stand_07.12.18.pdf) [2020–10–28].

Seybold, Katrin/Spitta, Melanie (1987): *Das falsche Wort. Wiedergutmachung an Zigeunern (Sinti) in Deutschland?* D: ZDF. 83 Min.

Smith, Linda Tuhiwai (1999): *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples*. London und New York: Zed Books Ltd.

Solms, Wilhelm (2005): *Die literarischen Quellen des Kinderraubvorwurfs*. In: Engbring-Romang, Udo/Solms, Wilhelm (Hg.): *«Diebstahl im Blick»? Zur Kriminalisierung der «Zigeuner»*. Seeheim: I-Verb.de, Seiten 180–195.

Spitta, Melanie (2000): *Generalangriff auf unser Leben*. In: Wurr, Zazie (Hg.): *Newo Ziro – Neue Zeit? Wider die Tsiganomanie. Ein Sinti- und Roma-Kulturlesebuch*. Kiel: Agimos Verlag, Seiten 59–72.

Stender, Wolfram (2016): *Über die Schwierigkeit Sozialer Arbeit, nicht antiziganistisch zu sein*. In: Stender, Wolfram (Hg.): *Konstellationen des Antiziganismus. Theoretische Grundlagen, empirische Forschung und Vorschläge für die Praxis*. Wiesbaden: Springer Verlag, Seiten 329–348.

Strauß, Daniel/Lagrene, Ilona/Lagrene, Reinhold (2002): *... weggekommen. Berichte und Zeugnisse von Sinti, die die NS-Verfolgung überlebt haben*. Mannheim: Verband Deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg.

Strauß, Daniel (2011): *Studie zur aktuellen Bildungssituation deutscher Sinti und Roma*. Marburg: I-Verb.de. Online: [https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user\\_upload/EVZ\\_Uploads/Publikationen/Studien/2011\\_Marburg-strauss\\_studie\\_sinti\\_bildung.pdf](https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Publikationen/Studien/2011_Marburg-strauss_studie_sinti_bildung.pdf) [2020–10–28].

Sullivan, Shannon/Tuana, Nancy (Hg.) (2007): *Race and Epistemologies of Ignorance*. New York City: State University of New York Press.

Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalisierung des Rassismus*. Bielefeld: Transcript.

Thompson, Dennis (2020): *Trauma of Racism Fuels High Blood Pressure Among Black Americans*. *WebMD*. Online: <https://www.webmd.com/hypertension-high-blood-pressure/news/20200701/trauma-of-racism-fuels-high-blood-pressure-among-black-americans-study#1> [2020–10–28].

Uebel, Cornelia/Baur, Gülseli (2016): *Für dumm erklärt – Nenads zweite Chance*. Online: <https://www.youtube.com/watch?v=miMenY9TdaI> [2020–10–28].

Ufen, Katrin (1996): *Aus Zigeunern Menschen machen. Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann und das Zigeunerbild der Aufklärung*. In: Hund, Wulf D. (Hg.): *Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion*. Duisburg: DISS, Seiten: 67–90.

Unger, Hella/Narimani, Petra/M'Bayo, Rosaline (2019): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

UN High Commissioner for Refugees (UNHCR) (2010): *UNHCR-Briefing to the Joint Committee on Statutory Instruments – Asylum (Designated States) Order 2010* Online: <https://www.refworld.org/docid/5059aa462.html> [2020–10–28].

- Velho, Astride (2011): *Un/Tiefen der Macht: Auswirkungen von Rassismuserfahrungen auf die Gesundheit, das Befinden und die Subjektivität – Ansätze für eine reflexive Berufspraxis*. In: Landeshauptstadt München, Direktorium, Antidiskriminierungsstelle für Menschen mit Migrationshintergrund AMIGRA (Hg.): *Alltagsrassismus und rassistische Diskriminierung, Dokumentation der Fachtagung*. Online: [https://www.elina-marmer.com/wp-content/uploads/2014/02/fachtagung\\_alltagsrassismus.pdf](https://www.elina-marmer.com/wp-content/uploads/2014/02/fachtagung_alltagsrassismus.pdf) [2020–10–28].
- Vrenezi, Nait/Thaçi, Jusuf (2009): *The Position of Roma, Ashkali and Egyptian Communities in Kosovo*. Kosovo: Kosovo Foundation for Open Society (KFOS).
- Walter, Heike (1996): *Carmen für die bürgerliche Jugend. Die schöne Zigeunerin als politische Versuchung*. In: Hund, Wulf D. (Hg.): *Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion*. Duisburg: DISS, Seiten 91–106.
- Wendel, Kay (2014): *Unterbringung von Flüchtlingen in Deutschland. Regelungen und Praxis der Bundesländer im Vergleich*. Herausgegeben für den Förderverein PRO ASYL e.V. Frankfurt am Main, Seiten 85–88.
- Wierich, Andrea/Ivanov, Georgi/Schultes, Hannah (2019): *Besser nichts anbieten?! In: heimatkunde.boell*. Online: <https://heimatkunde.boell.de/de/2019/05/31/besser-nichts-anbieten> [2020–10–28].
- Wippermann, Wolfgang (2005): *Rassenwahn und Teufels Glaube*. Berlin: Frank & Timme GmbH. Verlag für wissenschaftliche Literatur.
- Weiß, Jane (2018): *Von Empfehlungen zu Standards in der Forschung zu und mit Sinti und Roma. Inputvortrag bei der geschlossenen Fachveranstaltung «Datenerhebung von Antiziganismus, Antidiskriminierungs- und Gleichstellungsdaten» des Zentralrat Deutscher Sinti und Roma*. Online: [https://zentralrat.sintiundroma.de/wp-content/uploads/2019/04/4\\_hu\\_praesentation\\_weiss.pdf](https://zentralrat.sintiundroma.de/wp-content/uploads/2019/04/4_hu_praesentation_weiss.pdf) [2020–10–28].
- Zimmermann (2007): *Antiziganismus – ein Pendant zum Antisemitismus. Überlegungen zu einem bundesdeutschen Neologismus*. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 55:4, Seiten 304–314.